

Zigeunerblut.

von

Hans Wachenhusen.

1865. Adolph Dominé, Berlin.

I. EIN SCHNELLER ENTSCHLUSZ.

In einer der elegantesten Garçon-Wohnungen der Residenz herrschte in den Vormittagsstunden die genialste Unordnung. Der kleine Salon, ein Muster von Geschmack und Comfort, zeigte die noch nicht ganz verwischten Spuren eines am Abend genossenen lustigen Soupers, welche ein Diener in bunter Livrée wegzuräumen mit großer Langsamkeit und Schläfrigkeit beschäftigt war, während sein Gesicht ebenfalls noch die Spuren einer schlaflosen Nacht zeigte und sein Mund sich häufig zum Gähnen verzog.

In dem an den Salon stoßenden Wohnzimmer standen die Fauteuils noch wie sie in der Nacht verlassen worden, der eine hiehin, der andre dorthin gekehrt. Die auf dem Tische befindlichen Albums waren durch einander gewürfelt, wie sie eben die ihrer überdrüssige Hand nachlässig von sich gelegt. Die auf dem schönen Teppich liegende Cigarrenasche, einige in den Fauteuils liegende, vergessene Taschentücher, mit den zierlichsten Brüsseler Spitzen besetzt, brachten auf die Vermuthung, daß das Souper von Damen getheilt worden, was um so wahrscheinlicher, als ein kleines Windspiel, in der Sopha-Ecke liegend, sich mit einer rothen Schleie beschäftigte, die von ihrer Besitzerin nicht vermißt worden und vermuthlich auch für den Besitzer dieser Wohnung keinen sonderlichen Werth haben mochte. Reste von Cigarretten

und Whistmarken unter dem Tisch, in größter Unordnung durch einander liegende Karten auf einigen zur Seite stehenden Spieltischen und endlich die Confusion, in welcher auf den Etagèren die kleinen reizenden Nippsachen lagen und standen, zeugten von einer lustigen Gesellschaft, die hier beisammen gewesen und über der sogar die schöne Stutzuhr auf dem Marmorgesims des Kamins ihren Tiktak vergessen hatte und stehen geblieben war.

Noch wilder sah es in dem dritten Gemach, dem Schlafzimmer, aus. Hier lagen Rappiere, Bücher, Garderobestücke, Toilettengegenstände in babylonischem Wirrwarr am Boden, auf den Tischen, auf dem Sopha. Der Zustand des mit reichen Vorhängen versehenen Bettes deutete darauf hin, daß dasselbe vor Kurzem erst verlassen worden, während eine auf dem Nachttische stehende, geöffnete und halb geleerte Flasche Sodawasser ein charakteristisches Licht auf die Stimmung warf, in welcher der Schläfer sich vom Lager erhob.

Dieser saß im kurzen Sommer-Morgenrock am Tisch, beide Schläfen auf die geballten Hände gestützt, in ein Buch blickend oder vielmehr mit so starren, verglasten Augen die Buchstaben anstarrend, daß er unmöglich von der Gelehrsamkeit, die aus dem Buche vielleicht zu schöpfen war, eine Ahnung haben konnte. Neben ihm, noch unangerührt, ein sehr elegantes Kaffeeservice, durch einen seiner Ellnbogen schon der Art bei

Seite geschoben, daß es in der höchsten Gefahr schwebte. Einige Hefte, zu schriftlichen Arbeiten bestimmt, lagen weiter hin vor ihm auf dem Tisch, über ihnen zwei geöffnete Briefe, von denen der eine die zierliche Handschrift einer Dame zeigte, während der andre die sicheren Schriftzüge eines Geschäftsmannes trug. Endlich lag ein ziemlich dickes, vergilbtes Actenstück unter dem Buche hervorschauend da, auf welches zuweilen die matten und fast leblosen Augen des Lesers fielen.

Dieser war ein junger Mann von kaum einigen zwanzig Jahren und trotz der durchschwärmten Nacht von frischen und hübschen Gesichtszügen. Sein schwarzes, lockiges Haar war militärisch gekürzt, seine Stirn hübsch geformt und noch in jener blendenden Frische, wie sie der Mangel an allen Sorgen uns gewährt. Eine feine, leicht gekrümmte Nase sprang über ein zierliches, aufwärts gebogenes Schnurrbärtchen vor, unter welchem zwei ebenso frische, in ihrer Form Genußsucht und Lebenslust verrathende Lippen ungeduldig sich an den weißen Zähnen rieben. Die dunkelbraunen Augen, gegenwärtig der Spiegel innerer Oede, Zerfahrenheit und Unzufriedenheit, mochten in naturgemäßerem Zustande mehr Leben haben, jetzt brach sich vergeblich ihre Sehkraft an den widerspenstigen Zeilen des Buches, die immer wieder durch einander liefen und trotz aller Mühe nicht zu unterscheiden waren.

Wir haben die Ehre, dem Leser in dem jungen Mann, der um elf Uhr Morgens ersichtlich viel zu früh aufgestanden, den Herrn Otto Friedrich Gerhard, Freiherrn auf und

zu Dörenberg vorzustellen, der in der That gestern, wie das übrigens gerade nicht selten geschah, seinen Freunden ein solennes Souper gegeben und während seine Gäste wahrscheinlich so glücklich waren, bis zum Mittag den kleinen Rausch auszuschlafen, den sie möglicherweise mit nach Hause genommen, dazu verdammt war, sich mit Büchern, Briefen und vergilbten Actenstücken herum zu schlagen.

Während der Diener drüben, ein Bursche, dem man das in Livrée steckende, von städtischem Wesen beleckte Bauernkind auf den ersten Blick ansah, sich zum Ausruhen in einen der Fauteuils geworfen und unbeachtet, wie er sich wußte, eben mit einem ganzen Stoß von zerknitterten Servietten im Arm einnicken wollte, ward er plötzlich durch ein Krachen aus dem Schlummer empor gestreckt. Zitternd sprang er auf und starrte verdutzt nach allen Seiten. Ein neuer Lärm ließ ihn abermals zusammenfahren, so daß sämtliche Servietten auf den Teppich glitten. Erst jetzt ganz erwachend hörte er die Stimme seines Herrn, begleitet von einem neuen dumpfen Geräusch.

»Ein Hageldonnerwetter fahre in die ganzes Wirthschaft!« rief nämlich Gerhard von Dörenberg aus, als er sich mit der einen Hand in das schwarze Haar fahrend das schon auf der Kippe stehende Kaffeeservice aus der Balance gebracht und dieses klirrend in Scherben zu Boden fiel, sodaß Kaffee, Sahne und Zucker am Boden wie eine in Sepia gemalte Landschaft durch einander

schwammen. »Nur ein Narr kann Platz haben in seinem leeren Schädel für alle die Dummheiten!«

Und den Stuhl zurückstoßend, aufspringend, packte er das dicke, vor ihm liegende Buch und schleuderte es mitten in den Kaffee hinein auf den Boden.

Mit langen Schritten in seinen rothen Zuaven-Pantalons im Zimmer umher und über die Scherben hinweg steigend, beide Hände in die Taschen seines tadellos weißen Morgenrockes steckend, belebten sich seine dunklen Augen, seine etwas geblaßten Wangen nahmen ihre Röthe wieder an, seine scharf gezeichneten Nasenflügel weiteten sich leidenschaftlich, als auf der Schwelle zu seinem Schlafzimmer das dumme Gesicht des Dieners erschien, der mit geöffnetem Munde auf die Scherben es schönen Geschirres blickte.

»Nimm weg das, Du Dummkopf! Was glotzest Du da!« fuhr ihn Gerhard an. »Wer giebt Dir das Recht, Dich verwundert zu stellen, wenn es mir beliebt, den Kaffee auf den Boden anstatt in den Magen zu schütten? ... Wer hat Dich geheißen, mir das Geschirr da so unter die Ellbogen zu schieben, daß es zerbrechen mußte? Soll ich Dir Beine machen? Was stehst Du da?«

Und wieder stieg Gerhard in seinen rothen Hosen wie ein erzürnter Flamingo im Zimmer umher, während der Diener mit ängstlicher Hand und schweigend den Boden reinigte.

Kaum wieder allein, begann Gerhard folgenden Monolog, mit welchem er seine Promenade im Zimmer begleitete:

»Ich sehe nicht ein, *wer* mich zwingt, mir das Leben auf eine so systematische Weise durch Dinge zu verbittern, die ich nicht nöthig habe und für die ich niemals den geringsten Sinn haben werde! Ich bin Soldat! Ja, das bin ich; aber ich fühle, daß ich das Vaterland niemals retten werde und daß es verloren ist, wenn es sich etwa auf mich verlassen sollte. Eine Zeit lang machte mir das Spaß, aber nur so lange als ich nichts Besseres kannte, als die Epaulettes der höchste Inbegriff meines Sehns, meines Ehrgeizes waren, d. h. so lange als ich glaubte, was man mir bei meiner Erziehung eingeflößt, daß ich nämlich von der Vorsehung bestimmt sei, Soldat zu werden, daß es für mich nichts andres auf der Welt gebe, als die Epaulettes. Die Dogmen unsrer Erziehung aber halten nur so lange vor, als andre Dogmen nicht Gelegenheit finden, in unsre Poren einzudringen, als die Anschauungen von Vater und Mutter, Onkel, Tante und Großvater in uns gerade die Aufnahme finden, welche das Weizenkorn in der Mutter Erde findet, wenn man sich nicht vorher überzeugt hat, ob der Boden demselben euch zusagt. Ich bin ein Feld, in welches man Buchweizen gesät hat, während ich geeignet bin, eine stolze Palme zu ernähren: ich würde ein stolzer Reiter sein im afrikanischen Burnuß, auf flüchtiger Sahara-Stute, der Waffenrock aber ist mir zu eng, er macht mir Herzklopfen, die Subordination ist mir ein Deckel, an dem ich mir stets wie ein Springteufel den Kopf stoße; ich, der ich Geist

und Witz genug zu haben glaube, um mit Allen über Alles zu sprechen, der ich im Stande wäre, einem Feldmarschall Lectionen in der Taktik zu geben, ich sitze wie ein Schulbube, mir vergebens den Kopf zerbrechend an den Wissenschaften, deren ich zum Lieutenants-Examen bedarf, und mußte mir nachsagen lassen, daß ich nur mit Noth das Fähnrich-Examen bestanden! . . . Ein General schlägt keine Schlacht, die er zu verlieren die Ueberzeugung hat, und Welch' eine Schmach wäre es für mich, bei diesem elenden Examen eine Niederlage zu erleiden! Also weg damit! Ich hab's nicht nöthig, mich in dieses Prokrustes-Bett zwingen zu lassen, ein schlechter Adler, der sich fangen und sich die Schwingen stutzen läßt! Der Falke, dem man die Kappe aufgezwängt, ist kein Falke mehr, ein Sklave nur; ich aber fühle, daß ich nur *ich* bin, wenn ich Herr meines Willens, Herr meiner Stellung in der Gesellschaft bin und zu dieser bedarf ich keiner andren Uniform als der des unabhängigen Gentleman, der ich zu sein glaube vom Scheitel bis zur Sohle!«

Gerhard, erleichtert durch diesen Entschluß, schritt stolz wie der Löwe durch die Wüste, durch seine drei Zimmer. In das Schlafgemach zurückkehrend fuhr er mit der Hand über den Tisch und warf Bücher, Actenstücke und Briefe entrüstet auf den Boden.

Sein Auge haftete dabei auf dem einen der Briefe; behutsam nahm er denselben auf, führte ihn an seine Lippen und legte ihn auf den Nachttisch.

»Zürne nicht, theure Hedwig!« murmelte er mit komischem Ernst. »Es war nicht böse gemeint! . . . Und Du alte

Mumie,« setzte er hinzu, während er mit dem Fuß das Actenstück berührte, »Stolz und Lust meiner gnädigen Tante, nimm wenigstens den Dir gebührenden Platz in meinem Archiv, bis ich in der Stimmung bin, Dich durchzulesen, wozu freilich einstweilen keine Aussicht ist.«

Gerhard hob mit den Fingerspitzen das Actenstück vom Boden, als wollte er sich dieselben nicht beschmutzen. Dann blätterte er oberflächlich darin, warf einen flüchtigen Blick auf einzelne der in dem Actenstück enthaltenen Dokumente, schüttelte lächelnd den Kopf und trug es zu seinem Kleiderschrank, um es auf den Boden desselben zu werfen.

»Sonderbare Zumuthung der Gnädigen, diese Scharteke zu durchlesen, der nur der Einband von Schweinsleder fehlt,« fuhr er zaudernd fort. »Und mit welcher Feierlichkeit gebietet sie mir in ihrem Briefe, von dem ich auch nur die erste Seite gelesen, Wort für Wort, Zeile für Zeile mit aller Sammlung und Aufmerksamkeit zu studiren, weil jedes Blatt dieses Actenstücks ein Stück Leben unsrer Familie, ihrer Vergangenheit, ihrer ganzen Zukunft sei! ... Hm! Das Ganze mag nicht ohne Interesse sein,« setzte er hinzu, indem er zerstreut blätterte, »aber es scheint mir mehr für einen Chronikenschreiber geeignet, ja es muß sogar für einen Criminalisten von Bedeutung sein, denn da stehen Dinge, die nach Blut, nach Frevel und Verbrechen schmecken, aber mein Gott, wie paßt das Alles in *meine* Stimmung! Diese Scharteke mordert mich an, sie erregt mir Uebelkeit, mir ist, als blickte

ich in ein seit Jahrhunderten nicht geöffnetes Grabgewölbe! ... Und dabei ist mir selbst schon zu Muthe, als sei mein Körper ein Sarkophag, in welchem alle guten Geister sich zum ewigen Schlaf gelegt! ... Also mit Ihrer Erlaubniß, gnädige Tante, legen wir diese wichtigen Dokumente in unser Familien-Archiv; vielleicht finde ich eine geeignete Persönlichkeit, der diese verzerrten Schriftzüge geläufiger sind und von der ich mir sagen lasse, was darin steht!«

Damit warf Gerhard das Actenstück auf den Boden des Kleiderschranks und hatte es im nächsten Augenblick bereits vergessen.

Gleichzeitig trat der Diener wieder ein und überreichte ihm auf einer silbernen Platte einen Brief, der soeben abgegeben worden. Zerstreut griff Gerhard danach, öffnete das Couvert, las und blickte dann zerstreut vor sich hin. Sichtbar war der Inhalt des Briefes kein angenehmer, ein Zug von Unmuth flog über Gerhard's Gesicht.

»Hauptmann von Greifenberg« las er die Unterschrift, noch einmal in den Brief blickend, ihn dann unwillig zusammen drückend und in die Tasche steckend. »Er giebt mir freundschaftlich den guten Rath, den ich mir selbst soeben gegeben, mich meines Examens wegen nicht weiteren Mühseligkeiten auszusetzen, sondern um meinen Abschied zu bitten, da ... Hier kommt eine sehr gezwungene höfliche Motivirung, in der ich zwischen den Zeilen zu lesen habe, daß man mit meiner Lebensweise sehr

unzufrieden und nach mehrern mir von meinem Chef ertheilten Rüffeln keine Ursach habe auf Aenderung derselben zu hoffen! ... Gut, es sei! Meiner gnädigen Tante schreibe ich heute noch, daß man mir von Brasilien oder von Egypten oder sonst woher den Rang eines Obersten angeboten und daß ich in meinem Thatendrang deßhalb meinen Abschied gefordert habe. Hinterdrein zerschlägt sich dieses glänzende Engagement aus Gründen, um die ich nicht verlegen bin, und ich ... ich bin ein freier Mann!«

Niemand war glücklicher als Gerhard.

»Jean, meine Toilette!« rief er in's Zimmer hinaus und seelenvergnügt stieß er die Fenster seines Schlafzimmers auf, um in der frischen Gottesluft die von der lästigen Sklavenjacke befreite Brust zu baden.

»Es ist lächerlich,« sprach er für sich, während er seine Toilette begann, »mit einem Vermögen wie dem meini-gen ein solches Joch zu tragen! Freilich hat der alte Salomon wohl schon den größten Theil dieses Vermögens in Händen, aber selbst wenn ich in den drei Jahren meiner Selbständigkeit Zweidrittel verausgabt haben sollte, so bleiben mir mindestens noch dreißigtausend Thaler, mit denen ich eine sehr anständige Existenz haben kann, wenn ich in meiner Lebensweise einige Einschränkungen einführe; meine gnädige Tante wird sich in Berücksichtigung der Umstände auch zu einigen jährlichen Opfern noch verstehen und so werde ich dann ein Leben der Freiheit führen, um das mich der Vogel in der Luft beneiden

soll. Vor Allem wird es nothwendig sein, dem alten Salomon heute meine Visite zu machen. Mein Unglück im Spiel war gestern grenzenlos; dieser Germann hat mir gestern wieder enorme Summen abgewonnen, ich blieb ihm noch dreihundert Thaler auf Ehrenwort schuldig, um wenigstens noch so viel in der Tasche behalten zu können, um an die schöne Baronin Julie einige Goldstücke mit der nöthigen Galanterie verlieren zu können . . . Ein reizendes Weib! Sie trägt ein Geheimniß in sich, das ich ihr um Gott weiß was abkaufen könnte! Sie zeigt gegen mich ein Benehmen, das wechselnd wie Eis und Gluth. Heute nimmt sie mit der höchsten Liebenswürdigkeit die Einladung zu meiner Soirée an, morgen behandelt sie mich in ihrem Boudoir mit einer Kälte, die mich zum Eiszapfen gefrieren machen könnte. Niemand kennt ihre Vergangenheit und wer sie zu kennen behauptet, ist offenbar im Irrthum, denn jeder Anspielung auf dieselbe begegnet sie mit der größten Ruhe und einer Unbefangenheit, welche den bösen Leumund Lügen straft. Während sie die Männerwelt verrückt macht, hat sie für die Frauen etwas Zurückstoßendes, Unheimliches; kein Weib verkehrt mit ihr und als sie neulich mit der naiven, reizenden Hedwig zufällig zusammen traf, flüsterte diese mir heimlich in's Ohr, es überlaufe sie ein Schauer, ein Hauch wie kalter Nordwind in der Nähe dieses Weibes. Vielleicht ist's weibliche Eifersucht, denn kein Weib gönnt ja dem andern das Weiße im Auge, namentlich wenn dieses Auge so götterschön ist wie das der Baronin! . . .

In der beneidenswertesten Laune verließ Gerhard eine halbe Stunde später seine Wohnung, um sich zu dem alten Salomon, seinem Geschäftsführer, zu begeben, der für ihn ein unerschöpflicher Bronnen und in seinen Augen ein Ehrenmann war, weil er niemals von Prozenten gesprochen, sondern dem jungen Windbeutel, dessen Vermögensverhältnisse er sehr genau kannte, bereitwillig die oft bedeutenden Summen aushändigte, welche dieser von ihm verlangte.

Ehren-Salomon bewohnte ein niedriges, baufälliges Häuschen in einer engen Gasse der Hauptstadt, in der eigentlichen Geschäftsgegend derselben. Schwere mit Eisen beschlagene Laden an den Fenstern des Erdgeschosses verriethen das Mißtrauen des Alten gegen seine Mitmenschen und bestätigten die allgemeine Ansicht, daß er in seinem düstern Nest ein ganzes Californien von Reichthümern verberge. Nicht minder gut verwahrt war die Hausthür, deren schwere eiserne Riegel schon nach acht Uhr Abends, wenn Salomon sein Comptoir schloß, vorgeschoben wurden, da er es liebte, durch ein Hinterpförtchen, das durch einen langen und schmalen Gang in eine andre Gasse führte, hinaus zu schlüpfen, wenn er wirklich Abends sich einmal eine kleine Erholung gönnte.

Der Hausflur, eng und schmutzig, war Tags so finster, daß der Fremde mit den Händen an der Wand sich zu dem nach dem Hofe belegenen Comptoir tappen mußte, welches letztere wiederum durch zwei breite und dicke eiserne Querstangen verwahrt war, während das einzige

nach dem Hofe gehende Fenster durch ein starkes Eisengitter jeder Gewalt trotzte. Eine schiefhängende und ausgetretene Treppe führte nach der oberen Etage, auf deren Flur massive Eichenschränke an den Wänden standen.

Hier oben hatte Salomon seine Wohnung; die unteren Räume waren sämmtlich für allerlei Waare bestimmt, an denen es niemals hier fehlte und die man zu gewissen Zeiten aus und ein transportiren sah. Hier oben rastete Salomon Abends nach der Geschäftszeit, plaudernd mit dem einzigen Töchterchen, das ihm die vor bereits sechs Jahren gestorbene Gattin hinterlassen; hier oben auch war seit Jahren keine fremde Person erschienen mit Ausnahme der alten jüdischen Aufwärterin, welche Morgens kam, ihre Dienste verrichtete und dann wieder ihres Weges ging.

Es war, wie gesagt, ein stilles Haus, in welchem nach Ansicht der Nachbarschaft der Reichthum ebenso unhörbar wuchs wie das Gras auf der Wiese. Der Alte schaffte und scharrte, er war dabei an die siebzig Jahre alt geworden und wie er glaubte, war der Schnitter noch fern, denn wie schwach und hilflos er auch erschien, in seinem ganzen Organismus versagte kein Glied bis jetzt den Dienst, und wenn es wirklich einmal geschah, so war doch Salomon stets schnell wieder auf den Beinen und sammelte emsig wie eine Ameise.

Niemand konnte dem Alten Böses nachsagen. Er machte Geschäfte, wie sie ihm vorkamen, kaufte Waaren und Papiere, borgte auf Beide, und wenn ihm ein außergewöhnliches Geschäft in die Hände kam, so liebte er es,

sich erst überreden und breit schlagen zu lassen, wie lüsternd er auch innerlich danach sein mochte. Nur mit der Börse wollte Salomon nichts zu thun haben, weil er Kopf und Hände voll von viel zuverlässigeren Geschäften hatte und er sich selbst schon für zu schwerfällig hielt, um dem *steeple chase* der politischen Ereignisse und ihren Wirkungen zu folgen.

Sami Salomon saß an dem Morgen, an welchem wir sein Haus betreten, in seinem kleinen Comptoir, in ein dickes Buch vertieft. Eine große, runde Brille hing ihm fast auf der Nasenspitze, während seine magere, abgezehrte, gelbe Hand Zahlen über Zahlen neben, unter und hinter einander schrieb. Dann und wann, sobald er auf dem Flur ein Geräusch zu hören glaubte, blickten seine kleinen, von weißen buschigen Brauen beschatteten, listigen Augen aufmerksam zur Thür; hatte ihn sein scharfes Ohr getäuscht, so versetzte er sich wieder in sein Rechnungswesen zurück und seine mageren, schmalen und blassen Lippen bewegten sich, die Zahlen repetirend, damit er nur ja sich nicht irre.

Das Gesicht des Alten, während er sich über sein großes Contobuch beugte, zeigte eine hohe, glänzende Stirn, an deren Schläfen die Adern stark heraustraten; sein spärliches Haar hatte die reinste Silberfarbe und beschränkte sich auf einen kleinen über der Stirn zurückgebliebenen weißen Busch und einen um den Nacken gehenden halben Kranz. Seine scharf hervorspringende lange Nase, sein zahnloser, zurückgesunkener Mund, seine unter den starken Backenknochen zusammengefallenen,

runzigen Wangen, an die sich ein dünner weißer unter dem Kinn herumlaufender Backenbart schloß, endlich die erdfahle Farbe seines Gesichtes und die nur noch aus Knochen bestehenden Hände mit den langen und spitzen Fingern – Alles dies gab dem Alten das Gepräge eines Habsüchtigen, eines Geizhalses, und doch war Salomon nichts als ein peinlich gewissenhafter Geschäftsmann, wo es den ihm zukommenden Gewinn anging, in dessen Höhe er allerdings ein ziemlich weites Gewissen hatte.

Inzwischen saß die Tochter des Alten, die zwanzigjährige Rahel, ein Mädchen von jener eigenthümlichen und wunderbaren Schönheit, wie sie nur der Orient erzeugt, hinter den Jalousien des Fensters im oberen Stockwerk und starrte, während die Nadel auf ihren Schooß gesunken war, mit ihren großen dunklen, von schwarzen Brauen überwölbten Augen zerstreut auf die öde Straße hinab. Rahel war das einzige Kind des alten Salomon und führte ein Leben, das sie die Maus beneiden ließ, die Nachts an dem Holzwerk der Wände nagte. Rahel war zwanzig Jahre alt und hatte viel zu viel Zeit zum Träumen; sie verbrachte ihre Jugend in einer Abgeschlossenheit und Einsamkeit, die oft gefährlicher als die Versuchungen des Lebens, sie hatte keinen andern Umgang als den mit ihren Gedanken, den gefährlichsten Umgang, den ein junges Mädchen von leidenschaftlichem Temperament haben kann, und daß Rahel leidenschaftlich war, das verrieth das Feuer ihrer großen, gluthvollen Augen, die in ewiger Entsagung den Ausdruck

der höchsten Melancholie angenommen hatten, das verrieth das Zucken ihrer üppigen rothen Lippen, wenn es im Herzen etwas stürmisch herging und die Gedanken sich gegen den Fluch empörten, der sie mit ihrem vollen, lebensmuthigen Herzen zur Einsamkeit, zur Gefangenschaft verdammt.

Rahels ganze Erscheinung war die Vollendung der Schönheit. Ihr rundes, leicht angehauchtes Antlitz mit den rothen Wangen, dem kleinen, leicht gebogenen Näschen, dem kirschrothen Mündchen, dem Grübchen im Kinn, den tiefliegenden schwarzen Augen und dem vollen, glänzenden Haar, ihr üppiger Wuchs, die zierlichen weißen Hände, die kleinen Füße – Alles an ihr war künstlerisch schön, vollendet zu nennen. Und dieses Meisterwerk der Schöpfung mußte in der Einsamkeit verkümmern, kannte keinen andern Umgang als den mit dem einsylbigen, stets calculirenden und rechnenden Vater, der, selbst wenn er Abends bei ihr im Zimmer saß, nur von Geschäften sprach, mit den Händen auf dem bereits ganz blank gescheuerten schwarzen Beinkleid hin und her rutschte, vor sich hin flüsterte, aufstand, im Zimmer hin und her spazierte, sein schwarzes Käppchen rückte, das er nur in seiner Privatwohnung trug, und sich niemals auf ein Thema einließ, das der armen Tochter von nur irgend welchem geringen Interesse hätte sein können.

Als die Mutter noch lebte, besaß Rahel in dieser wenigstens ein Wesen, das sie verstand; damals freilich war sie

noch ein Kind, damals wußte sie den Werth einer mütterlichen Freundin noch nicht zu schätzen, jetzt aber war ihr eine solche mehr als je ein Bedürfniß. Selten verließ der Vater das Haus und geschah dies wirklich, so mußte sie das letztere behüten; nur einmal in der Woche kam eine Verwandte von ihr, eine Wittwe von garstigem Aeußern und unangenehmem Wesen, um Rahel auf die Promenade zu führen, damit sie ein wenig Luft schöpfe; aber diese Promenade durfte nicht über eine Stunde in Anspruch nehmen, und dem alten Salomon brach der Angstschweiß aus, wenn er mit der Uhr vor sich auf dem Pulte die Minuten zählte, welche Rahel zuweilen über ihren Urlaub ausblieb.

Heute war nun der Tag, an welchem sie ihre wöchentliche Promenade machen sollte. Schon zeitig hatte sie ihre Toilette gemacht. Ein schwarzes Seidenkleid umschloß den schlanken und doch vollen Wuchs des Mädchens, eine Doppelschnur echter Perlen wetteiferte mit der blendenden Weiße ihres Halses, ein paar simple Ohrgehänge und ein schlichter Goldreif an dem einen Handgelenk waren der ganze Schmuck, welchen des reichen Sami Salomon Tochter an diesem für sie so festlichen Tage angelegt.

Mit den Perlen, deren eine Schnur auf die Brust herabhing, spielend, saß Rahel tief in Gedanken versunken am Fenster da. Um ihre Ungeduld zu bannen, hatte sie das Nähzeug zur Hand genommen; aber die Nadel war, wie gesagt, in den Schooß und das Köpfchen in die Hand gesunken, während sie den Arm auf das Fenstergesims

stützte. Aus dem starr und wie verloren auf die Straße blickenden Auge sprach:

»Ist es nicht eine Tyrannei, die zum Himmel schreit, mich wie eine Gefangene zu halten, mich abzusperren von dieser schönen Welt, in der ich Alles so froh, so leicht, so mittheilsam sehe, während ich hier die schönsten Jahre meines Lebens vertraure! ... Die schönsten Jahre!« wiederholte Rahel mit einem Seufzer der aus der Tiefe des unglücklichen Herzens kam. »Ich fürchte, sie sind fast schon vorüber! Ich zähle bereits zwanzig Jahre und noch immer weiß ich nicht, was der Vater mit meiner Zukunft im Sinne hat! Soll ich nur die Hüterin seines Hauses sein bis er sein Auge zudrückt und ich allein, ohne Freunde, ohne Schutz, ohne Rath dastehe? Was nutzen mir die Schätze, die er sammelt und deren Erbin ich sein werde! Was helfen sie mir, wenn ich doch das elendeste Bettelkind um sein Glück, um seine Freiheit beneide! Ich bin so fremd, so unbekannt mit dieser Welt, daß ich zittre vor dem Augenblick, wo der Tod mir den Vater entreißen und mich allein hinstellen wird, und dennoch! ... Gott verzeih mir die Sünde! ... tauchen oft in mir Gedanken, strafbare Gedanken auf die ... «

Rahel legte die Hand auf die lebhaft arbeitende Brust, als wolle sie die sündigen Wünsche ersticken. Sie liebte ihren Vater, aber sie grollte ihm, weil sie überzeugt war, daß er ihr Unrecht thue, daß er sie zu seiner Sklavin mache, ihr jede Theilnahme am Leben verschließe, und dennoch wußte sie, daß er es gut mit ihr meine, wenn auch seine Handlungsweise eine ganz verkehrte war.

»Ich habe ja keine unbescheidenen Wünsche,« fuhr sie beschwichtigend und, sich selbst entschuldigend fort, kein andres Verlangen als das so natürliche nach Mittheilung, das ja jedem fühlenden Wesen innewohnt. Ich habe . . . «

Hier fuhr Rahel plötzlich zusammen. Ihr Blick, der noch immer sinnend und starr, aber ziellos auf die Straße gerichtet war, traf plötzlich einen Gegenstand, der ihr das Blut aus den Wangen jagte; ihre Hände zitterten, ihre Lippen bewegten sich, um einen Laut der Ueberraschung hervorzubringen; erschreckt und unsicher erhob sie sich, trat vom Fenster zurück, obgleich die Jalousieen sie versteckten, und legte ängstlich, mit stockendem Athem die Hände auf die Brust.

»Er!« hauchte sie endlich, während ihr Auge lebendiger ward und plötzlich eine Gluth ausstrahlte, die ihr Feuer nur aus dem Herzen empfangen konnte. Und mit einer schnellen Bewegung trat sie wieder an's Fenster, um den jungen Mann zu verfolgen der eben über die Straße und direct auf das Haus Salomon's zuschritt.

»Er geht zum Vater!« flüsterte sie in großer Aufregung, »Er kommt gewiß wieder, um Geld in Empfang zu nehmen! Was gäbe ich darum, wenn er mich zufällig unten getroffen hätte! . . . Aber er kennt mich ja kaum, er beachtete mich nur flüchtig, richtete nur einige zerstreute Worte an mich, als neulich der Zufall mich mit ihm zusammenführte; er wußte vielleicht gar nicht, daß ich des reichen Salomon Tochter bin . . . Großer Gott, wie mein Herz pocht, das sonst so langsam und träge ist, daß ich

fürchte, es werde einmal ganz das Schlagen vergessen!
...«

Leise glich Rahel zur Thür des Zimmers, über den Flur und von dem Halbdunkel desselben geschützt an das Treppengeländer. Hier kam sie grade zur rechten Zeit, als Gerhard von Dörenberg, geblendet durch den Wechsel von Licht und Dunkel, über den düstren Hausflur tappte und unter einigen komischen Flüchen endlich die Thür des Comptoirs fand, in welchem er vor Rahel's Augen verschwand.

Diese stand lange und horchend an der Treppe; vielleicht ging er bald; jedenfalls wollte sie hier sein Fortgehen beobachten, und vielleicht, ja vielleicht begegnete sie ihm am Nachmittage auf der Promenade, wo sie ihn regelmäßig von einigen jungen Cavalieren und Offizieren umgeben zu sehen pflegte.

Salomon's Töchterchen also war verliebt. Daher der plötzlich mit solcher Gewalt in ihr erwachte und sich gegen das Joch des Vaters auflehnende Drang nach Ungebundenheit, während der glückliche Gerhard allerdings die stets durch ihre Schönheit Aufsehen erregende Jüdin wohl bemerkt, wie Alle, die ihr begegneten, aber doch keine Ahnung von dem Eindruck hatte, welchen sein jugendlich-elegantes Wesen, sein frisches, unternehmendes Gesicht, seine schlanke und aristokratische Haltung auf sie gemacht.

Der arme Salomon saß tagaus, tagein und rechnete und schrieb und sammelte Vermögen über Vermögen,

grübelte und calculirte sogar die Nächte, während welcher er stundenlang kein Auge schloß, und Rahel, seine Tochter, sann und grübelte, wie sie dem Vaterherzen Kummer bereite, indem sie das ihrige an einen der tollsten Wildfänge der ganzen Residenz hängte.

DER KAMMERHERR.

Um dieselbe Morgenzeit sehen wir den Kammerherrn Baron von Dörenberg, ebenfalls im Hausrock, an seinem Tische sitzen und aus dem feinsten Meißner Porzellan seine Chokolade genießen.

Der Kammerherr ist ein Mann, der ziemlich stark in den Funfzigern. Er ist einer von jenen alten Herren, die sich der Welt niemals zeigen, ohne ihre Toilette gemacht zu haben, weil sie eben nur noch das sind, was diese Toilette mit Aufbietung aller Kunst aus ihnen zu machen im Stande. Er ist von jenem Embonpoint, das erst in den Vierzigern zu beginnen pflegt, er trägt wie alle eitlen alten Herren stets die weiße Kravatte, die tadelloseste Wäsche, mit weibischem Geschmack durch allerlei Falten und Bauschen garnirt; da sein Haupthaar gänzlich verschwunden, trägt er eine leicht mit Grau gemischte Perrücke, oder vielmehr nach der Reihe ein Dutzend Perrücken von ganz gleichmäßig gemischtem Haar, von denen eine immer um eine Strohhalmsbreite längeres Haar zeigt als die andre, bis endlich der Baron seinen Freunden verkündet, der Friseur habe ihm am Morgen das Haar gekürzt, mit welchem Momente dann natürlich die kürzeste Perrücke wieder an die Reihe kommt.

Das ewige, die Gesichtszüge verjüngende Lächeln schwebt auf dem Antlitz des Barons von Dörenberg. Der Coldcream muß an demselben jeden Tag seine Schuldigkeit thun und ihm neue, künstliche Frische verleihen. Trotzdem zeigt seine Stirn jene glänzende Farbe, welche beim ersten Blick in Widerspruch mit dem geborgten Haare tritt, und viel würde der Baron darum geben wenn er die Hängefalten um Kinn und Wangen hinwegzaubern könnte, die an seinem Alter trotz allen Toilettenkunstücken immer zum Verräther werden.

Des Barons Antlitz zeugt noch heute von einstiger Schönheit. Seine Stirn ist wohlgeformt, seine gemalten Augenbrauen zeigen eine hübsche Bogenform, seine dunklen Wimpern umrahmen ein noch immer funkelndes, lebhaftes braunes Auge, das oft listig wie das eines Fuchses, oft – und immer nach schlauer Berechnung – treuherzig wie das Wohlwollen selbst in die Welt blickt. Sein kleiner Mund wird bei festlichen Gelegenheiten oder wenn der Baron besondern Eindruck zu machen wünscht, leicht geschminkt, seine Zähne sind untadelhaft weiß wie alle falschen Zähne, wenn sie gut gepflegt werden, seine Nase ist echt aristokratisch geformt und stets ein besonderer Gegenstand seiner Eitelkeit gewesen. Im Uebrigen zeigt das Antlitz des Barons keine Spur von Bart, da er einen solchen niemals gehabt hat und ihn auch, ohne attrapirt zu werden, niemals affectiren konnte.

Auf seine Hände und Füße verwendet der Kammerherr wie alle Gentlemen eine besondre Sorgfalt und wahr

ist es, daß sie ihm dieselbe danken, denn seine Hände sind fein, weiß und wohlgeformt, seine Füße, auf die er durch einen eigenthümlich trippelnden Gang stets die Aufmerksamkeit lenkt, sind klein und zierlich wie die eines Tänzers, die Verzweiflung seines Schuhmachers, der ihm trotz allem Kunstaufwande niemals etwas zu Dank gemacht hat. Die Garderobe des Kammerherrn ist stets dem deutschen Modejournal um ein Jahr voraus, da er sich immer nach den Pariser Modellen kleidet, und holt ihn einer der Cavaliere wirklich ein, so ist das für ihn ein Zeichen, daß er nach einer noch neueren Mode greifen muß.

Unser Kammerherr ist somit das Ideal der Mode und der Eleganz; er ist aber auch zugleich Dilettant in allen schönen Künsten und Wissenschaften, namentlich aber ist er Gastrosoph, hat die *Physiologie du Gôut* von Brillant-Savarin bis auf das letzte Kapitel im Kopfe und ist im Stande, seinen Freunden, nämlich denen, die es noch anhören wollen, einen stundenlangen Vortrag über die Zubereitung der Trüffeln und ihre Vorzüge, über die Zubereitung der Fasane, über Spargeln und über den Einfluß der Verdauung auf das Leben des Menschen zu halten. Er hat eine ganze Bibliothek von Büchern, die sich über die Gastronomie äußern, liest diese vorzugsweise, ohne deßhalb die übrige Literatur zu vernachlässigen, trägt sich vielmehr aus dieser mit einem wahren Bienenfleiß alle die Aussprüche von Schriftstellern zusammen,

welche in irgend welcher Beziehung zur Feinschmeckerei stehen, und ist im Ganzen eigentlich mehr Gastromane als Gastronom, weil er dieser seiner Leidenschaft (er hat deren freilich auch andre noch) sein ganzes Vermögen opfert.

Baron von Dörenberg, der mit seinem Lieblingsschriftsteller der Ansicht ist, daß die Entdeckung eines neuen Gerichtes einflußreicher auf das Glück und Wohlsein des menschlichen Geschlechtes als die Entdeckung eines neuen Gestirns, der ferner Jeden nach dem Sprichwort: sag' mir, was Du ißt und ich sage Dir, was Du bist, beurtheilt, Baron von Dörenberg gilt am Hofe sowohl wie in der Gesellschaft für ein Original; der König selbst lobt niemals eine neue Schüssel seines Kochs, wenn er nicht vorher die Ansicht seines gastronomischen Kammerherrn eingeholt hat, ja der König hat, obgleich eigentlich *kein* Feinschmecker, seinem Kammerherrn bereits einmal die Ehre erwiesen, sich bei ihm zum Diner einzuladen, was den Baron außer sich vor Entzücken gesetzt, ihn über zehntausend Thaler gekostet, ihm aber dafür eine neue Decoration eingebracht hat, da Se. Majestät wirklich in allerhöchstes Erstaunen über eine so raffinirte Bewirthung gerathen waren und erklärten, der Kammerherr von Dörenberg sei zwar ein Sklave seiner Leidenschaft, aber zugleich ein Meister in derselben. Baron von Dörenberg konnte aus Freude über das Gelingen seines Diners natürlich acht Tage lang kein Auge schließen und von Allen, die seine Wohnung betraten, durfte Niemand es wagen,

sich auf dem Sessel niederzulassen, auf welchem Se. Majestät gesessen.

Die pecuniären Verhältnisse des Barons *erschiene*n bei so kostspieligen Neigungen als enorm und unerschöpflich; sein Credit stieg noch um ein Bedeutendes, als er vor einem Jahre die erwähnte Ehre genoß, denn nur ein wirklich reicher Mann konnte ein solches unerhört ausgeschuftes Diner, das zu vier Personen zehntausend Thaler kostete, bestreiten; dennoch wollten seine Neider wissen, es sei mit dem Vermögen des Kammerherrn schon seit Jahren nicht mehr weit her, Andre erkühnten sich sogar, zu behaupten, der Baron sei längst ruinirt und habe sich bisher nur aufrecht gehalten, weil er, der sich in der Sonne königlicher Gunst zu erhalten verstehe, gewissen sehr reichen Personen gewisse Dienste geleistet und dafür von ihnen mit Tausenden heimlich belohnt worden sei; wie er aber Alles seinem Magen opfere, so habe er auch diese Capitalien wieder vergeudet, ja der Kammerherr sei bereits bis über die Ohren verschuldet, habe mehr Schulden als Haare in seiner Perrücke und sei unerschöpflich im fortwährenden Auffinden neuer Quellen, unsterblich in seiner künstlichen Balance.

Wie dem sein mag, der Kammerherr wohnt wie ein Fürst, er führt das Leben eines sehr reichen Mannes, zahlt für eine neue Pastete unerhörte Summen, hält sich einen Koch, der mehr Gage bekommt als ein General, bezieht von allen Himmelsgegenden die feinsten Weine, die seltensten Früchte und Gemüse und muß ein unverwüthlich

ruhiges Gemüth haben, denn nur mit einem solchen gedeiht der Magen, nur ein ruhiges Gewissen gestattet die luxuriösen Funktionen desselben unter einem den Kosten desselben entsprechenden Wohlbehagens.

Der Kammerherr war der Oheim unsres Gerhard, für den er der Welt eine wahre Affenliebe zeigte. Gerhard war sein Augapfel; ihn für alle die hohen Ideen empfänglich zu machen, war das eifrigste, unablässige Bemühen des zärtlichen Oheims.

»Gerhard,« pflegte er zu ihm mit seinem Lieblingsautor zu sagen, »merke Dir, daß die Thiere sich ernähren, daß der Mensch speist, daß nur der Mann von Geist aber zu speisen *versteht*. Merke Dir, daß die Tafel der einzige Ort ist wo man sich in der ersten Stunde niemals langweilt; merke Dir endlich, daß diejenigen, welche sich überladen oder berauschen, weder zu essen noch zu trinken verstehen.«

Gerhard merkte sich alles Das. Sein eigener Oheim war es, der ihn durch Verzärtelung, wie man allgemein behauptete, für seinen Dienst gleichgültig machte, der ihn in das Leben einweihte, ihm alle die hohen aristokratischen Ziele öffnete, ihn für allerlei kostspielige Allostria empfänglich machte, kurz den jungen Mann für alle Passionen eines unabhängigen Cavaliers präparirte und dem jungen Fähnrich hierdurch die Sphäre zu eng und drückend machte, in welcher er sich bewegte.

Der Fähnrich war, als er in die Schule seines Oheims gerieth, erst achtzehn Jahr alt; er fand Geschmack an den Prädilectionen seines Oheims, aber er hatte Instinct und

Klugheit genug, wohl zu durchschauen, daß derselbe sich ganz dieser einen Leidenschaft in die Arme geworfen, als er zu alt, um andren Leidenschaften nebenher zu fröhnen. Gerhard, als er die Freuden der Tafel in der Schule des Kammerherrn würdigen gelernt, fühlte alsbald die Versuchung, selbst den Amphitrion zu spielen, ebenfalls seine Freunde bei sich zu bewirthen, um den Lehren des Oheims Ehre zu machen; er fühlte aber auch, daß es einem kaum zwanzigjährigen jungen Lebemann nicht anstehe, nur für den Magen zu sorgen; auch das junge lebenslustige Herz trat mit nicht geringen Forderungen auf, in deren Erfüllung Gerhard noch weit mehr Befriedigung fand als in dem reinen, wenn auch noch so raffinirten Materialismus.

In wenigen Jahren war Gerhard ein junger Lebemann der besten Schule geworden, er war in den Kreisen der jungen Cavaliere ebenso gefeiert und beliebt wie der Oheim in denen der alten, ja er that es seinem Oheim noch zuvor, weil er den Vorzug der Jugend hatte und er eine Bahn wandelte, die, wenn sein Vermögen es aushielt, ihn in allen noblen Passionen zu der höchsten Staffel emportragen mußte.

Nur seine Vorgesetzten waren anderer Meinung. Gerhard führte sein keineswegs ausschweifendes, aber doch ziemlich wildes Leben mit einer gutmüthigen Ungebundenheit, einer Gleichgültigkeit gegen seine Dienstverhältnisse, daß sein Chef ihn bald in's Auge faßte. Schon mehrmals hatte der Oheim beim Könige ein gutes Wort

eingelegt, wenn irgend ein toller Streich des jungen Wildfang dem Publikum, sogar den Zeitungen skandalösen Stoff gab; auf Befehl des Königs, der sich einmal den ›tolle Jungen‹ durch seinen Kammerherrn vorstellen ließ und Gefallen an seinem offenen und dabei aristokratischen Wesen fand, wurden die Klagen über Gerhard vertuscht. Der Oheim, weit entfernt, seinem Neffen wenigstens unter vier Augen Vorwürfe zu machen, klatschte dem Tollkopf mit dem lebenswürdigsten Lächeln, mit Bewunderung die Wangen, behauptete, er sei ein ›Mordkerl‹ und lud ihn zum Souper ein, bei welchem er seinem anfangs ziemlich ungeduldigen und zerstreuten Gaste einen Vortrag über Cavalier-Pflichten und Cavalier-Tugenden hielt, ihm aus seiner Bibliothek die ›Cavalier-Perspective‹ vom Chevalier de Lelly heraussuchte und ihn dringend bat, sich Alles zu Herzen zu nehmen, was in diesem vorzüglichen Buche stehe.

Dieses ›Handbuch für angehende Verschwender‹, wie Gerhard auf dem Titel desselben las, hatte für ihn natürlich die größte Anziehungskraft. Kaum zu Hause, schlug er es auf und sein Auge fiel auf einer der ersten Seiten der Vorrede auf den Ausspruch: »Himmel warum predigt man der lieben Jugend aber auch in so vielen Schriften von allen Seiten: Zähmung, gemeines Maßhalten, Krämergewicht! Will ihr Feuer im Käfige fangen und bietet elende Stallfütterung für Freiheit! Ist die Welt keine edlere Rennbahn als die Reitbahn des Stallmeisters? Giebt es etwas Schöneres, dem Auge Wohlgefälligeres als ein mit allen Winden kühn hinfahrendes Schiff? ... Die ganze

Welt liegt offen da für die Jugend, und das Glück für Alle! Nehmen wir kühn unser Theil, denn Fortuna ist hold dem kühnen Bewerber! Diese fröhliche Reise führt auch in's Land der Wahrheit, sie ist lachend wie der Regenbogen. Freude und Luft sind die kräftigsten Röhren, woraus gesundes Leben springt; sie geben ihm gleich der Mittagssonne Glanz, Licht und Wärme zugleich und führen leicht wie auf schaukelndem, sanft hingleitendem Nachen noch am Abend des Lebens bis zum Ziele, an das unbekante Ufer.«

Gerhard blätterte weiter und fand darin Maximen, die ihm lauterer Gold erschienen; er verschlang das Buch mit seinen so prunkvollen, einschmeichelnden, giftigen Zeilen; seine jugendliche, leicht entzündliche Phantasie sog die gefährlichen Grundsätze Lelly's mit einer wahren Gier ein und mit den glänzendsten Prismen ein Kalaidoskop der verführerischsten Art, schlichen sie sich in seine Träume ein. Des Leben aristokratischen Nichtsthuns, ›der süße Hang zum Nichtsthun als das edelste Vergnügen‹ zum ersten Male schwarz auf weiß in ein System gebracht und mit der geistreichsten Liederlichkeit geschildert zu sehen, das war es, was Gerhard von ganzer Seele bewunderte. Seine Träume illustrierten in dieser Nacht das gefährliche Buch mit den reizendsten Bildern und als er am Morgen erwachte, war es ihm, als habe er die Nacht in Mahomed's Paradiese verbracht. Nüchtern und schaal blickte ihn die Welt an, sie schien ihm inhaltslos, wenn der Mann von Geist und Lebenslust sie nicht galvanisire,

die bürgerlichen, ja auch die aristokratischen Verhältnisse der Alltagswelt waren ihm unerträglich nüchtern und abgeschmackt, selbst die Art und Weise, wie er bisher das Leben genossen, erschien ihm als lückenhaft, ja sogar als schülerhaft. Wie viel Honig er auch als lustig schwärmende Biene bereits gesogen, er gestand sich, daß er ihn nie so recht zu genießen verstanden; wie viel Thorheiten er auch bereits begangen, er mußte sich bekennen, daß er selbst in diesen ein grundsatz- und zielloser Stümper gewesen.

Eilig kleidete er sich an, eilte zu seinem Oheim, der ihn eine Stunde warten ließ, ehe er ihn seiner unvollendeten Toilette wegen empfangen konnte; er fiel dem Kammerherrn um den Hals, dankte ihm für den unendlichen Genuß den er ihm bereitet, und schwur hoch und heilig diese Lehren sich zu Herzen zu nehmen.

Als Gerhard ihn wieder verlassen, rieb sich Oheim von Dörenberg vergnügt die zarten, eben erst geschminkten Hände.

»In dem Jungen steckt ein wunderbarer Stoff!« rief er für sich. »Er ist eine Goldgrube, aber das Gold darin ist noch mit zu viel Quarz verwachsen; es muß erst aus dem Dunkel, in welchem es schlummert, herausgeholt und geläutert werden, um seinen richtigen Werth zu erhalten. Meine ungnädige Frau Schwägerin wird an ihm ihre Freude erleben und ich ... ha, ich denke, ich werde es auch!«

Die Folgen der schönen Lehren, welche der Kammerherr dem schon so vorbereiteten und empfänglichen

Jüngling gegeben, haben wir oberflächlich kennen gelernt. Gerhard's Philosophie warf alle Schranken über den Haufen, er zeigte ein Talent, das System der Verschwendung zu begreifen und auszuüben, das überraschend war, und zu seiner inneren Freude sah der Kammerherr, wie die Saat, die er in diesen Boden gelegt, zum üppigsten Unkraut aufwucherte.

An dem Morgen, als Gerhard endlich durch einen seiner vorgesetzten Kameraden den freundschaftlichen Wink erhielt, seinen Abschied zu fordern, damit er ihm nicht gegeben werde, hatte auch der Kammerherr aus derselben Quelle schon dieselbe Nachricht erhalten. Welch ein Widerspruch auch scheinbar darin liegen mochte, daß der Oheim den Neffen bereits mehrmals durch Verwendung beim Könige vor diesem unausbleiblichen Resultate geschützt, war es dennoch die Wahrheit, daß gerade der Oheim unter der Hand und durch seine Freunde dasselbe herbei geführt. Er war ebenso sehr Meister in der Zubereitung einer seltenen Sauce wie in der Verschlingung einer wirksamen Intrigue; selbst wenn sein Magen beim lucullischen Diner sich ergötzte, spann sein Kopf die feinsten Gewebe von List und wahrer Teufelei; Consumtious-, Verdauungs- und Denkvermögen arbeiteten in ihm stets vereint und Hand in Hand, ja je mehr entzückt oder behaglich dieser Magen war, desto besser und unfehlbarer gelangen ihm seine Pläne, und in der That pflegte der Kammerherr seit sein Vermögen wirklich auf die Neige gegangen war, immer nur auf Kosten seiner Opfer zu speisen.

Er verstand es nämlich, sich bei Hofe in Ansehen zu erhalten, verstand es aber auch, dieses Ansehen nach unten hin in kühn baares Geld zu verwandeln. Bei seinen Bekanntschaften mit reichen Bankiers, hoch hinaus speculirenden Industriellen, die ihre Zwecke gern auf Umwegen zu erreichen suchten, wenn die Behörden ihren Speculationen Hindernisse in den Weg legten, war der Kammerherr der geheime Kanal, durch welchen oft das Unmögliche möglich gemacht wurde, denn dieser wußte seine Fäden so schlaue und sicher zu legen, daß er reussiren mußte, und gelang ihm seine Machination, so waren seine Schützlinge natürlich dankbar, niemals knauserig in großen Opfern, denn kleine durfte man einem Manne wie ihm unmöglich bieten.

So kam es, daß der Kammerherr selbst ohne Vermögen den reichen Mann spielte, daß das Verschwinden seines Reichthums auf seine Lebensweise nicht die geringste Einwirkung machte. Trotzdem aber hatte er seit Kurzem doch das Gefühl einer gewissen Unsicherheit und mit verdoppelter Energie spann er deßhalb einen Plan weiter, der ihn wieder in Besitz eines bedeutenden Vermögens setzen sollte.

Kaum hatte Gerhard jenes Billet erhalten, als auch der Kammerherr ein andres empfing, das ihn von jenem in Kenntniß setzte. Ein Lächeln flog über seine Züge; sorgfältig und schmunzelnd legte er das Billet wieder in seine

Falten zurück, zündete eine Kerze an, verbrannte das Billet, trat an's Fenster und trommelte seine feine, noch immer schön conservirte Hand bewundernd, an die Scheibe.

»Für meine geehrte Schwägerin wird diese Nachricht ein harter Schlag sein,« murmelte er zufrieden vor sich hin. Sie hat keine Ahnung von der Hand, welche ihn geführt! . . . Der gute, liebe Junge wird jetzt ein Leben grau in grau führen; ich weiß, daß ich ihm mit dieser Nothwendigkeit eine Freude bereitet habe und es sollte mich nicht wundern, wenn er käme, um mir den Vorfall mit freudestrahlendem Gesichte zu erzählen . . . Freilich habe ich keine Veranlassung auf *dieses* Schachspiel stolz zu sein; es ist eine Partie mit einem Stümper, indeß was thut's! Hier handelte es sich nur darum, die Partie zu gewinnen, und irre ich nicht, so *habe* ich sie bereits gewonnen. Im Grunde ist ja auch nicht er, sondern meine Schwägerin mein Gegner und Gerhard eigentlich nur der Preis der Partie! . . . Ich habe ihn lieb, den Jungen, ich muß es sagen; er zwingt mich zur Liebe und warum sollt' ich ihm diese nicht zollen! Ich werde ihm auch in Allem später gefällig sein; gewiß werde ich das! Ich werde z. B., wenn er nach Amerika oder Australien gehen will, mit Vergnügen ihm das Reisegeld hergeben, werde ihn sogar mit Allem, was nothwendig, zur Reise ausstatten; es soll ihm an nichts fehlen, an gar nichts. Oder will er in fremde Dienste treten, ich werde bereitwillig meinen Einfluß für ihn aufbieten und ihn mit Thränen umarmen,

wenn er Abschied nimmt. Er soll an mir stets den liebevollen Oheim finden, der ich ihm war, seit er sich meinem Schutze anvertraute! . . . Auch die Baronin Julie kann ihn begleiten, wenn sie Lust hat. Sonderbares Weib, charakterlos wie sie alle sind! Mit der einen Hand drückt sie den hübschen Jungen an's Herz, mit der andren rupft sie ihm die goldnen Federn aus. Er selbst verheimlicht mir seine Bekanntschaft mit ihr auf's sorgfältigste; er ahnt nicht, in welchem Zusammenhange ich mit diesem sonderbaren Weibe stehe, das selbst mir gefährlich war, wie sie es jedem Manne, namentlich aber einem unerfahrenen Schüler wie diesem ist! Indeß was kümmert's mich, der erste Schachzug ist gelungen, ich werde die Partie nicht aus der Hand lassen!«

Der Kammerherr war eine halbe Stunde darauf im Begriff, seine Toilette zu vollenden, d. h. sich in den Promenadenrock zu werfen; er stand vor dem Spiegel, um noch einen Blick auf das Ganze seiner Toilette zu werfen, an welcher auch nicht sie eine Falte gegen seinen Willen sich bilden durfte, als sein Diener ihm eine Karte präsentierte. Gleichgültig nahm er dieselbe von der kleinen ihm dargereichten Platte; kaum aber fiel sein Blick auf den Namen, als seine Stirn sich runzelte, während sein Auge mit merkbarem Unwillen auf dem kleinen Papier sich festsog.

»Baronin von Grimmer!« murmelte er zwischen den falschen Zähnen; ein Zug von Unwillen legte sich um seine Mundwinkel; ärgerlich warf er die Karte auf die Platte zurück.

»Sie weiß, daß ich ihre Besuche nicht *will!*« murmelte er so leise, daß der Diener es nicht hören konnte. »Aber was beginnen? Sie ist ohne Zweifel unterrichtet, daß ich noch nicht ausgegangen . . . Tölpelei ohne Gleichen!«

»Die Dame bittet gehorsamst vorgelassen zu werden; sie schildert ihren Besuch als sehr dringlich!« wagte der Diener zu sagen.

»Kann's mir denken!« brummte der Kammerherr vor sich hin, während der andre Diener ihm den Rock hinhielt und er mit beiden Armen hinein schlüpfte. »François,« setzte er laut hinzu, »bitte die Dame, im Vorzimmer zu warten; ich stehe in wenigen Minuten zu Dienst . . . Man muß schon gute Miene machen!« murmelte er vor sich hin, dem Kammerdiener einen stummen Wink gebend, daß er seiner bei der Toilette nicht mehr bedürfe.

Dieser zog sich zurück in das Schlafcabinet. Der Kammerherr, jetzt allein, warf noch einen langen, prüfenden Blick in den Spiegel, ordnete und zupfte hier und da und erst als er sich vollständig überzeugt, daß seine Toilette nicht den geringsten Mangel zeige, trat er in das Nebenzimmer, seinen kleinen Empfangssalon, an dessen Schwelle der Diener seines Winkes gewärtig noch stand.

»Führe die Dame herein!«

Im nächsten Augenblick rauschte ein schwerseidenes Gewand über die nur durch eine Portière geschlossene Schwelle und eine Dame, ganz in Schwarz gehüllt, von junonischem Wuchs und bleichen, vornehmen, starren Gesichtszügen, trat herein.

III. EINE KRIEGSERKLÄRUNG.

Die Baronin Julie, von welcher wir schon Gerhard mit Enthusiasmus sprechen hörten und die dem Kammerherrn eben ein so unwillkommener Besuch zu sein schien, war eine der imposantesten weiblichen Gestalten, von hohem, schlankem Wuchs, eleganten Bewegungen, vornehmer Haltung, wie sie nur eine sorgfältige Erziehung und die Gewohnheit bevorzugten Umgangs gewährt, und zugleich einer Grazie, die einen eigenthümlichen Schmelz über dies ganze Wesen goß.

Ihr länglich geformtes Antlitz war bleich, nur auf den Wangen mit einer leichten, vielleicht sogar künstlichen Röthe angehaucht, ihr lang geschlitztes Hindu-Auge hatte etwas überaus Sanftes, Melancholisches, ihre Nase, länglich und fein, verrieth die aristokratische Herkunft, um ihre schmalen Lippen lag ein Zug, den mancherlei trübe Erfahrung dort hin gebannt, ihre Oberlippe hatte einen leisen dunklen Anflug, den nur durch eine ganz leichte Schattirung merkbaren Anflug eines Bärtchens, mit welchem die hochgewölbten, bis zu den Schläfen reichenden schwarzen Brauen und das ebenso schwarze Haar auf's Vortrefflichste correspondirten.

Die Baronin war ganz in Schwarz gehüllt, weniger vielleicht aus Absicht der Trauer als weil ihre ernste Gemüthsstimmung dies liebte, und diese Stimmung sprach namentlich aus den seltsamen Augen, die mit Festigkeit

und gleichgültig gegen des Kammerherrn merkbar erstaunte Miene auf diesem ruhten, als sie ihm gegenüber stand.

Kurze Pause, ehe einer von ihnen die Unterhaltung begann. Der Kammerherr schien absichtlich das Gespräch nicht eröffnen zu wollen.

»Herr Baron,« begann der Gast endlich, den Blick wieder fest auf ihn richtend, »ich bitte um Verzeihung, wenn mein Erscheinen Ihnen nicht willkommen sein sollte; gestatten Sie mir, Ihnen sofort die Gründe mitzuthemen, die mich zu diesem Gange bewegen konnten.«

Der Kammerherr affectirte eine höfliche Miene, denn er sah in dem Benehmen, hörte aus dem Ton der Dame, daß diese durchaus nicht geneigt war, sich durch ihn imponiren zu lassen. Mehr aus Nothwendigkeit als aus Galanterie deutete er auf einen der Fauteuils.

Die Baronin ließ sich nieder; mit einem flüchtigen Blick in den Spiegel und einer ebenso flüchtigen Correction seiner Cravatte nahm der Kammerherr den andern Sessel wenige Schritte von ihr entfernt und bewunderte dabei seine tadellosen Lackstiefel.

»Sie wissen, lieber Oheim . . . «

Den Kammerherrn überfiel bei diesen Worten ein leichtes Hüsteln. Diese Anrede erschreckte ihn offenbar; während er das Taschentuch an den Mund hielt, blickte er zur Thür, als fürchte er, daß jemand die Baronin gehört.

»Sie wissen, lieber Oheim,« fuhr die Baronin fort, »daß alle meine heimlichen, aber energischen Forschungen

nach meinem Vater bis jetzt erfolglos geblieben; ich unterrichtete Sie von den letzten Spuren, welche sich von ihm gefunden habe, seitdem ist es mir nicht gelungen, auch nur das Geringste zu erfahren.«

»Hm, ja, ich erinnere mich!« antwortete der Baron zerstreut. »Aber ich weiß in der That nicht, was *mich* . . .«

»Was *Sie* dies angeht, wollten Sie sagen! Ich verstehe Sie!« unterbrach ihn die Baronin zur rechten Zeit. »Welche Gründe sollten *Sie* auch haben, sich um Andres als um Ihre Verdauung zu kümmern! Woher sollten *Sie* das Mitgefühl für Ihre Familie nehmen, deren Wohl Sie für eine Pastete opfern würden, wenn Sie jemals in diese Verlegenheit gebracht werden sollten! . . . Ich kenne Sie genugsam, um Ihnen eine solche nicht zu bereiten. Angesichts der Wohlthaten, welche Sie mir erwiesen, als ich hier eintraf (ein satyrisches Lächeln spielte bei dem Worte Wohlthaten um ihren Mund), wäre es ein Undank, wollte ich gegen die Versprechungen freveln, welche ich Ihnen damals machen mußte, ja ich glaube Ihnen gezeigt zu haben, daß ich mehr zu erfüllen bereit als ich verpflichtet, indem ich auf gewisse Ihrer Intentionen einging, die meinen Gefühlen und meinen Ansichten von der Ehrenhaftigkeit des Weibes geradezu entgegen sind. Ich kenne Ihre eigentlichen Absichten nicht, darf und will sie nicht kennen, ich weiß nur, daß Ihr Neffe der einzige der ganzen Familie ist mit dem Sie es wohl meinen. Wäre ich *er*, ich würde meine Erfahrungen als Rathgeber nehmen und vor dieser Zuneigung meines Oheims auf der

Hut sein; indeß, ich kann mich irren, selbst die unempfindlichsten, verhärtetsten Gemüther haben ja oft eine Stelle, wo sie menschlich fühlen, ja sogar eine Schwäche zeigen, und als eine solche wunde Stelle betrachte ich auch Ihre Zärtlichkeit für den Neffen, der in Ihrer Schule einer der vollendetsten Cavaliere, aber weil er nicht Ihr Raffinement besitzt, desto unglücklicher zu werden verspricht. Ich bezweifle keinen Augenblick,« setzte sie ironisch hinzu, »daß er in diesem Falle an Ihnen immer denselben Freund und Helfer finden wird, und bin deßhalb seinetwegen unbesorgt. Stellen Sie sich aber vor, es existirten Verhältnisse, welche es mir erwünscht machen könnten, ihn zum Verbündeten zu haben; stellen Sie sich vor, ich sei vielleicht und durch Zufall zur Kenntniß gewisser unsrer Familienverhältnisse gekommen, welche es mir mehr als je zur Nothwendigkeit machen, meinen dem Anscheine nach verschollenen Vater aufzufinden, um mit seiner Hülfe die Rechte meiner unglücklichen Mutter, Ihrer Schwester, geltend zu machen, Rechte, von denen ich bisher keine Ahnung hatte, die aber, wenn sie in Anspruch genommen werden, geeignet sind, meine ganze Lebensstellung zu ändern, mich unabhängig zu machen von der Barmherzigkeit eines Mannes, der sich diese auf eine sehr . . . zweideutige Weise bezahlen läßt?«

Die Baronin fixirte den Kammerherrn bei den letzten Worten scharf, ihr Auge nahm etwas Heimtückisches an, der feuchte Glanz verschwand aus demselben, um ihre Mundwinkel zuckte es unruhig.

Der Kammerherr schien in der That in seiner vornehmen Indifferenz ein wenig elektrisirt. Er warf einen Streifblick auf seinen Gast und spielte ungeduldig an den Breloques seiner Uhr. Dieses Weib sprach da eine Drohung gegen ihn aus, die ihm gleichzeitig beleidigend und gefährlich erschien; welchem von beiden Motiven sollte er nachgeben?

»Sie sagten, meine Gnädige?« fragte er, sich ein wenig taub stellend.

»Ich sagte, daß der Zufall die Mißachtung rächt, mit welcher meine armen Eltern von unsrer Familie behandelt wurden, daß der Zufall mir eine Entschädigung gewährt für Alles, as ich durch das Unglück meiner Eltern gelitten. Ich wagte hinzuzufügen, Herr Kammerherr, daß ich nach einem Manne suche, der geeignet, die Rechte einer Schutzlosen zu vertreten und ihr ist dies Stellung in der Welt zurück zu geben, welche ihr gebührt.«

»He? Und deßhalb kommen Sie zu mir, meine Gnädige?« rief der Baron hämisch. »Ich habe keine Idee von diesen Rechten, auf welche Sie in so geheimnißvoller Weise anspielen! Machen Sie doch geltend, was ihnen nothwendig erscheint, ich werde nicht ungehalten sein, wenn Sie mich dadurch von Verpflichtungen befreien, die ...«

»Ihnen lästig sind; ich weiß es, Herr Baron!« unterbrach ihn Julie, während ihre Stirn sich röthete vor Entrüstung. »Ich weiß, Herr Kammerherr,« fuhr sie fort, in dem sie sich stolz erhob, »daß Sie insgeheim mit der Schlaubeit, die ihre eigenste Natur ist, Ihre Fäden legen,

um auch die unglückliche Tochter demselben Verderben allmählig in die Hände zu spielen, welchem Sie meine arme Mutter opferten; nehmen Sie aber dafür die Versicherung, daß ich gerade der Nothwendigkeit, aus Mangel und Entbehrung bis zu einem gewissen Punkte Ihren Anweisungen zu folgen, das Glück verdanke, gewisse Familiengeheimnisse erfahren zu haben, die mir meine ganze Selbständigkeit zurückgeben. Ich kam, um dankbar für die mir von Ihnen gewährten Unterstützungen ... obgleich ich wenig Ursache zum Dank habe ... mit Ihnen Hand in Hand zu gehen; jetzt, Herr Baron, nehmen Sie die Erklärung, daß ich nach der verletzenden Behandlung, die Sie mir soeben wieder angedeihen ließen, jede Verpflichtung gegen Sie als nichtig und thöricht betrachte, daß dasselbe Weib, das Sie auf eine so teuflische Weise allmählig in den Abgrund zu drängen suchten, fortan Ihnen Schach bieten wird, Sie verachtet!«

Der Kammerherr hatte sich inzwischen ebenfalls erhoben; erstaunt über diese Sprache, kreuzte er die Arme über der Brust, was er sonst nie that, um seine Wäsche nicht zu zerknittern, und sah mit wachsender Verwunderung die stolze Haltung, welche dies von ihm in der That mißachtend behandelte Weib ihm gegenüber annahm. Endlich faßte er sich jedoch und verzog sein glattes Gesicht zu einem höhnischen Lachen.

»François! Die Dame wünscht sich zu entfernen!« rief er in das Nebenzimmer. Ein Blick des tiefsten Hasses traf ihn aus dem Auge der Baronin, als er sich triumphirend wieder zu ihr wandte.

»Leben Sie wohl, Kammerherr von Dörenberg! Im blauen Zimmer des Schlosses Zehneck sehen wir uns wieder!« rief sie mit erhobener Stimme, und dem Kammerherrn eine tiefe spöttische Verbeugung machend, rauschte sie zum Zimmer hinaus, um dem Diener jede Bemühung zu ersparen.

Wie vom Blitz getroffen stand der Kammerherr da, zur Thür starrend in welcher der Gast soeben verschwand, und einer Salzsäule gleich keiner Bewegung fähig.

Erst nach einigen Minuten, als er die Tritte seines Dieners Nebenzimmer vernahm, kam er von seinem Schreck wieder zu sich. Taumelnd und mit verstörtem Gesicht erreichte er den Fauteuil, aus welchem er sich vorhin so triumphierend erhoben, und zerschlagen an allen Gliedern sank er auf den Sessel.

»François! Mein Flacon!« stöhnte er, nachdem er sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn getupft.

Eiligst schoß der eben unter der Portière erschienene Diener davon.

»Teufelsweib!« ächzte der Kammerherr endlich. »Was hat sie damit sagen wollen! Es ist unmöglich, daß . . . Es ist nicht denkbar, daß . . . Bah, es ist Wahnsinn, zu glauben man hätte . . . man könnte . . . Purer Wahnsinn ist es! . . . Wer weiß, was sie damit andeuten wollte! . . . Ich bin ein Narr, ein Verrückter, auch nur im entferntesten die Möglichkeit anzunehmen . . .«

Der Diener kam mit dem Flacon und wie Lord Owen vom Mondenschein, so sog der Kammerherr aus diesem Fläschchen wieder Leben ein. Seine erschöpften Nerven

kräftigten sich. Den Diener durch eine Handbewegung fortschickend, führte er noch einmal das Fläschchen an die Nase, tupfte von dem Inhalt mit dem Taschentuch auf die Schläfe und sprang dann neu gestärkt vom Sessel auf.

»Gedroht hat mir dieses elende Geschöpf, das ich buchstäblich von der Landstraße aufgelesen! *Mir* gedroht hat diese impertinente Person! *Mir*, dem Kammerherrn von Dörenberg! ... Es ist Zeit, sie wieder dahin zu bringen, woher sie kam, oder besser vielleicht noch, sie unschädlich zu machen! Beides steht in meiner Macht; Beides kostet mich nur ein Wort, und dieses Wort soll gesprochen werden! ... Zum ersten Male wagt man es, durch plebejische Drohungen eine Stätte zu entweihen, welche Se. Majestät durch Allerhöchstihre Anwesenheit für immer zu heiligen geruhen! Bei Gott im Himmel, dieser Frevel muß gestraft werden!«

Der Kammerherr schien die erste Wirkung von Juliens Worten, den Schreck, über die Entrüstung der Entweihung seiner Wohnung ganz zu vergessen, diese Entrüstung drohte ihm zum ersten Male den Appetit zu verderben, was bei ihm dasselbe war als wenn einem Andern sein ganzes Erdenglück vernichtet wird. Die Regeln der Makrobiotik waren jedoch die obersten Gesetze seines Lebens; für ihn, als er sich einigermaßen abgekühlt, galt es, durch schleunige Erledigung der Sache dieselbe ganz aus seinem Gedächtniß zu entfernen und sich seine Gemüthsruhe nicht zu verderben.

Als der Kammerherr vor den Spiegel trat, um sich zu überzeugen, ob die Gemüthsbewegung, welche er soeben erfahren, auf seinem Antlitz irgend einen Abdruck zurückgelassen, fand er, daß der Anblick seiner unwiderstehlichen Person nur die Entrüstung über das Vorgefallene erhöhe. Innere Erregungen waren in seinen Augen keinem Cavalier gestattet; mit einer leichtfertigen Bewegung drehte er sich deßhalb auf dem Absatz herum und befahl seinem Diener, den Wagen vorfahren zu lassen.

»Litte es der Anstand, man müßte Gebirgsschuhe tragen, um das zähe Gewürm zu zertreten, das sich in unsre Wege zu drängen wagt!« murmelte er, den Hut mit der elegantesten Handbewegung auf den Kopf setzend und nach seinen Handschuhen greifen.

Der Diener meldete das Vorfahren des Wagens und leichtfüßig wie ein Jüngling tanzte der Kammerherr die Treppe hinab.

»Zum Polizeirath Halter!« befahl er dem ihm beim Einsteigen aufwartenden Livréediener, und in der nächsten Secunde rollte der Wagen die Straße hinab.

IV. DER UNGLÜCKLICHE MUSIKANT.

Der Leser folge uns in einen der vom aristokratischen Viertel ziemlich entfernten Stadttheil, in welchem sich einige akademische Lehr-Anstalten und mehre der sogenannten Vorstadt-Theater befinden.

Ganz in der Nähe eines der letzteren, in einem engen Gäßchen, sehen wir drei Treppen hoch, zwei Fenster mit

den reizendsten Blumen besetzt, zwischen denen sich zuweilen ein noch viel reizenderes Köpfchen herausstreckt, wenn irgend ein ungewöhnliches Geräusch auf der Straße verfällt.

Die Treppen sind schmal und steil zu der kleinen, bescheidenen Wohnung hinauf, die Stufen derselben sind gesenkt und abgetreten die Wände sind lange nicht frisch getüncht und die Thüren an der Stelle des Schlosses abgegriffen und schwarz. An jeder der Thüren in den drei Etagen klebt eine Visitenkarte, die kleinen möblirten Wohnungen bezeichnend, welche größtentheils Studenten und junge Künstler beherbergen, Leute, die wenig auf den Luxus der Wohnung geben und eben nur mit einem Obdach zufrieden sind.

Nur die eine Thür in der zweiten Gage, zu welcher die beiden mit Blumen garnirten Fenster gehören, trägt keine Adresse; während alle übrigen sich den Tag hindurch häufig und mit Geräusch öffnen und schließen, bleibt diese fast den ganzen Tag hindurch in Ruhe und mit einer gewissen achtungsvollen Neugier streifen die jungen Leute an dieser Thür vorbei, zuweilen auch wohl heimlich das Auge an das Schlüsselloch legend, ohne diese Neugier zu befriedigen; zuweilen auch bleibt dieser oder jener der Studenten und Künstler lauschend an der Thür stehen, um auf den Klang eines Instruments, noch mehr aber auf die glockenhelle weibliche Stimme, die zu diesem Instrumente allerlei leichte oder schwere Melodien singt, halsbrechende Triller und Cadenzen unternimmt

und durch ihre stundenlangen, unermüdlichen Gesangsübungen den armen um sie her, über und unter ihr wohnenden Studenten das Studiren unerträglich macht, ohne daß Einer von ihnen auf die Nachtigall bisher erzürnt gewesen wäre oder dieser Störung wegen sich zu einem Wohnungswechsel entschlossen hätte.

Eine solidere, häuslichere Nachbarin gab es übrigens nicht, als die allerliebste kleine Hedwig Naumann, das reizendste, munterste und übermüthigste blonde Lockenköpfchen, das den ganzen Tag lustig war, sang, trällerte, musicirte, obgleich sie wohl Ursache haben mochte, sich sehr allein und verlassen zu fühlen, denn selten geschah es, daß Jemand sie besuchte, weil sie selbst Alles im Hause, was ihr die Aufwartung machen wollte, zurück wies und selbst wenn Einer kam unter dem Vorwande, ihr seine Hochachtung zu bezeigen, ihn mit der Antwort abspeisen ließ, sie brauche keine Hochachtung, nur Achtung, und diese gebühre ihr so selbstverständlich, daß sie ihr Niemand, weder mündlich noch schriftlich zu überbringen brauche. Auf diese Weise ward Hedwig im ganzen Hause eine Respectsperson, denn so schön wie sie war, vermochte Niemand ihr zu grollen, selbst wenn sie sich ein bischen schnippisch zeigte, und da sie noch Keinem Veranlassung gegeben hatte, von ihr etwas Böses zu glauben oder zu behaupten oder zu erfinden, so hatte sie das Recht, sich Alle vom Leibe zu halten.

Hedwig Naumann war im achtzehnten Jahre; sie war frisch wie eine aufblühende Rosenknospe, sie hatte die schönsten Vergißmeinnichtsaugen, die je einem Manne

den Kopf verrückt, ein allerliebstes Stumpfnäschen, das naiv und übermüthig erschien, wenn sie heiter war (wie dies zu jeder Tageszeit der Fall), aber auch sehr impertinent sein konnte, wenn man ihr zu nahe trat; sie hatte die frischesten Kirschenlippen, ein Grübchen in jeder ihrer rosigen Wangen, von Natur gelocktes ganz hell blondes Haar, so rein und golden wie der Sonnenschein, der stets auf ihrer Miene lag, und endlich den Wuchs, die Hände und Füße einer Elfe.

Stets sehr einfach gekleidet, trug sie ihren Vergißmeinnichtsaugen zu Liebe ein paar schlichte blaue Ohrgehänge, eine blaue kleine Broche, einen Ring mit blauer Perle am Finger; ihre Haltung, ihre Bewegungen, ihre Miene, ihre Laune, ihr ganzes Wesen, Alles verrieth das heiterste Gemüth, die beneidenswertheste natürliche Anlage zur Heiterkeit, und selbst wenn einmal ein Wölkchen über den klaren Himmel ihres Gemüthes ging, selbst wenn das reine blaue Auge sich zuweilen auf Momente umschleierte, ja selbst wenn das Leben ihr mitunter dieses Auge feuchtete und sie ängstlich die Hände ineinander legte und zu sinnen begann, wenige Minuten später verjagte ihr heiteres Naturell das Wölkchen von ihrer Stirn; das Köpfchen aufwerfend, die blonden, krausen Locken zurück schüttelnd öffneten sich die frischen Lippen und sich auf der zierlichen Fußspitze herumdrehend eilte sie an das Piano, fuhr mit beiden Händen wie ein Donnerwetter über die Tasten und stimmte ein Lied an, so lustig und

stürmisch, daß der arme am Fenster hängende Kanarienvogel erschreck und ihm das Futter aus dem Schnabel fiel.

Hedwig lebte allein, ganz sich selbst überlassen; nur am frühen Morgen und am Abend nach sieben Uhr sah man ein andres junges Mädchen bei ihr, das, ziemlich melancholischen Temperaments, vortrefflich zu ihr paßte. Beide standen allein; Beide wohnten allerdings bei einander, die Freundin aber, Rose Fromm, war den ganzen Tag hindurch in einem großen Modemagazin, das ziemlich entfernt lag, und da sie Mittags bei einer Familie speiste, so kam sie erst am Abend in ihre Wohnung zurück, um Hedwig Gesellschaft zu leisten, wenn diese nicht in Begleitung Ihrer Wirthin oder einer verwandten alten Dame, die sich zuweilen um sie kümmerte, im Theater, auf der Promenade, oder sonst irgendwo eine solide Zerstreuung gesucht hatte. Diese Wirthin war nämlich Hedwig's Cerberus, wie sie im ganzen Hause von den Studenten genannt wurde. Wer es wagte, Hedwig zu nahe zu treten – was, wie gesagt, niemanden einfiel – hätte unfehlbar das Haus räumen müssen, und so war Hedwig trotz ihrer Verlassenheit ziemlich gut aufgenommen.

Das ganzes Streben und Weben des jungen Mädchens vereinigte sich in der Musik und im Gesang; in der ersteren hatte sie es zu einer gewissen Meisterschaft gebracht, trotz ihrer Jugend, im andren machte sie erstaunliche Fortschritte, seit ihre Lehrer selbst sie versichert hatten, in ihrer Stimme liege ein Capital, das unmöglich verloren gehen dürfe. Hedwig war nämlich die Tochter eines

ganz armen Musikanten, der in seiner Jugendzeit wohl schöne Tage gesehen, sich aber später, gänzlich herabgekommen, gelähmt an beiden Füßen, auf ein Dorf zurückgezogen hatte und hier kümmerlich sein Brod verdiente, indem er den Kindern des Gutsherrn, des Pfarrers und des Inspektors Unterricht in der Musik gab.

In diesem Dorfe war auch Hedwig aufgewachsen. Der Vater hatte sie als ganz kleines Kind mitgebracht; als sie heranwuchs, war sie seine einzige Freude, sein Entzücken sogar, als er ihre Anlagen zur Musik entdeckte, die er auf's sorgfältigste pflegte und ausbildete. Die Musik, wie undankbar sie auch gegen *ihn* gewesen sein mochte, sie sollte der schützende und nährende Genius seines Kindes sein, wenn er sein Auge zudrückte; die Musik sollte seinem Kinde, so hoffte er, wieder den Eintritt in eine bessere Gesellschaft-Sphäre gewähren, aus welcher er durch allerlei Unglück hinaus geschleudert worden, und so ward denn in Hedwig durch den unglücklichen Vater zeitig die Liebe für die Musik genährt, indem er sie mit all' der Sorgfalt, Kenntniß und Erfahrung eines tüchtigen bewährten Lehrers bis zu einem Grade ausbildete, der in dem so zarten Kindesalter als Seltenheit gelten durfte.

Als Hedwig das funfzehnte Jahr erreicht hatte, führte ihr das Glück eine Beschützerin zu, von der wir später reden werden, die, als sie das Talent des Mädchens und ihre ungewöhnliche musikalische Ausbildung kennen lernte, sich großmüthig bereit erklärte, Hedwig für drei Jahre des Studiums in der Residenz die Mittel zu gewähren.

Der unglückliche Vater weinte bittere Thränen, Hedwig erschrock, als sie hörte, daß sie sich von ihm trennen solle. Sie war bisher so froh und glücklich gewesen; sorglos, trotz den ärmlichen Verhältnissen, in welchen sie in der niedern Hütte ihres Vaters lebte, hatte sie morgens mit der Lerche um die Wette gesungen und auf dem Instrumente, dem einzigen Reichthum des Vaters, mit den kleinen Händchen herumgearbeitet, daß es eine Freude war; in stets lustiger Laune war sie im Dorfe bei den Bauern umhergesprungen, überall gern gesehen, überall geschelt und verwöhnt, in den Tagelöhnerhütten sowohl wie in der Wohnung des Pfarrers, wohin sie allwöchentlich zweimal ihren gelähmten Vater bringen mußte, weil dieser sich an den alten Musikanten so gewöhnt hatte, daß er ihm fehlte, wenn er einmal ausblieb. Ohne Ahnung von dem Respect, welchen alle Welt der gnädigen Herrschaft im Schlosse erzeugte, war Hedwig in den weiten Corridoren, in den hohen mit so altfränkischen Tapeten bekleideten Gemächern umhergesprungen, hatte in kindlichem Uebermuth den ehrwürdigen Ahnen, welche mit fürchterlichen Perrücken aus den großen goldnen Rahmen herabblickten, Gesichter geschnitten und Nasen gemacht, ja sie hatte sich sogar erküht, die vornehmen Herrschaften, wenn einer von ihnen sie auffing und auf's Knie nahm mit Du anzureden – mit einem Worte: Hedwig war der verwöhnete Liebling des Dorfes, der von seinen Besuchen bei den Bauern, dem Inspektor, dem Pfarrer und der Schloßherrschaft niemals zurückkehrte ohne

allerlei Lebensmittel für die kleine Wirthschaft, Leckerbissen für sie und den kranken Vater oder auch wohl ausrangirte Kleidungsstücke, die für Beide noch Gegenstände des Luxus sein konnten.

Vierzehn Jahre hatte Hedwig zurückgelegt, ohne je daran zu denken, daß es einmal anders werden könne, als eines Tages die ihnen wohlbekannte Dame in der Hütte des alten Naumann erschien, welcher der gelähmte Musikant, sich an der Krücke aus dem fast ebenso lahmen und gebrechlichen Sessel erhebend, ehrfurchtsvoll die Hand küßte. Der Arme erbleichte, als die Dame, nachdem sie Hedwig geliebkost und im Stillen die aufblühende Schönheit des wilden Mädchens bewundert, mit ihrem so wohlwollenden Vorschlage herausrückte; Thränen standen ihm in den Augen, während sie ihm vorhielt, wie es seine Schuldigkeit als Vater sei, so immense Anlagen seines Kindes nicht verkümmern zu lassen und er ohne Bedenken ihren so wohlgemeinten Vorschlag annehmen müsse.

Der alte Naumann fühlte sich allerdings überglücklich bei dem Gedanken, daß sein Kind vielleicht einmal ein musikalischer Stern werden könne, denn eine ganze Seele, sein ganzes Denken und Handeln war ja die Musik. Er hätte aufgejauchzt vor Stolz, aber der Gedanke, daß er fortab *allein* sein solle, machte sein Herz bluten. Lange währte es, ehe er sich zu einer Antwort entschließen konnte. Die alte Dame sah, wie die Thränen über seine bleichen, abgehärmten Wangen rannen.

»Und wenn ich Ihnen nun den Vorschlag machte, Hedwig in die Residenz zu begleiten und stets bei ihr zu sein, ihre Fortschritte zu überwachen und auch ferner Ihren Antheil an Hedwig's Ausbildung zu behalten?« fragte sie in der Ueberzeugung, den Musikanten jetzt glücklich zu machen.

Naumann aber fuhr zusammen, seine Wangen wurden noch beicher, ein Zittern überfiel ihn der Art, daß die Krücke aus seiner Hand sank.

»Nein, nein! Nimmermehr!« rief er vor sich niederblickend. »Und müßte ich mein Kind für immer verlieren, nicht dorthin zurück! Der Gedanke schon würde mich tödten!«

Erstaunt blickte die Dame den Musikus an. Wichtige Gründe mußten es sein, die ihm den Aufenthalt in jener Stadt so verhaßt, so unerträglich machten, wenn selbst der Gedanke, mit seinem einzigen Kinde vereint zu bleiben, ihn nicht zu dieser Reise bestimmen konnte. Niemand im Dorfe hatte bisher Genaueres über das frühere Leben Naumann's gehört, der in einem Alter von vierzig schon die Hinfälligkeit eines Sechzigers zeigte; nur ganz unklare, durch gar nichts fundirte Gerüchte waren dann und wann über Naumann's Vergangenheit in's Dorf gedrungen, und wenn er selbst von diesen gehört, hatte er immer mit trübem Lächeln den Kopf geschüttelt, aber jede Antwort vermieden.

Naumann bat sich jetzt für den Vorschlag der Dame einige Tage Bedenkzeit aus. Als diese vorüber waren, gab er mit blutendem Herzen seine Einwilligung. Es wurden

die nöthigen Anstalten getroffen, um für Hedwig bei zuverlässigen Leuten ein gutes Obdach in der Residenz zu finden, es wurden sogar Briefe an die ausgezeichnetsten Musiklehrer der Residenz geschrieben, in welchen Hedwig als Schülerin angemeldet wurde, und der Rendant des Schlosses wurde beauftragt, das Mädchen dorthin zu begleiten.

Der arme Musikus bewies bei der Trennung von seinem geliebten Kinde eine Fassung, welche verrieth, daß er sich in seinem Leben nicht zum ersten Male von Dem trennte, was ihm theuer war.

»Mein Kind,« sagte er, während er Hedwig's Lockenkopf an seine Brust drückte und eine Thräne auf ihren Scheitel fiel, »Du bist noch zu jung, als daß Du begreifen könntest, was das Leben schon von mir gefordert, was ich ihm abtreten mußte! Jetzt reißt es auch Dich, mein Letztes, von mir! Bitte Gott mit mir vereint, daß er mir vergönne, Dich wiederzusehen! Was ich noch an Seelenkraft besitze, werde ich aufbieten um auch diesen Verlust zu tragen. Bleibe gut und brav, mein Kind, und gedenke Deines Vaters, der seine Tage hier in stetem Gedenken seines Kindes allein vertrauern wird, denn Du wirst mein Gedanke sein Tag und Nacht; meine Phantasie, die, dem Himmel sei Dank, nicht gelähmt ist wie mein armer, hinfälliger Körper, wird mich stets an Deine Seite versetzen; ich werde bei Dir sein, wenn Du traurig und wenn Du heiter bist! Dich, mein theures Kind, hat die Vorsehung mit einem Temperament gesegnet, um das Dich Tausende beneiden können, das mir stets die trüben Gedanken, die

wüsten Erinnerungen verjagte, wenn mich heimsuchten! . . . Jetzt geh mit Gott, Hedwig! Du bist klug und einsichtig, ich weiß es; Dein heller Verstand wird Dir ein treuer Gefährte und Wächter sein auf der gefahrvollen Bahn, die Du betrittst, auf der des Künstlers, auf welcher Dein armer Vater leider zusammenbrach . . . vielleicht durch eigene Schuld, denn der Künstler ist mehr als jeder Andere dem Irrthum preisgegeben und wohl ihm wenn er ihn zeitig genug begreift . . . Bleibe Deinem Wesen treu, mein Kind, denn Gott hat Dir eine Schildwache gegeben, die stets auf ihrer Hut sein wird, wenn Dein Herz sie nicht besticht, Deine Klugheit. Sei mißtrauisch gegen Alles, was Dir als Weib auf Deinem Wege Blumen zu streuen bemüht ist; unterscheide mit Deinem feinen Instinct, welche Absicht diejenigen zu Dir führt, die sich Dir unter der harmlosesten Miene nähern, und gieb Dir Mühe, klüger als sie zu sein, indem Du sie erräthst. Nimm keine Dienste an von den Menschen, die sich Dir allzu dienstfertig zeigen, und bedarfst Du, ihrer, so danke sie nur mit einem Lächeln, an dem Dein Herz keinen Theil hat. Verathe nie was in Dir vorgeht, und sei lieber allein, als mit falschen Freunden, denn wer vertraut, ist halb betrogen. Vor Allem aber, mein Kind, hüte Dein Herz, denn gerade Die, welche ihm nachstellen, werden die ersten sein, die den Stein auf Dich werfen! . . . «

Lange hielt Naumann sein theures Kind im Arm, preßte es an sich, blickte immer und immer wieder in das reizende Antlitz desselben, als wolle er sich noch einmal die Züge Hedwig's einprägen.

Rührend war auch der Schmerz, mit welchem diese noch einmal und immer wieder noch einmal schluchzend den Vater umschlang, ihn versicherte, sie werde bald und oft wiederkehren, um ihn zu sehen, und ihm versprach, seine Lehren, nie zu vergessen. In ihrer kindlichen Naivetät und mit einem gewissen Stolz malte sie ihm alle die Fortschritte aus, welche sie machen werde, schilderte sie ihm die Freude, welche er haben werde, wenn sie als große Künstlerin wiederkehre, wie er dann immer an ihrer Seite sein und ihre Triumphe mit erleben werde.

Endlich war indeß der letzte Augenblick der Trennung gekommen. Vater und Tochter mußten einander aus den Armen lassen.

Noch einmal, als Hedwig an der Seite des Rendanten schon im Wagen saß und dieser zum Dorfe hinaus fuhr, blickte sie zurück und warf dem gelähmten Vater, der auf die Krücke gestützt vor der Hütte stand, ihre Kußhände zu.

Als der Wagen um die Ecke bog und Hedwig die väterliche Hütte aus den Augen verlor, sank Naumann ohnmächtig zusammen und mußte von den Nachbarn in die Hütte zurück getragen werden.

Hedwig's erste traurige Erfahrung in der großen Stadt war das Heimweh, das sie endlich in ein hitziges Fieber warf. Nur langsam genas sie unter der sorgsamten Pflege der Wittve, in deren Schutz sie gegeben war. Als sie kaum das Krankenbette verlassen, streckte sich ihre Beschützerin auf dasselbe, um nicht wieder aufzustehen. Hedwig war verlassen, allein; ihr Lehrer, ein biederer

alter Mann, der, seit er ihren Namen kannte und sich über ihre Herkunft unterrichtet, dem Mädchen ein ganz besonderes Interesse widmete, brachte sie bei der Frau Schröder unter, in deren Hause sie jetzt seit mehreren Jahren schon lebte und die das heitere Wesen wie ihr eignes Kind hütete.

Nur einmal war es Hedwig vergönnt gewesen, den Vater in dem idyllischen Dörfchen zu besuchen. Sie fand ihn wie sie ihn verlassen, nicht hinfälliger, aber einsylbiger und abgestumpfter. Nur wenn ihm Hedwig von der Stadt, von den musikalischen Notabilitäten, von so mancherlei künstlerischen Verhältnissen erzählte und dabei so manchen Namen nannte, dann zuckten wohl seine Gesichtsmuskeln, leuchtete sein mattes Auge für Minuten auf, ja er that sogar diese und jene Frage und zuweilen schien es, als zielten diese Fragen dahin, zu erfahren, ob Hedwig von ihm selbst habe sprechen gehört. Das letztere mochte ihn stets mit einiger Besorgniß erfüllen denn er war sichtbar beruhigt, wenn Hedwig so unbefangen antwortete und überhaupt verrieth, daß sie wenig in Berührung mit der Außenwelt komme.

So hatte Hedwig jetzt bereits den dreijährigen Cursus zurückgelegt, für welchen ihr die Unterstützung stets pünktlich gezahlt worden war. Sie hatte den ausgezeichnetsten Unterricht genossen und bereits vor Kurzem öffentlich gezeigt, was sie gelernt, da sie auf Wunsch ihres Lehrers in einem Concerte aufgetreten war. Ihre helle, glockenreine Stimme, ihr schöner Vortrag hatten einstimmigen Beifall gefunden, als ihr Lehrer, der würdige alte

Mann, hatte sie sogar nach dem Concert umarmt und ihr einen Kuß auf die Stirn gedrückt.

»Wenn doch mein armer Naumann diesen Triumph seines Kindes hätte mit ansehen können!« murmelte der alte Mann gerührt, so daß Hedwig es hörte, und zum ersten Male fiel es ihr diesmal auf, daß zwischen dem Lehrer und ihrem Vater ein Zusammenhang bestehen müsse.

Indeß Hedwig schwieg; sie wagte nicht zu erforschen, was ihr der Lehrer bisher nicht aus eigenem Antriebe mitgetheilt; war ihr auch das Benehmen des Vaters bei ihrem letzten Besuch oft eigenthümlich erschienen, wenn er horchte oder fragte, so war sie doch eine zu gute Tochter, als daß sie in Verhältnisse einzudringen versucht hätte, welche er ihr zu verheimlichen wünschte.

Uebrigens war Hedwig selbst an diesem Concert-Abend ein wenig zerstreut. Unter dem zahlreichen Auditorium war ihr nämlich ein jugendliches Männergesicht aufgefallen, dessen Anblick sie beinahe in ihrem Vortrage aus der Fassung gebracht hatte. Es war diesem junger Mann in der Fähnrichs-Uniform, der, als er sie erkannte, sich durch eine auffallende Unruhe ihr bemerkbar zu machen suchte, als sie geendet, ihr den enthusiastischsten Beifall spendete, alle Uebrigen in denselben mit fortriß und ohne Zweifel auch der Spender des kostbaren Blumenbouquets war, das ihr im Foyer des Concertsaales von einem Diener überbracht wurde.

Dieser Fähnrich war kein anderer gewesen als unser Allerwelts-Windbeutel Gerhard von Dörenberg, der in

der jungen und reizenden Künstlerin dieselbe kleine Hedwig erkannte, welche seine ausgelassenen Spiele getheilt, als er noch auf dem Schlosse seiner gnädigen und gestrengen Tante erzogen wurde, und der natürlich nichts Eiligeres zu thun hatte als diese interessante Entdeckung nach Möglichkeit auszubeuten.

Für Gerhard war es ein Geringes, ihre Wohnung zu erfahren. Selbstverständlich fand er sich am nächsten Tage schon ein, um der jungen Künstlerin und zugleich seiner lustigen Gespielin die Honneurs zu machen. Für Gerhard war es ebenso selbstverständlich, daß ihm nichts erwünschter, als jene glücklichen Spielereien fortzusetzen, die seiner Meinung nach des Lebens ganz unnöthiger Ernst unterbrach, indem man ihn in die Soldatenjacke gesteckt. Freilich fehlten zu diesen Spielen jetzt die Wiese, der Wald, das weite Feld, in welchem man über Hecken und Gräben setzen konnte; indeß für Gerhard war ja das Leben ein einziger Blumengarten, in welchem dieses reizende kleine Röschen ganz an der rechten Stelle war.

Gerhard ward von Hedwig's Thür abgewiesen. Sie ließ ihn schönstens grüßen, aber sie »empfangen keine Herren-Besuche«. Gerhard ließ ihr antworten, er komme nicht als Herr, sondern als Kindheitsgespiele. Hedwig ließ ihm sagen, die Zeit der Spiele sei vorüber, und so mußte er seinen Rückzug antreten, da mit der Wirthin keine Capitulation möglich war.

In den nächsten Tagen hatten Gerhard's Bemühungen herausgebracht, wie Hedwig zu dieser Carrière gekommen, daß seine gnädige Tante die Kosten ihrer Ausbildung bestritten und daß vor einigen Monaten die letzte Rate ihres Stipendiums gezahlt, ohne daß die Tante Miene machte, sich weiter um ihren Schützling zu kümmern.

Gerhard sandte zu dem Bankier der Tante und ließ dort, aus Rache das Stipendium Hedwig's im Namen der ersteren auf weitere drei Jahre deponiren.

»Ich bin ein Kunst-Enthusiast; einem solchen ist dergleichen gestattet!« sagte er zu sich selbst und freute sich königlich, der schnippischen Gespielin einen solchen Streich gespielt zu haben. »Uebrigens,« fügte er hinzu, »hat sie mich wohl im Concert erkannt; ich sah ihre freudige Ueberraschung und gebe nicht viel auf diese erste Abweisung! Schlechte Festung, die beim ersten Sturm genommen wird!«

Also beschloß Gerhard, seine Laufgräben zu eröffnen, das heißt Acht zugeben, welchen Weg Hedwig täglich nehme, um das Conservatorium oder ihre Lehrer zu besuchen, so weit er dies ohne Vernachlässigung seiner übrigen und ähnlichen Interessen zu verfolgen im Stande sei.

Jedoch auch dies gelang dem sonst so routinirten jungen Mann durchaus nicht nach Wunsch; Hedwig mit ihrer natürlichen Schlaueit hatte den Kriegsplan ihres Gespielen schnell errathen, als sie ihn zufällig ihre Wohnung umschwärmen sah, und da das Haus durch den Hof

mit dem hinter ihm gelegenen zusammenhing, so war und blieb die junge Künstlerin ihm unsichtbar.

Gerhard versuchte noch Eins. Er schrieb ein Billet an Hedwig des Inhalts, er habe ihr im Auftrage seiner gnädigen Tante mitzutheilen, daß dieselbe, erfreut durch die Fortschritte der jungen Künstlerin, bei dem Bankier auch für fernere drei Jahre die frühere Summe deponirt; er fügte hinzu, daß er ihr im Namen seiner Tante mancherlei zu sagen habe und deßhalb dringend um eine Audienz bitte.

Anstatt der erwarteten Erlaubniß erhielt Gerhard einige sehr liebenswürdige Zeilen von Hedwig, in welchen sie ihm ihren Dank für seine Bemühung aussprach und sich vorbehielt, diesen Dank der gnädigen Tante selbst brieflich auszudrücken. Gerhard sah ein, daß er eine Dummheit begangen, daß die Tante auf diese Weise von seinem Beginnen erfahren könne; indeß ihm machte das keine Sorge. Wir sahen, wie er den Brief Hedwig's in seinen Mund drückte, und wissen jetzt, daß derselbe nichts Unerlaubtes enthielt.

Am Abend des Tages an welchem wir die vorgeführten Personen kennen lernen, saß Hedwig allein in ihrem Zimmer und sah in einer flüchtigen melancholischen Anwandlung, die bei ihr niemals lange von Dauer war, wie die Sonne über dem Nachbarhause niederging. Sie fühlte sich heute ein wenig verlassen: im ganzen Hause war Alles ausgeflogen, um in der Abendluft nach dem schwülen Tage Erholung zu suchen, nur um *sie* kümmerte sich heute Niemand. Ihre Gedanken weilten eben daheim bei

dem armen Vater, der gewiß noch viel einsamer war als sie und der, wenn er nicht so unüberwindlichen Widerwillen gegen die Residenz gefaßt hätte, mit ihr zusammen so glücklich hätte sein können. Wer pflegte den Armen jetzt? Fremde Leute, die kein Interesse für ihn hatten. Wer erheiterte ihn jetzt? Niemand, seit seine Lerche verschwunden war und auch sie einsam trauern mußte!

Seit einiger Zeit ward es Hedwig stets seltsam zu Muth, wenn sie des Vaters gedachte. Je reifer ihr Verstand ward, desto mehr erklärte sich ihr instinctmäßig so Manches, was ihr früher unverständlich gewesen, desto mehr errieth und ahnte sie. Ihr Vater mußte in irgend welchem traurigen Zusammenhange mit der Welt, mit den Kreisen gestanden haben, in welche sie ihr Studium führte. Daß früher in das Leben des Vaters so mancher trübe Schatten gefallen, daß er bittere Erfahrungen gemacht, ja daß er gelitten, vielleicht schwer gelitten, daß er gekämpft hatte und niedergeworfen worden, das erwies seine ganze Gsemüthsstimmung, das sprach aus den halben Aeußerungen, deren Hedwig sich jetzt noch erinnerte und deren Sinn ihr damals nicht nur unverständlich, sondern sogar gleichgültig gewesen. Er war ein Wrack, vielleicht der Rumpf eines Fahrzeugs, das einst stolz und mit vollen Segeln dahin gezogen, bis es der Sturm an den Felsen geschleudert.

Oft hatte sie die Frage hören müssen, ob sie die Tochter des Virtuosen Naumanns sei, der vor Jahren hier gelebt; und wenn sie diese Frage bejaht, hatte sie entweder ein stummes, trauriges Kopfnicken, oder ein nicht

schwer zu deutendes ›Hm!‹ oder gar ein beleidigendes Naserümpfen hinnehmen müssen. Das letztere that dem armen Mädchen namentlich weh, ja es hatte sie sogar schon manche Thräne gekostet. Hedwig liebte ihren unglücklichen Vater von ganzem Herzen, nie hatte sie eine Handlung gesehen, ein Wort gehört, das ihr Zweifel über den edlen Charakter des Vaters hätte verursachen können; sein ganzes Verschulden konnte also nur darin bestehen, daß er unglücklich war, und das freilich ist ja genug in der Gesellschaft, um verurtheilt zu werden.

Jedenfalls war Hedwig schon hinsichts ihres Vaters eingeschüchtert, daß sie keine Frage zu thun gewagt hätte, selbst wenn ihr diese nicht schon wie ein Vergehen gegen ihre Kindesliebe erschienen wäre.

Ein Brief Naumann's, den sie heute erhalten und der wie alle seine Briefe mit zitternder, unsicherer Hand geschrieben war, hatte dem armen Mädchen die fröhliche Laune verdorben. Der Vater schrieb so düster, so mit sich selbst zerfallen, daß es dem Kinde das Herz zusammenpreßte, als sie ihn las.

Hedwig, die schon eine halbe Stunde so in trüben Gedanken da saß, sprang plötzlich auf, trat an das Piano, fuhr, wie sie es zu thun pflegte, wenn sie die schwarzen Käfer los sein wollte, die in ihrem Köpfchen herumswirrten, wild und stürmisch über die Tasten, schlug einige Triller an und repetirte eine Arie. Aber es mißlang heute Alles, sie fürchtete sich vor ihrem eignen Gesang, sprang endlich auf, und stellte sich vor den Spiegel. Nichts zerstreut leichter als die Eitelkeit, und Hedwig war

bereits eitel gemacht durch alle die Schmeicheleien welche man ihr sagte, ohne daß diese gefährliche Rathgeberin der Jugend ihr bisher irgend etwas Unrechtes zugeflüstert hätte.

Doch auch diese sonst so willkommene Beschäftigung hatte für Hedwig keinen Reiz heute; sie kehrte zum Fenster zurück und starrte über die Blumen auf die Straße hinab.

»Wenn Rose heut nur zeitig kommen wollte!« murmelte sie ungeduldig. Es giebt Tage, Stunden wenigstens, wo die Gedanken uns zur Qual werden und selbst die besten Vorsätze wie durch ein Sieb fallen! Ich habe den ganzen Tag hindurch gar nicht studirt, weil ich am Morgen schon den Gerhard, den einfältigen Menschen, unter meinem Fenster vorüber gehen sah, und jedesmal, wenn ich das Heft in die Hand nahm, fiel mir ein: Du mußt doch sehen, ob er wiederum vorüber geht! Dieser Mensch, der noch dazu ein großer Sausewind geworden sein soll, ist mir doch so gleichgültig wie das dumme Gesicht, das da drüben zum Fenster heraus blickt, und doch . . . Wenn Rose jetzt käme, so wäre ich wieder heiter, denn nur wenn ich allein bin, gehen mir alle die düstren Gedanken durch den Kopf. Das arme Mädchen ist *auch* unglücklich! Anfangs hatte ich sie im Verdacht, sie habe Liebesgram; seit ich sie aber Nachts in ihren lauten Träumen belauscht habe, weiß ich, was ihr am Herze frißt. Sie ruft oft im Schlaf ihren Vater an, sie fleht ihn an, ihr nichts zu Leide zu thun, sie ringt die Hände und bricht in die schrecklichsten Wehklagen aus. Wenn ich sie dann wecke, erschrickt

sie über sich selbst und schämt sich ihrer Träume; wenn ich aber Tags versuche, die Ursache ihrer nächtlichen Angst zu erfahren, wird sie immer leichenblaß, verwirrt, spricht von etwas ganz Andreem oder giebt vor, sie leide an Alpdrücken. Ach, ich weiß wohl, was für ein Alp das arme Wesen drückt und im Vergleich mit ihr müßt' ich mich unendlich glücklich schätzen. Vom Morgen bis zum Abend arbeitet sie in ihrem Magazin, sie arbeitet sogar hier im Hause noch, um sich einige Groschen mehr zu verdienen; sie darbt und obgleich sie unmöglich für sich selbst ausgeben kann was sie sich erarbeitet, bat sie mich neulich doch mit einer wahren Seelenangst, ihr einen Thaler zu borgen da sie dessen dringendst bedürfe. Für ihre Person hat sie das Geld nicht gebraucht, ich bemerkte wohl, wie sie in ihre Kammer lief, ihre geringen Ersparnisse zusammen raffte und dann davon eilte; ich sah auch, in welcher Aufregung sie spät am Abend zurückkehrte, aber aus ihr heraus zu bringen ist nichts; sie trägt ihr Unglück mit beispielloser Entsagung, mit einer Würde, die ein besseres Loos verdiente! . . . Aber wer ist denn glücklich, der ein Mädchen und achtzehn Jahre alt ist wie wir Beide und allein in der Welt dasteht,« schloß Hedwig ihren Monolog mit einem Seufzer.

In demselben Augenblick hörte sie Tritte draußen auf dem Flur. »Gott sei Dank, wenigstens eine menschliche Seele, die sich im Hause rührt!« flüsterte Hedwig.

Inzwischen öffnete sich die Thür und ein junges, leidlich hübsches Mädchens, in schlichter Sommertracht aber

bleich und mit verstörten Gesichtszügen trat eilig herein.

Während Hedwig ihre Freundin besorgt anblickte, wünschte diese ihr mit fast athemloser Stimme einen guten Abend; die braunen Augen des Mädchens wagten nicht aufzublicken, auf ihrem Antlitz lag ein Zug von schmerzvoller Angst, ihr Gang, wie hastig er auch war, erschien unsicher und ihre Bewegungen zeugten von der höchsten Aufregung.

Schweigend schritt sie in die Ecke des Zimmers und legte ein kleines Packet ab, das sie im Arm getragen; mit derselben Hast trat sie in ihr Kabinet, suchte hier umher, ohne offenbar zu wissen, was sie suchte oder wollte, trat dann endlich wieder in's Zimmer und blieb hier rathlos, in höchster Verlegenheit stehen, das Gesicht abgewendet, die Hände gefaltet, während ihr kurzer Athem nur allzu deutlich verrieth, daß sie sich in einem Zustande befinde, der an Verzweiflung grenzte.

Mit Erstaunen, aber ohne sie zu stören, hatte Hedwig ihr Treiben angesehen; mitleidig haftete ihr Auge an dem Mädchen, als dasselbe endlich wie vernichtet dastand und die Hände rang.

»Rose!« rief Hedwig, ohne sich ihr zu nähern. »Rose, ist Ihnen etwas Böses widerfahren?«

Rose schwieg. Hedwig sah, wie sie ihr Antlitz in beiden Händen barg; sie hörte ein leises, gewaltsam unterdrücktes Schluchzen.

Voll innigen Mitgeföhls, ihre eigne Stimmung vergessend, trat Hedwig zu der Unglücklichen und legte den

Arm um ihren Nacken, während sie sich vergeblich bemühte, Rose's Hände, die von Thränen genetzt waren, von dem Antlitz des Mädchens zu entfernen.

»Rose, Sie haben wieder Kummer, den Sie mir so lange, umsonst zu verbergen suchten!« fuhr Hedwig fort. »Rose, kann denn die aufrichtige Theilnahme einer Freundin Ihnen nicht wenigstens einige Erleichterung verschaffen? Habe ich irgend etwas gethan, das mich Ihres Vertrauens nicht würdig erscheinen ließe?«

Rose schüttelte den Kopf und brachte einige unverständliche Worte hervor. Inzwischen gelang es Hedwig, die Hände des Mädchens von ihrem Gesichte zu entfernen und erschreckend blickte sie in die von Thränen stark gerötheten Augen, in das vom Schmerz verwüstete Antlitz.

»Ich beschwöre Sie, Rose, haben Sie Vertrauen zu mir! Theilen Sie mir mit, was Ihnen widerfahren ist, und kann ich rathen, kann ich helfen, ich will es ja mit Freuden thun!«

Mit diesen Worten führte Hedwig die Trostlose halb mit Gewalt zum Sopha, setzte sich hier neben sie und nahm ihre Hand, während sie den Arm um Rose's Nacken legte.

Diese schien in der That etwas Fassung zu gewinnen, aber sprachlos blickte sie vor sich nieder, während eine Thräne über ihre bleiche Wange rann.

»Ach, ich bin ja so unglücklich, so namenlos unglücklich!« jammerte das Mädchen, endlich Sprache findend. »Ich kann es ja nicht ändern und Sie können es ja auch

nicht! Ich arbeite Tag und Nacht, ich spare nach Möglichkeit und wage es nicht, einen Heller auszugeben, dessen ich nicht zu meiner nothwendigsten Erhaltung bedürfte! Aber es ist ja Alles umsonst! Ich sehe es wohl, ich muß endlich dieser Last erliegen, oder ich muß fort von hier, ohne daß er weiß, wohin ich gehe, denn er würde mich fürchterlich mißhandeln, wenn er mich entdeckte!«

»Aber *wer* denn, Rose? Wer ist es denn, der Ihnen wehe thut?« fragte Hedwig, obgleich sie bereits halb errathen hatte.

Rose blieb die Antwort schuldig und starrte noch immer vor sich nieder, während ein Zittern ihre Glieder schüttelte.

»Ich weiß es ja, Rose! Niemand kann es besser wissen und würdigen, wie rastlos fleißig, wie sparsam Sie sind, wie Sie sogar den Schlummer opfern, der Ihnen so nothwendig wäre, um ein paar armselige Groschen mehr zu verdienen! Wie oft hab' ich Sie gebeten, sich zu schonen, sich eine kleine Zerstreung zu gönnen, denn ich sehe ja, Sie reiben sich auf, Sie haben keine Freude am Leben, Sie untergraben Ihre Gesundheit und trotz all' Ihrem Fleiß sehe ich, daß Sie täglich schweigsamer, täglich trauriger werden! . . . Rose, ich beschwöre Sie, sein Sie aufrichtig gegen mich, die ich es so gut mit Ihnen meine! Oder gestatten Sie mir, Sie errathen zu haben? . . . Rose, darf *ich* Ihnen sagen, was Sie quält, *wer* es ist, um den Sie sich abhärten, Ihr Leben vertrauern, Ihre Gesundheit zu Grunde richten? Darf *ich* sprechen, da Sie zaudern?«

Rose erschrock dermaßen, daß ihre Hand in der Hedwig's zitterte; diese sah, wie das Mädchen immer bleicher und von einer namenlosen Angst befallen ward; trotzdem mußte sie sprechen, weil sie überzeugt war, daß dies der Unglücklichen eine Erleichterung verschaffen werde.

»Sie sind eine edle opferfähige *Tochter*, Rose!« fuhr sie fort, indem sie die heiße Hand des Mädchens drückte. »Was Ihre Kindespflicht zu gestehen sich sträubt, haben mir Ihre unruhigen Träume längst verrathen! . . . Ihr Vater ist es, um dessen willen Sie leiden! . . . Habe ich recht, Rose?«

Das Mädchen schien mit sich selbst zu kämpfen; endlich jedoch, als Hedwig in sie drang, nickte sie traurig mit dem Kopfe, entriß Hedwig ihre Hand und barg das Antlitz wieder in derselben. Plötzlich aber von einem neuen folternden Gedanken jäh überfallen, wollte sie aufspringen und blickte mit allen Zeichen der Angst umher.

»Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich fort!« rief sie bebend, während Hedwig sie zu umklammern suchte. »Um des Himmels willen, suchen Sie mich nicht zurückzuhalten! Ich darf keine Minute mehr säumen; ich muß fort! . . . Und dennoch . . . dennoch! . . . O Gott, warum strafst Du mich so hart! Was hab' ich gethan, daß ich so unglücklich sein muß!« schluchzte sie von neuem und in einer Verzweiflung, die herzerreißend war.

Rathlos stand auch Hedwig diesem erneuten Schmerz gegenüber; auch ihr Auge feuchtete sich von innigem Mitleid, als sie diese Anklage gegen die Vorsehung härte, die aus so schuldlosem, pflichtgetreuem Herzen kam.

Rose's Zustand war der Art, daß Hedwig es als unmöglich ansah, sie mit neuen Fragen zu bestürmen, wie gern sie auch bereit war zu helfen.

Indeß Rose's Schmerz ward von selbst verständlicher.

»Ich *habe* ja nichts!« rief sie jammernd und die Hände ringend. »Ich habe ja fortgegeben, was ich Tag und Nacht zu erwerben gesucht, habe zum Leihamt getragen, was mir irgend noch überflüssig war! Jetzt ist Alles, Alles dahin und was nutzt es mir, daß ich sechs Tage lang selbst das karge Mittagmahl mir versagte, um auch die wenigen Groschen noch zu ersparen! Alle meine Opfer sind umsonst; sie sind zu gering und füllen den Abgrund nicht, vor dem ich stehe!«

Auch Hedwig faltete unwillkürlich die Hände während sie sinnend vor sich niederschaute, denn der Anblick des verstörten Gesichtes ihrer Freundin schnitt ihr in's Herz. Hatte sie auch eine Ahnung von den trüben Familienverhältnissen Rose's gehabt, so war sie doch weit entfernt, den Umfang dieses Unglücks zu errathen. Niemand wußte besser als sie, wie rastlos dieses arme Geschöpf sich quälte, sich aufopferte, wie sie darbt und stets in demselben schon verblichenen Sommerkleide einherging; niemand war bereitwilliger zu helfen als Hedwig, aber gerade die Unmöglichkeit, in der sie sich selbst befand, machte auch sie rathlos.

Geholfen *mußte* werden, ohne weiter zu fragen, denn jedes Eindringen in Rose's Unglück mußte die Arme verletzen. Aber wie? Das war es, worüber Hedwig eben nachdachte.

»Den Abgrund!« wiederholte Hedwig schauernd, als Rose in ihrer Verzweiflung die Hände rang. »Vor einem Abgrund stehen Sie, Aermste! . . . Rose, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, wie viel gebrauchen Sie!« Genügt Ihnen, was ich habe, es steht Ihnen ja mit Freuden zu Gebote! Sprechen Sie, Rose!«

Diese schüttelte traurig den Kopf, während sie einigermaßen getröstet durch Hedwig's Mitgefühl ihre Thränen trocknete.

»Ach, ich bin ja noch in Ihrer Schuld, Fräulein Hedwig!« sagte sie mit unsicherer, von Schluchzen unterbrochener Stimme. »Ich stehe so beschämt vor Ihnen, aber ich vermochte ja nicht mehr es zu verschweigen; Sie, die Sie so liebevoll gegen mich sind, mußten ja endlich erfahren, was mir das Herz abdrückt!«

Hedwig blickte sie an. Sie wußte ja in der That noch nichts weiter, als daß Rose vor einem Abgrund stehe. Indeß schnell entschlossen trat sie an den Schrank, öffnete eine kleine Cassette und nahm einige Thaler heraus, die letzten, welche Hedwig selbst besaß.

»Rose,« sagte sie, »dies ist Alles, was ich mein nenne; aber ich habe noch einige Sachen von wenn auch unbedeutendem Werth; kommen Sie, wir wollen sie zu Geld machen!«

Rose warf einen schüchternen, ängstlichen Blick auf die fünf blanken Thaler in Hedwig's Hand.

»Ich darf es nicht annehmen, Fräulein Hedwig,« sagte sie zitternd, »und wenn es auch genügte, mich für den Augenblick zu retten, ich darf nicht!«

Damit wandte sie sich ab und brach von Neuem in Schluchzen aus.

Kaum hatte Hedwig gehört, daß ihre Kasse für den Augenblick genüge, als ihr heiteres Temperament sich wieder Bahn brach.

»Dieses schnöde, elende Geld, Rose, kann Ihre Thränen trocknen!« rief sie aus, indem sie Rose umschlang und ihr das Geld gewaltsam in die Hand drückte. »Ich selbst bin heute erst aus einer großen Verlegenheit gezogen, da meine Wohlthäterin wieder für meine nächste Zukunft gesorgt hat und ich jetzt ruhig meine Studien vollenden kann. Ich, Rose, brauche aber kein Geld! Ich wollt', es wären so viele Millionen als es Pfennige sind, und bedürften Sie derselben, sie gehörten Ihnen, Rose . . . Doch nein,« verbesserte sie sich lachend, »das würden Sie nicht annehmen, Rose! Theilen würden wir diese Millionen! . . . Jetzt aber, Rose, sein Sie heiter; erzählen Sie mir umständlich, was Sie quält, denn getheilter Schmerz ist halber Schmerz!«

Mit dem Geld in der Hand stand Rose da. Hedwig sah ihr's an, daß ihr der Boden unter den Füßen glühte.

»Sie wollen fort, Rose! Sie haben Eile!«

»Ach ja! Ich . . . ich möchte meinem Vater das Geld bringen,« antwortete sie verlegen; aber ich fürchte mich fast . . .«

»Ist denn Ihr Vater so böse?«

»Ach nein, niemals wenn ich ihm Geld bringe! . . . Er war heute Mittag in unsrem Magazin und verlangte von

mir Geld, er drohte mir sogar! Ich möchte jetzt eilig zu ihm, aber . . .«

»Ich sehe es, Sie fürchten sich, Rose! . . . Würde es Ihnen lieber sein, wenn ich Sie begleitete? Das Wetter ist so schön, ein Spaziergang würde mir wohl thun. Wollen Sie meine Begleitung annehmen?«

Rose's Antlitz leuchtete plötzlich auf; offenbar fürchtete sich das arme, Kind, den Gang allein zu thun.

»Ich gestehe Ihnen, Fräulein Hedwig, ich bin niemals bei ihm gewesen, seit Jahren nicht; er kommt immer zum Magazin und läßt mich hinaus rufen; heute da ich kein Geld hatte, mußte ich ihm versprechen, es ihm zu bringen, obgleich ich nicht wußte, woher ich es nehmen sollte, denn hieher darf ich ihn ja nicht kommen lassen!«

Hedwig eilte zu ihrer Mantille, setzte das kokette Strohhütchen auf den Kopf, warf einen flüchtigen, lächelnden Blick in den Spiegel und im nächsten Augenblick verließ sie mit Rose das Zimmer.

Die Letztere war ersichtlich wieder aufgelebt, als sie die entschlossene Hedwig neben sich wußte. In ihrer schlichten, ärmlichen Kleidung schritt sie an der Seite der jungen Künstlerin.

Es ist aber sehr weit, Fräulein Hedwig,« wagte sie endlich zu sagen. »Ich habe in meiner Angst ganz vergessen. Sie darauf aufmerksam zu machen!«

»So? Und haben wir Beide denn etwas zu versäumen?« antwortete Hedwig. »Nur wacker vorwärts, Rose; Sie wissen ja, daß ich marschiren kann.«

Beide durchschritten und durchkreuzten einige der benachbarten Stadtviertel und erreichten endlich das Arbeiterquartier. Hier bog Rose mit einem scheuen Seitenblick auf ihre Begleiterin in eine enge, schmutzige Gasse ein und begann dann die Nummern der Häuser zu zählen. Das unglückliche Kind schämte sich, Hedwig anzublicken, ihr Herz pochte so heftig, daß sie die Hand auf die Brust legen mußte, als sie vor einem kleinen, baufälligen Hause still stand, aus dessen offenem, dunklem Flur ein unangenehmer Geruch heraus drang.

»Wir sind da,« sagte sie mit kurzem Athem, während sie ängstlich und fragend Hedwig anblickte.

Nur vorwärts, Rose! Ich folge Ihnen! ... Oder wünschen Sie etwa, daß ich hier warte?«

»Ach nein!« rief Rose hastig. »An Ihrer Seite habe ich weniger Angst; ich beschwöre Sie, verlassen Sie mich nicht!«

Auch Hedwig, trotz Ihrer Entschlossenheit, fühlte sich ein wenig beklommen, als sie diese Furcht des Mädchens vor demjenigen sah der doch ihr natürlicher Schutz hätte sein müssen; indeß da die Unglückliche sich so vertrauend an sie klammerte, da Hedwig so weit geholfen, durfte sie auch jetzt nicht zurückweichen.

»Ich folge Ihnen, Rose! Ich bleibe bei Ihnen, was auch geschehen möge!« sagte sie gefaßt, und Rose, nicht einmal tief Athem schöpfend, trat mit schwankendem Fuß über die Schwelle.

Hedwig folgte ihr mit innerm Widerwillen und nicht ohne einige Besorgniß ein Haus betretend, das unfehlbar

ein Asyl der tiefsten Armuth, des Elends, vielleicht der Verworfenheit war.

Rohes Gelächter schallte ihnen von oben entgegen, als Beide, die baufällige, schmutzige Treppe betraten.

Rose, furchtsamen Gemüths und mit ängstlich klopfendem Herzen, zauderte hier noch einmal und schaute mit leichenblassem Gesicht zu ihrer Gefährtin auf.

»Muth, Rose!« flüsterte diese. »Es ist ja Ihr *Vater*, zu dem Sie gehen!«

Beide erkletterten die Treppe mit zitterndem Fuß und sich an das schmutzige Geländer klammernd, das unter ihrer Hand hin und her wich.

Kaum hatte Rose die letzte Stufe erreicht, als sie mit einem Schmerzenslaut zusammensank und Hedwig durch eine Ohnmacht in die peinlichste Lage versetzte.

V. DIE BARONIN.

Die Baronin Julie von Grimmer verließ das Haus des Kammerherrn in höchster Aufregung. Mit jener Hast, welche das Arbeiten von Plänen und entschiedenen Vorsätzen verräth, bestieg sie einen Fiaker und langte in ihrer Wohnung an, die in einer wenig besuchten und stillen Straße belegen. Alles in dieser Wohnung zeugte von Geschmack, Ordnungssinn, aber auch von geringem Wohlstande; indeß waren die Mängel an Eleganz durch hübsches Arrangement verdeckt; das kleine Empfangszimmer war offenbar bestimmt, den Eintretenden hinsichts der Mittel der Bewohnerin zu täuschen, doch entdeckte ein geübtes Auge sehr bald den mangelnden

Wohlstand; das etwas größere Wohnzimmer wies eben an Einrichtung nichts weiter auf, als was zur Bequemlichkeit nothwendig und in dem Schlafgemach befand sich nur ein einziger Luxusgegenstand, nämlich ein ziemlich großes Oelgemälde in breitem, bronzirtem Barockrahmen, das jedoch durch einen schwarzen Flor verhängt war und also einen Gegenstand darstellen mochte, den zu verhüllen die Baronin gegründete Ursach haben mußte.

Ihre ganze Bedienung bestand in einer ältlichen Kammerfrau mit leidenden, schwindsüchtigen Gesichtszügen, die in einem bescheidenen, nach dem Hofe zu gehenden Kämmerchen untergebracht war und nur das Haus verließ, wenn sie in Aufträgen ihrer Herrin geschickt wurde.

Mit einem heftig herausgestoßenem Laut des Unwillens und des Ueberdrusses warf sie Julie auf das Sopha, nachdem sie Shawl und Hut von sich geschleudert. Mit stechemem, fast unheimlichem Ausdruck haftet ihr dunkles Auge am Boden, ihre Brust arbeitete ungestüm, ihre Lippen kniffen sich fest zusammen, während die weißen Zähne ihre Schärfe an denselben versuchten. Nur die Farbe ihres Gesichtes zeigte weniger Veränderung als ihr ganzes übriges Wesen.

»Es soll sein! Es muß sein!« rief sie, während sie wieder aufsprang, im Zimmer hin und her schritt, bald sinnend stehen blieb, bald sich wieder auf das Sopha warf. »Wie lange Jahre seufzte ich unter dem Fluch, der auf meinen unglücklichen Eltern ruhte, welch' unsägliche Qualen ertrug ich, rathlos, hülflos in einer Welt, die mich

mit tausend Versuchungen umstellte, weil sie wußte, daß ich Niemand besaß, der die mir widerfahrene Unbill zu strafen bereit! Hunger und Entbehrung jeder Art ertrug ich, die endlosen Seelenqualen, welche die Unerfahrenheit meines Herzens, die Harmlosigkeit meines Verstandes mir bereiteten, schleppte ich mit mir herum, bis der Zufall es wollte, daß mir dieser Mann begegnen mußte! . . . Ich war lebenssatt, war erschlafft an Leib und Seele durch das Uebermaß von Prüfungen, welche mir beschieden wie eine Schiffbrüchige nach einem Strohalm greift, nahm ich die Mildthätigkeit dieses herz- und gewissenlosesten aller Menschen an; ich fügte mich seinen Vorschlägen, als er mir mit seiner gleißnerischen Ueberreungsgabe einleuchtend zu machen suchte, daß ich dadurch kein Unrecht begehe, ja ich that dies umso bereitwilliger, als ich mir sagen durfte, daß ich hiedurch wieder in Zusammenhang mit Angehörigen meiner Familie gerathe, daß es mir vielleicht später vergönnt sein werde, das mir auferlegte Incognito bei Seite zu werfen . . . Hier in dieser Stadt allein konnte es mir gelingen, die Spuren meines verschollenen Vaters aufzufinden, hier konnte ich in trüben Stunden, und andre gab es für mich ja nicht, zu dem Grabe meiner unglücklichen Mutter wallfahrten. Alles zog mich hieher, Alles fesselte mich hier; ich gab den Zumuthungen dieses Mannes nach, ohne zu ahnen, welch' immense Folgen dieselben für ihn, für mich haben würden. Jetzt hat der Zufall mir endlich den Hebel in die Hand gedrückt, durch welchen ich meines ganze Lebensstellung wieder aufzurichten im Stande bin. Ein Zufall,

ein wunderbarer Zufall, wenn ich es nicht eine Schickung nennen soll, gab denselben von Hochmuth und Intrigue aufgeblähten Höfling in meine Hand, der *mich* zu seinem willenlosen Werkzeug gemacht zu haben glaubte. Freilich« . . . Julie zuckte hier zusammen, freilich vernichte ich dadurch eine Existenz, die sich bisher in strafbarem Hochmuth über Alles hinweg gehoben, ich bringe einen Mann an den Pranger, der mir theuer sein sollte . . . Indeß bleibt mir eine Wahl? Um diese fürchterliche Nothwendigkeit zu vermeiden, bot ich ihm ein Bündniß; er wies es mit beleidigendem Hochmuth zurück, es bleibt mir also nichts übrig als meine Verbündete an andrer Stelle zu suchen, und finden . . . ja finden werd' ich sie!« setzte sie mit bittrem, triumphirendem Lächeln hinzu, während sie in der Ueberzeugung unfehlbaren Gelingens stolz das Haupt erhob. »*Ihnen* ist nichts heilig, wie sollt' es das *mir* sein! *Ihnen war* nicht heilig, wie hätte sonst *mein* Loos ein so elendes sein können! Weg als mit dem Zaudern und Zagen der Armuth, die mit gebrochenem Lebensmuth zu den Füßen des Hochmuths winselt, anstatt mit Entschlossenheit sein Lebensrecht zu vertheidigen, das *ihm* in demselben Maße zugemessen worden wie jenem! Weg mit den thörichten Bedenken, die uns zusammensinken lassen, während das Verbrechen, mit Orden und Auszeichnungen geschmückt, lachend über unsre Leiche hinwegsteigt!«

Julie warf sich in das Sopha zurück und stützte den Kopf in die Hand, um über die Mittel und Wege nachzusinnen, welche sie zu wählen habe.

Plötzlich öffnete sich die Thür und ihre Kammerfrau mit dem bleichen und leidenden Gesicht trat herein.

»Herr von Dörenberg bittet, seine Aufwartung machen zu dürfen!« meldete sie mit einer gewissen Zurückhaltung.

Der Name Dörenberg durchzuckte Julie wie eine Dolchspitze; sie erschreck, faßte sich jedoch; ein Lächeln schwebte über ihre Züge.

»Wie mich schon dieser Name allein berührt!« murmelte sie vor sich hin. Schnell und entschlossen erhob sie sich. »Gott selbst schickt ihn mir heute!« fuhr sie halb-leise fort . . . »Herr von Dörenberg ist mir willkommen!« rief sie der Kammerfrau zu und schritt in ihr Empfangszimmer.

Gerhard, im elegantesten Promenaden-Köstum, frisch, lebendig, mit dem glücklichsten Lächeln auf seinem Antlitz, trat ein. Er kam soeben vom alten Salomon; seine Heiterkeit bewies, daß der Weg auch diesmal wie gewöhnlich kein vergeblicher gewesen. Der alte Sami hatte nach seiner Meinung wieder bluten müssen, während dieser doch niemals sein eignes Blut vergoß.

Durch Gerhard's heitere Miene schimmerte indeß dennoch eine gewisse besorgte Zurückhaltung hindurch, denn wie wir ihn schon klagen hörten, er war nie seiner Sache gewiß, wie er von diesem so launenhaften Weibe empfangen werde.

Dies Baronin nahm in der That ihre imponirendste Haltung an, während sie ein Lächeln affektirte, das doch ihrem Herzen sehr fern lag. Gerhard näherte sich ihr

mit leichter Eleganz, nahm die ihm gewährte Hand und drückte sie an seine Lippen.

»Ich komme pflichtschuldigst, meine Gnädige, um meine Ihnen bekannte Anbetung zu Ihren Füßen zu legen und mich nach den Träumen zu erkundigen, welche in der verflossenen Nacht das Glück hatten, diese schöne Stirn zu umgaukeln . . . Sie sehen, gnädigste Baronin, ich habe heute meinen positiven Tag, denn die Sonne ging mir sehr *goldig* auf . . .«

»Wie an jedem Morgen, Herr Baron!« unterbrach ihn Julie mit trübem Lächeln, während sie ihn auf einen Sessel einlud. »Sie gehören zu den Glücklichen, deren Horizont niemals ein Wölkchen trübt; während Andre verurtheilt sind, ihr Leben auf der Schattenseite zu verbringen!«

»Doch, Frau Baronin! Doch! Auch mir widerfahren Unannehmlichkeiten, die mein heiteres Temperament indeß stets in der richtigen Beleuchtung zu erhalten weiß. Heute z. B. habe ich mich genöthigt gesehen, mein Abschiedsgesuch einzureichen, meiner Carriere und damit allen den Lorbeern zu entsagen, welche ich mir zu pflücken mir vorgenommen hatte!«

»Ihren Abschied?« fragte Julie erstaunt.

»Ohne Pension, allerdings; meinen Abschied als Fähnrich. Mein dienstliches Verhältniß war mir stets ein Prokrustes Bett, es genirte mich in jeder freien Bewegung und so quittirte ich denn heute, nur fortan dem größten Autokraten dieser Welt, dem eignen Willen eines freien

Mannes zu dienen. Fortab gehöre ich nur den noblen Passionen, und ich fürchte nur, daß meine Zeit nicht ausreichen wird, um alle die schönen Pläne in's Werk zu setzen, mit denen ich umgehe. Ich versichere Sie, Frau Baronin, obgleich mein Abschied eigentlich ein Unglück ist, fühle ich mich so froh, so erhaben, daß ich im Stande wäre, Verse auf meine Freiheit, meine Unabhängigkeit zu machen, und das will viel sagen! . . . Doch lassen Sie mich auf den eigentlichen Zweck meines Besuches kommen. Ich war diese Nacht so freudig erregt durch die Ehre, welche Sie mir erwiesen, als Sie sich herabließen, die Einladung zu meinem bescheidenen Souper anzunehmen, daß ich kaum *ein* Auge geschlossen. Das andre wachte, um nur den Moment zu erwarten, wo es mir vergönnt sein werde, mich von Ihrem Wohlsein zu unterrichten.«

Julie hörte den jungen Mann mit einem Lächeln an, welches bewies, daß sie auf seine Complimente nicht mehr gab als sie werth waren, denn Gerhard gehörte zu den jungen Männern, die unerschöpflich in ihren gesellschaftlichen Liebenswürdigkeiten; diese hatten indeß bei ihm den Vorzug, daß sie niemals face wurden, weil er dieselben stets mit einem unverwüstlichen Humor zu würzen verstand und in seiner Unterhaltung, wenn auch keine gründliche Bildung, doch einen offenen witzigen Kopf und, wo es galt auch, das Herz auf der rechten Stelle zeigte.

Die Baronin benutzte Gerhard's Frage, um sogleich ihr eignes Thema auf dieselbe zu knüpfen. Anscheinend zerstreut fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn.

»Ich gestehe Ihnen, Herr Baron,« antwortete sie, »daß ich, so heiter und interessant Ihr Souper war und wie viel Ursach, es mir zu den angenehmsten Träumen auch gab, doch den Schlummer nicht finden konnte.«

»Sie machen mich besorgt rief Gerhard, ihre Hand ergreifend, die er leise zu drücken wagte, während sie ihm dieselbe kalt und empfindungslos entzog. »Sollte *ich* so unglücklich gewesen sein, ohne mein Wissen Ihre Laune getrübt zu haben?« setzte er hinzu.

»O nicht doch, Herr Baron antwortete Julie, seinen Blick vermeidend. »Die Veranlassung war eine ganz unbedeutende; ich scheute mich fast, sie zu gestehen! ... Sie erinnern sich, daß ich nach dem Souper, während die Gesellschaft beim Whist saß, ein altes Buch, ein Actenstück oder wie soll ich es nennen, auf Ihrem Tische fand.«

»Ganz recht!« fiel Gerhard ein, dem es allerdings sonderbar vorkam, daß dieser alte Foliant den Schlummer eines schönen jungen Weibes stören könne. »Aber ich begreife in der That nicht ... «

»Ganz willenlos schlug ich dieses Actenstück auf,« fuhr die Baronin fort. »Wie sehr mich auch die vergilbten, mit Stockflecken illustirten Blätter abschreckten, haftete doch mein Auge an den alten, sonderbaren Schriftzügen ... «

»Ich erinnere mich!« fiel Gerhard abermals ein. »Und Sie vertieften sich unbegreiflicher Weise so sehr in diese Schriftzüge, daß die Gesellschaft sich über Ihre Zurückgezogenheit beklagte und auch allen Grund hiezu hatte,

als Sie derselben fast eine Stunde lang Ihre bezaubernde Gegenwart entzogen.«

Die Baronin lächelte abermals.

»Ich selbst begreife nicht, wie mich dieses chronikenhafte Buch so interessiren konnte; indeß ich fand darin gleich beim ersten Blick so eigenthümliche Aufzeichnungen, daß ich mich nicht davon losreißen konnte.«

»Hm, ja!« antwortete Gerhard. »Ich selbst warf heute Morgen einen flüchtigen Blick hinein, kann aber nicht sagen, daß es mich gefesselt hätte. Wie mir meine Tante schrieb, betrifft der Inhalt meine Familie; sie befahl mir, das Heft auf's sorgsamste zu studiren und ihr dann meine Ansichten mitzutheilen. Ich habe mir deßhalb auch schon vorgenommen, das Actenstück irgend einem Sachverständigen zu übergeben, denn mir selbst fehlt gerade jetzt, wo ich . . . nichts zu thun habe, die Zeit, mich dieser staubigen Arbeit zu widmen.«

»Mich hingegen,« fuhr Julie fort, »sprach die Lecture dieses Actenstückes in dem Grade an, daß ich das lebhafteste Verlangen fühle, dieselbe mit Ruhe zu beenden.«

»So würden *Sie* vielleicht die Güte haben, Frau Baronin, mich von dem Inhalte zu unterrichten, den mir meine gnädige Tante so sehr an's Herz gelegt hat?« fragte Gerhard.

»Ihre Tante?« wiederholte Julie lebhaft, »Die Baronin von Dörenberg auf Zehneck?«

»Sie kennen dieselbe?« fragte Gerhard ein wenig überrascht.

»Nur dem Namen nach! Man hat mir von ihr erzählt!« verbesserte sich Julie . . . »Doch um auf unser Thema zurückzukommen: würden Sie dieses so interessante Heft auf einige Stunden meiner Hand anvertrauen?«

»Mit dem größten Vergnügen, meine Gnädige!« rief Gerhard lachend. »Schöneren und würdigeren Händen wüßte ich diese alte Scharteke nicht anzuvertrauen! Gestatten Sie mir, dieselbe erst in Sammet und Goldschnitt einbinden zu lassen, damit . . .«

»Nicht doch, Herr Baron!« unterbrach ihn Julie. »Gerade wie es da ist, wünsche ich es zu haben, und zwar noch an diesem Morgen! Sie kennen die Ungeduld der Weiber, wenn sie einmal etwas in's Auge gefaßt haben,« setzte sie hinzu, als sie einsah, daß sie in ihrem Verlangen sich vielleicht etwas zu stürmisch gezeigt habe. »Wir Frauen kennen ja nur die Extreme, und was dieses Heft anbelangt, bin ich überzeugt, daß mein Gehirn sich den ganzen Tag anstrengen wird, mit eigener Phantasie zu ergänzen, was mir im Lesen zu vollenden nicht die Zeit blieb.«

»Ich eile, gnädige Frau!« antwortete Gerhard sich erhebend. »Ich selbst überbringe Ihnen diese kostbare Lecture, die auch mir jetzt ein ungeheures Interesse abgewinnt, seit sie in Ihren Augen Gnade gefunden.«

Gerhard empfahl sich flüchtig und eilte hinaus. Mit triumphirendem Blick schaute ihm die Baronin nach.

»Es ist unglaublich, mit welchem Leichtsinn dieser junge Mann einen Schatz bei sich verwahrt, von dessen Bedeutung, ihn eine einzige Stunde des Ernstes und der

Sammlung überzeugen würde. Wäre ich ein Mann, so bedürfte es nur eines Besuches bei ihm, um ihm diesen Schatz abzunehmen; er würde ihn lachend von sich geben ... Ein Mann ...« wiederholte sie, während ein Schreck ihre Glieder durchzuckte. »Und wenn nun der Kammerherr ... dieser geborne Intriguant! ... Sollte er noch nichts davon erfahren haben? Es ist unglaublich und dennoch ist es wahrscheinlich bei der Gleichgültigkeit, mit welcher Gerhard diesen wichtigen Gegenstand behandelt, weil er von seiner Bedeutung keine Ahnung hat ... Wenn es *ihm* nun gelungen wäre, dieses Heft in seine Hand zu bekommen! Wenn es ihm selbst jetzt in diesem Augenblick noch gelänge, wo Gerhard im Begriff ist, es mir zu überbringen! Ein unglücklicher Zufall könnte es fügen, daß er mir zuvorkäme! Derselbe Zufall, der *mir* Kenntniß von diesem Schatze gab, könnte ihn in *seine* Hände spielen und Alles ... Alles wäre verloren!«

Eine entsetzliche Angst überfiel die Baronin. Mit fieberhafter Erregtheit maß sie das Zimmer. Obgleich Gerhard sie soeben erst verlassen und frühstens in einer halben Stunde erst wieder zurück sein konnte, trat sie an's Fenster und blickte in die Straße hinab.

So trieb sie's diese halbe Stunde lang; ihre Angst wuchs mit jeder Minute. Sie wartete eine Stunde – Niemand kam.

VI. DIE CHRONIK.

Gerhard betrat seinem Versprechen getreu in der wirklichen Absicht, den sonderbaren Wunsch der Baronin zu

erfüllen, die Straße. Voll von den schönsten Plänen hinsichtlich seiner Unabhängigkeit und deren richtiger Verwendung, schlug er den Weg nach seiner Wohnung ein.

Allerdings erschien ihm dieses ganz ungewöhnliche Interesse, welches Julie an seiner alten Scharteke nahm, etwas auffallend; schon am gestrigen Abend, als die schöne Frau zufällig dieselbe auf dem Tische liegen gesehen und geöffnet hatte, war sie nicht von der Lecture loszumachen; sie war den Rest des Abends merkbar zerstreut, und sie, die, wenn sie guter Laune war, durch ihren Geist, ihren Witz die ganze Gesellschaft zu elektrisieren verstand, war seitdem ungewöhnlich still und einsylbig gewesen, hatte Migräne vorgeschützt und dazu beigetragen, daß die Gesellschaft sich früher als es ihm lieb war, zerstreute.

»Wär's ein Roman, ein Band voll zärtlicher Liebesgedichte gewesen, ich würde das natürlich gefunden haben,« sprach Gerhard unterwegs vor sich hin; »aber Schartecken dieser Art pflegen doch nicht die Weiber in dem Grade zu fesseln! Freilich ist die Baronin seine Ausnahme; was Andre ihres Geschlechts interessirt, läßt sie gleichgültig; wofür Andre sich interessiren, das flößt ihr Widerwillen ein ... Jedenfalls ist es der Mühe werth, doch einen Blick in die Scharteke zu werfen, um, wenn sie mit mir über den Inhalt spricht, wenigstens oberflächlich orientirt zu sein.«

Gerhard beeilte seine Schritte. Er erinnerte sich, daß Sami Salomon ihm zwar die Summe zugesagt, welche er von ihm begehrt, daß der Alte aber vorgeschützt, er habe

nicht so viel Geld im Hause und werde in einer Stunde bei ihm vorsprechen, um ihm die Summe persönlich zu überbringen. Jedenfalls war der Wunsch der Baronin also nicht so eilig auszuführen und Gerhard konnte, während er Salomon erwartete, die Langeweile, welche ihm das Alleinsein in seiner Wohnung einflößte, durch Lecture ausfüllen, auch dadurch zugleich den Wunsch seiner gnädigen Tante erfüllen.

Seinem Vorsatz getreu holte er, in seiner Wohnung angekommen, da Salomon noch nicht da war, die Scharteke aus dem Hintergrund des Kleiderschranks hervor, zog ein paar Handschuhe an, um (denn Gerhard war eitel) beim Umschlagen der vergilbten Blätter nicht seine weißen Hände zu beschmutzen, stieß einen tiefen Seufzer aus und setzte sich an den Tisch.

»Ist mir doch, als hätte ich einen alten von Oel und Handwerksstaub beschmutzten Räuberroman aus der Leihbibliothek vor mir, wie ich sie als Kind mir oft heimlich zu verschaffen wußte,« murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin, idem er das dicke Heft aufschlug, um die Lectüre zu beginnen. Vielleicht kann ich einen armen Schriftsteller glücklich machen, wenn ich ihm diese wie es scheint von wunderlichen Geschichten erzählende Scharteke anvertraue; was ich flüchtig darin gesehen, läßt auf große Conflict, auf eine Art Familiendrama schließen, und das wird's auch sein, was die schöne Baronin so gefesselt. Die reizende Hedwig würde gewiß eine lustige Geschichte vorgezogen haben.«

Gerhard stützte eben den Kopf in die Hand, als er eine Equipage vor das Haus fahren hörte. Mit jener Bereitwilligkeit, mit der wir uns gern in einer unfreiwilligen Beschäftigung stören lassen, sprang er auf und zum Fenster. »Mein Oheim!« rief er erstaunt, die Equipage erkennend. »Seltene Ehre das! Sollte er vielleicht schon erfahren haben . . .«

Gerhard eilte zur Thür; in dieser trat ihm bereits ehrerbietig gefolgt von dem Diener, der Kammerherr in voller Toilette entgegen. Das heiterste, liebenswürdigste Lächeln stand auf seinem Antlitz als er auf Gerhard zuschritt, ihm die Hand reichte und ihn, in seiner Freude sein gekräusertes Hemd exponirend, an die Oheims-Brust drückte.

»Junge, was hab' ich erfahren! Taugenichts, der Du bist, Du hast Deinen Abschied gefordert! Sag, mir um Gottes willen, was spukt denn in Deinem Kopf?«

»Nichts, lieber Onkel, als die kostbaren Prinzipien, die ich von meinem Oheim, dem Ideal eines Cavaliers, eingesogen habe!« antwortete Gerhard. »Es ist wahr, ich habe meinen Abschied gefordert, er ist mir sofort bewilligt worden.«

Des Kammerherrn Blick fiel auf die großen vergilbten Blätter, welche aufgeschlagen auf dem Tische lagen und zu der sonstigen so modernen Eleganz, welche in Gerhard's Wohnung herrschte, einen merkwürdigen Contrast bildeten.

»Und in Ausübung dieser Prinzipien sitztest Du wie ein Antiquar, wie ein Dominikaner-Mönch über einem alten

Kirchenvater?« rief der Kammerherr auf den Tisch zeigend. »Hast Du etwa dem Mars den Rücken gewendet, um Dich der Gelehrsamkeit zuzuwenden? Solltest Du ohne mein Wissen den Stoff eines Historikers in Dir tragen? Gerhard, mach' mir den Kummer nicht, in Dir dereinst einen Bücherwurm zu sehen, das würde mich in's Grab bringen! ... Apropos! Was mich eigentlich hieher führt: willst Du heut' Abend mein Gast sein? Du wirst einige der interessantesten Männer dort finden und auch ... «

Der Kammerherr beugte sich zum Ohr seines Neffen und flüsterte ihm schelmisch etwas zu.

»Nicht wahr, das ist Wasser auf Deine Mühle, Du Taugenichts? Ich habe an Dich gedacht, als ich das arrangierte!«

Gerhard, der im Begriff gewesen, einen Vorwand zum Ausbleiben zu suchen, sagte bereitwillig und mit sichtbarer Freude zu. Der Oheim machte einige rapide Wendungen im Zimmer, die er liebte, um zu zeigen, was für ein Jüngling er noch sei, und maß seinen Neffen von oben bis unten mit bewundernden Augen.

»Noch Eins, was ich fast vergessen habe!« rief er, als erinnere er sich der Sache noch glücklicherweise. »Hast Du die Baronin Julie während der letzten Tage gesehen?«

»Ich sah sie allerdings; aber ich werde nicht klug aus dieser Frau, lieber Onkel. Sie ist bald Vulkan, bald Eisfeld, eins der launenhaftesten Geschöpfe, das ich kennen gelernt!«

»Kennst noch wenig von den Weibern und wirst noch Dein Lehrgeld bezahlen!« versetzte der Kammerherr mit

der Miene eines Mannes, der alle Kelche, die süßen wie die bitteren, schon auskosten. »Was übrigens diese Baroin betrifft, so ziehe Dich ein wenig von ihr zurück. Ich habe bereits erzählen gehört, daß Du ihr den Hof machst, und wie man behauptet, nicht ohne Glück, was übrigens bei einem Apoll wie Du bist, sich von selbst versteht. Ich bin vielleicht selbst etwas übereilt gewesen als ich so entzückt von ihr war und Dich dadurch auf sie hinlenkte; ich kannte sie zu wenig. Du thätest gut, wenn Du Dich von ihr fern hieltest, denn an Eroberungen fehlt es Dir ja nicht. Man munkelt so allerlei, worauf allerdings nichts zu geben sein mag, aber Männer unsrer Distinction müssen vorsichtig sein; man kann sich im Handumdrehen compromittiren und für den Gentleman ist's der größte Fehltritt, lächerlich zu werden.«

Gerhard schien ein wenig betroffen. Er hatte diesem Weibe auf Anstiften des Oheims selbst den Hof gemacht, hatte es sogar erreicht, daß sie die Einladung zu einem seiner Soupers annahm, nachdem er ihr mit seinem Ehrenwort für die Respectabilität der Gäste gebürgt, und jetzt, da er seine Belagerung nach allen Regeln der Kriegskunst betrieb, ließ der Oheim plötzlich zum Rückzug blasen!

»Ich verstehe Sie nicht ganz, lieber Oheim!« sagte Gerhard zaudernd. »Würden Sie mir leicht nähere Aufschlüsse . . . «

»Später, mein Kind!« antwortete dieser. »Begnüge Dich vorläufig mit dem Gesagten!«

Der Kammerherr hütete sich wohl zu gestehen, daß er eben eine der niederträchtigsten Intriguen eingefädelt, und brach das Gespräch ab.

»Thu' mir die Liebe und wirf diese papierne Mumie bei Seite!« sagte er an den Tisch tretend und mit dem Ende des Spazierstocks das Heft berührend, um es unter den Tisch zu werfen. Dabei fiel sein Auge auf einige große mit Schnörkeln geschmückte Worte, welche an der Spitze des aufgeschlagenen Blattes standen. Seine Lorgnette vor's Auge führend suchte er diese natürlich in gehöriger Entfernung von dem Heft zu entziffern.

Gerhard hatte sich abgewandt, um darüber nachzudenken, was der Oheim mit seinem Wink in Betreff der Baronin gemeint haben könne. Er sah nicht, wie jener plötzlich erbleichte, wie er näher trat, sich über das Papier beugte und dann einen forschenden, mißtrauischen Blick auf den Neffen warf, der seine Bewegung zum Glück nicht bemerkt hatte.

Mit der ihm eigenthümlichen Geistesgegenwart drehte er sich auf dem Absatz herum, trat an den zerstreut zum Fenster hinaus blickenden Neffen und legte ihm den tadellosen Glacéhandschuh auf die Schulter.

»Gerhard,« sagte er, »um Dich vor Verirrungen wie diesen zu bewahren, laß mir die alte Chronik da in meinen Wagen schaffen; ich werde sie Dir entführen, denn ich fürchte, Du geräthst auf Abwege. Du zeigst seit einiger Zeit einen Hang für die Wissenschaften, benutzest meine Bibliothek, die Dir freilich am wenigstens gefährlich

und bringst Dich bei mir in den Verdacht, ein Kopfhänger zu werden was ich unter keinen Umständen zugeben darf ... Jean!« rief er, nach dem Diener verlangend in das Nebenzimmer. »Wo ist denn der Dummkopf?«

»Sie wünschen, lieber Oheim?« fragte Gerhard zuvorkommend.

»Er soll mir die Scharteke da in den Wagen bringen, damit Du nicht dennoch in die Versuchung kommst, sie zu lesen und dadurch Deinen so hellen Verstand zu vergiften!«

»Ich versichere Ihnen, lieber Oheim, daß ich weder Zeit noch Lust hier gehabt, nur die Ungeduld mit welcher ich hier einen Freund erwarte, konnte mich bestimmen ... «

»Du hast also noch nichts davon gelesen?«

»Nicht eine Sylbe! Uebrigens habe ich mir vorgenommen, den Ballast da irgend einem Antiquar zu übergeben, der ... «

»Aber wie kommst Du, ein Mann der Eleganz und des guten Tones, in den Besitz solcher Dummheiten, mit denen kein Cavalier auch nur seine Fingerspitzen beflecken sollte?«

»Nun, die Tante schickte mir das Heft vor einigen Tagen sind bat mich ... «

»Die Tante! Hahaha!« lachte der Kammerherr, um seine steigende Aufregung zu verbergen. »Die gute, liebe Tante! Um so mehr Veranlassung Gerhard, diesen Köder zu meiden, durch welchen sie Dich zu einem Simplex zu

machen versucht! . . . Fort damit in den Kehricht! . . . Verzeihung. gnädige Tante!«

Und mit dem Stock gegen das Heft schlagend, warf er Dies auf den Boden.

»Gerhard! Du bist krank, Du machst mich besorgt!« fuhr er fort. »Ich muß Dich zerstreuen! . . . Heut' Abend erwarte ich Dich unfehlbar zum Souper; da aber bis dahin noch lange ist, mach' ich Dir einen Vorschlag! Begleite mich zum Grafen von Herthal, dem ich eben eine Visite zugedacht. Du weißt, die Gräfin ist ein reizendes Weib, sie ist empfänglich für Galanterien, der Mann hat außerhalb des Hauses eine kleine Liaison, die ihn sehr beschäftigt, die Gräfin weiß das und sinnt auf Rache; Du hast stets einen großen Stein bei ihr im Brett gehabt und während ich mit dem Grafen plaudre, machst Du Dein Glück bei der Gräfin . . . Also allons!«

Wie leicht entzündlich Gerhard's Herz auch war, er mußte Ausflüchte suchen.

»Ich kann diesen Augenblick nicht fort, lieber Oheim!« versicherte er. »Ich erwarte . . . daß ich's Ihnen aufrichtig sage: meine Kasse ist erschöpft, es ist vollständige Ebbe bei mir, ich erwarte so eben einen Geschäftsmann, der . . .«

»Hm, verstehe!« versetzte der Kammerherr, sich auf die Lippen beißend und nachdenkend, während gleichzeitig ein Zug von Schadenfreude über sein Gesicht spielte. »Es wäre mir in der That erwünscht, Dich mit zum Grafen zu nehmen,« setzte er an's Fenster tretend hinzu. »Allein darf ich ihn nicht lassen, murmelt er sich hin.

Plötzlich sah er die gebückte Gestalt des alten Salomon über die Straße und auf das Haus zukommen. Er kannte den Alten nur zu gut, da er lange mit ihm in Geschäftsverkehr gestanden, bis Salomon ihm diesen aufgesagt hatte.

»Ich will Dich in Deinen Geschäften nicht stören,« wandte er sich an Gerhard zurück. »Ich werde als noch einen andren Weg machen und in einer Viertelstunde wieder hier sein. Aus den Händen lass' ich Dich nicht!« sagte er lächelnd, und ohne die Antwort zu erwarten, tanzte er zum Zimmer hinaus.

Auf dem Flur begegnete ihm Salomon. Beide, dieser und der Kammerherr, thaten als kennten sie einandkr nicht, während Gerhard, der seinen Oheim bis zur Thür begleitet hatte, heftig erröthete. In seiner Verlegenheit bemerkte er nicht, wie der Kammerherr, schon vorbereitet nuf das Beegnen mit Salomon, ein Hüsteln affectirte, das Taschentuch vor's Gesicht hielt und so an ihm vorüber die Treppe hinab eilte.

»Wenn Ich nicht irre, der Oheim des Herrn Baron!« sagte Salomon, zu Gerhard eintretend, während er in seiner gebückten Haltung einen prüfenden Blick auf Alles umher warf, was sich im Zimmer befand. »Ein feiner Mann, ein reicher Mann, ein einflußreicher Mann, nach Allem, was ich höre!« fuhr er fort, indem er, hier schon zu Hause, in das andre Zimmer schritt.

Salomon zahlte hier Gerhard die gewünschte Summe aus, unterbreitete diesem ein Papier und wünschte die Unterschrift des jungen Barons.

Ein wenig zerstreut unterschrieb dieser seinen Namen, ohne das Papier gelesen zu haben; wußte er doch, daß bisher einer dieser Schuldscheine gelautet wie der andre; Salomon hatte deren von Gerhard schon eine ganze Anzahl und so legte der leichtsinnige junge Mann kein Gewicht darauf, ob noch einer hinzukomme und was er unterschrieb.

Kaum war das Geschäft beendet und Salomon mit einer Miene der innersten Zufriedenheit zur Hausthür hinaus geschlüpft, als auch des Barons Wagen wieder vorfuhr.

Halb gezwungen, mußte Gerhard den Oheim begleiten und sehr bald hatte er das Versprechen, das er Julie gegeben, in der interessantesten Gesellschaft vergessen.

Diese sandte vergeblich zwei-, dreimal zu Gerhard, um ihn an seine Zusage erinnern zu lassen. Die Botin der Baronin, die Kammerfrau, kehre stets mit leeren Händen zurück.

Ihrer Todesangst, die von Stunde zu Stunde sich mehrte, entschloß Julie sich endlich, selbst auch diesen Gang zu unternehmen. Ohne zu ahnen, daß über Ihrem Haupte bereits das Damoklesschwert von des Kammerherrn Intrigue schwebte, waren alle ihre Gedanken nur um dem einen Gegenstand beschäftigt.

Voll namenloser Qual erwartete sie den Abend, der es ihr gestatten werde, unter seinem Schutz das Haus Gerhard's zu betreten! Als dieser kam, warf sie sich in einen Fiaker und schlug den Weg nach Gerhard's Wohnung ein.

VII. DIE DIEBSHÖHLE.

Als Hedwig die unglückliche, durch Angst und Gemüthsaufrregung erschöpfte Rose neben sich mit einem Schrei zusammen brechen sah, blickte, sie, ihre Lage ahnend, mit Zittern umher, als wolle sie sich überzeugen, was die Veranlassung dieses Unglücks gewesen.

Zu ihrem nicht geringen Schreck sah sie wenige Schritte entfernt, in der geöffneten Thür eines halbdunklen Zimmers die Gestalt eines Mannes, welche nur allzu sehr geeignet, auch sie um ihre Fassung zu bringen. Von mittler Größe, aber von massivem Körperbau, in einer Kleidung, die, schmutzig und halb zerrissen mehr den Tagedieb als den Arbeiter verrieth, mit einem offenbar von Alkohol gerötheten, aufgedunsenen Gesicht, aus welchem ein paar wilde, zerfahrene Augen blickten, während das dunkle Haar, das selten den Kamm gesehen, um Stirn und Schläfe hing, die rothen, geschwollenen Hände in die Seite gestemmt, so blickte dieser Mensch mit einem Ausdrucks von Wuth und Verbissenheit auf die beiden Mädchen, ohne bei dem Schrei des einen von ihnen auch nur die geringste Theilnahme zu erregen.

Ohne Zweifel hatte der Anblick dieses Menschen die unglückliche Rose aus der Fassung gebracht, denn sein Blick war ausschließlich auf sie gerichtet, ja ein Zug von bestialischer Schadenfreude lag auf diesem von Gift und Galle geschwollenen Antlitz, während sein Auge auf der Ohnmächtigen ruhte.

Ein Schreck durchlief Hedwig's Glieder; sie wandte sich mit Entsetzen ab und bereute die gute Absicht, welche sie hieher geführt, ein Blick jedoch auf das leichenblasse Gesicht der neben ihr zusammengesunkenen Unglücklichen gab ihr die Geistesgegenwart zurück.

Ohne des Dastehenden zu achten beugte sie sich hinab, legte die Hände unter Rose's Arme und suchte sie aufzurichten. Dies war vergeblich. Sie liebte die Arme, vergaß im Mitleid ihre Umgebung, rief sie bei ihrem Namen, beschwor sie, doch Muth zu haben und hob endlich beschwörend das Auge zu dem noch immer regungslos Dastehenden.

»Haben Sie denn gar kein menschliches Gefühl?« rief sie ihm in ihrer Angst zu. »Können Sie eine Unglückliche so leiden sehen, ohne auch nur die geringste Anwendung zu fühlen?«

Eine Pause, während welcher sich Hedwig wieder mit der Ohnmächtigen beschäftigte. Plötzlich erzitterte sie vor einem rohen, viehischen Gelächter.

»Was hat denn die Gans, daß sie da vor ihrem eignen Vater so erschrickt?« rief der Mann. »Laß' sie nur ungeschoren, mein schönes Kind, sie wird schon von selbst wieder zu sich kommen! Wahrscheinlich ist sie wieder mit leeren Händen da, denn sonst pflegt sie mehr Raison zu zeigen!«

Hedwig war die ganze Angst ihrer unglücklichen Freundin erklärt, als sie hörte, daß *dieser* Mensch Rose's Vater; trotzdem fand sie in diesem Umstand einige

Ermuthigung, denn, mochte er noch so sehr alles natürliche Gefühl verleugnen, so mußte er ihnen wenigstens Schutz in seinem Hause gewähren, das ihr um so unheimlicher ward, als der Abend herab sank und sie im unteren Raume und namentlich im Hofe verschiedene rohe Stimmen und ein heiseres Gelächter vernahm.

»Sie thun ihr Unrecht,« antwortete Hedwig, all' ihre Courage zusammen nehmend, um dem Menschen zu imponiren. »Rose kommt nicht mit leeren Händen, da sie sich aber so krank und schwach fühlte, bat sie mich, sie zu begleiten; sie versicherte mir hoch und heilig, daß uns unter dem Schutz ihres Vaters hier nichts Böses widerfahren werde,« setzte sie mit Betonung hinzu.

»Was soll solchen Jüngferchen wie Euch hier auch passieren!« antwortete der Mann mit widerlichem Lachen. »Höchstens daß einer meiner Freunde sich die Freiheit nehmen, könnte, Euch den Arm um den Leib zu legen und Euch einen Kuß zu geben, und davon werdet Ihr wahrhaftig nicht sterben . . .«

Hedwig fuhr hier erschreckt zusammen, denn sie sah den Mann aus der Thür herantreten und wich unwillkürlich zurück.

»Nicht so ängstlich, Mamsellchen!« fuhr dieser mit demselben Gelächter fort, während er sich zu der Daliegenden wandte, die eben durch eine matte Bewegung wieder ein Lebenszeichen gab. »Steh, auf, einfältige Dirne,« setzte er hinzu, indem er mit dem Fuß den gebrechlichen Leib der armen Rose berührte.

»Um Gottes willen, seid menschlich!« rief Hedwig mit einer, schnellen und entschlossenen Bewegung den brutalen Menschen zurück haltend. »Sie ist ja Ihr Kind! Sie kommt, um ihre Kindespflicht zu üben und vielleicht mehr als diese, denn niemand weiß besser als ich, wie die arme Rose auf die nothwendigsten Nahrungsmittel verzichtet, nur um zu erfüllen, was man von ihr verlangt!«

»Dummheit!« antwortete Herr Fromm, den wir hier in seiner wahren Natur vor uns sehen. »Wer heißt sie sich etwas vom Munde absparen? Hat sie's nöthig? Ist sie nicht ein ganz passables Frauenzimmer und giebt's denn ein Mädchen mit einem solchen Gesicht, das heute noch darben könnte? . . . Bloße Niederträchtigkeit und Ungehorsam ist's von ihr! Sie lebt herrlich und in Freuden und ihren unglücklichen Vater läßt sie im Elend umkommen! . . . O, ich kenne das an ihr, und mir soll sie gewiß nichts vormachen! Lange genug hab' ich bei ihr gebettelt um ein Almosen, erst als es Knüffe und Püffe setzte, kam sie zur Einsicht, und wenn ich das nicht zuweilen wiederhole, vergißt sie auch wieder was sie mir schuldig ist! . . . He, aufgestanden! Mach, keine Dummheiten, Rose; 's hilft doch zu nichts. Gieb' her, was Du bringst, so magst Du wieder Deiner Wege gehen; wehe Dir, wenn Du abermals mit leeren Händen kommst.«

Bei diesen Worten trat er mit brutaler Schonungslosigkeit heran und wollte die Unglückliche, die eben das Auge aufschlug, es aber schaudernd wieder schloß, beim Arm ergreifen, sie gewaltsam aufzurichten.

»Zurück! Ich sagte Ihnen ja, daß Rose nicht mit leeren Händen kommt!« wies Hedwig mit gebietender Stimme indem sie den rohen Patron mit ihrer zarten Hand vor die Brust stieß. »Rühren Sie die Unglückliche nicht an, die schon genug um Ihretwilen leidet!«

Halb lachend, halb wirklich Respect fühlend vor der Unerschrockenheit dieses Mädchens, trat Fromm zurück und maß Hedwig mit ironischem Erstaunen. Diese kümmerte sich wenig um ihn, sie sprach abermals der Armen Trost ein, richtete sie auf und sah endlich zu ihrer Freude, wie auch Rose, ermuthigt durch das Beispiel der Freundin, ihre Fassung wieder gewann.

Fromm sah das Mädchen kaum vor sich stehen, als er sie mit heransfordernden und drohenden Blicken maß. Rose schien dies nicht bemerken zu wollen; sie fühlte sich beschämt sowohl ihrer physischen Schwäche wegen als auch wegen des Mangels an Vertrauen, das sie ihrem Vater gezeigt; wie roh dieser sie auch behandelte, ihr edles Herz gemahnte sie doch daß sie vor ihrem Vater stehe, daß sie gegen ihre Kindespflicht gefrevelt, als die Furcht in ihr die Liebe übertroffen.

Mit zu Boden gesenktem Auge trat sie zu Fromm; bleich wie eine Leiche reichte sie ihm die zitternde Hand hin, nahm die seinige und klammerte sich an die derbe Faust, um nicht zu wanken, da sie fühlte, daß ihre Glieder ihr noch den Dienst versagten.

»Sei mir nicht böse, lieber Vater,« stammelte sie verlegen. »Ich bin so krank, so hinfällig; der weite Weg hat

mich so erschöpft; aber da ich Dir versprochen hatte, wollte ich doch mein Wort halten!«

Der Vater blickte sie ohne Zeichen der geringsten Theilnahme an, während Hedwig mit innerem Schauern den Contrast zwischen diesem brutalen, von allen Lastern und Ausschweifungen gezeichneten Gesicht und dem bleichen Dulderantlitz des Mädchens beobachtete. Jetzt erst begriff sie vollständig, was Rose litt.

»Dein Glück, widerspenstige Dirne!« hörte sie Fromm zwischen den Zähnen murmeln, während sie sah, wie er bereits ungeduldig die breite Hand ausstreckte, um das Geld in Empfang zu nehmen.

Im tiefsten Innern empört hatte Hedwig noch einmal den Muth, sich in die Angelegenheiten dieser Beiden zu mischen; es war ihr, als kämen die rohen Stimmen näher, welche sie unten im Hause vernahm, und sich der Worte erinnernd, welche Fromm vorhin gesprochen, glaubte sie hier nicht sicher vor dem Auftreten andrer ebenso roher Subjecte zu sein.

»Aber sehen Sie denn nicht, daß Rose sich kaum aufrecht zu erhalten vermag?« fragte sie dreist und derb. »Ich sollte meinen, Ihr Kind hätte wohl auf ein Plätzchen Anspruch, wo sie sich ausruhen dürfte! Wir haben noch einen weiten Weg zurück, Rose ist aber nicht im Stande, die Straße zu betreten, wenn man ihr nicht einige Minuten Ruhe gönnt!«

Fromm hörte Hedwig allerdings, antwortete ihr jedoch nicht.

»Erst das Geld! . . . Wo hast Du das Geld?« flüsterte er halblaut. Mit ängstlicher Hast und zitternder Hand zog Rose das Papier heraus, in welches sie die wenigen Thaler gewickelt, und legte es in die dicke, rothe Faust des Vaters. Dieser wog das Papier mit einem gebrummtten »Hm!«, schob es in seine Tasche, ohne dem armen Kinde ein Wort des Dankes zu sagen, noch weniger aber mit irgend einem Gedanken an die Seelenangst, welche dies Geld der Unglücklichen bereitet.

»Vater,« flüsterte Rose jetzt, indem sie sich an seinen Arm klammerte. Ich beschwöre Dich, gönne mir nur für wenige Minuten einen Stuhl, oder laß mich hier auf Deiner Schwelle ausruhen; mir ist, als wollten meine Glieder zusammenbrechen!

»Narrenspossen!« brummte Fromm. »Du weißt doch, daß wir hier keine Sophas und Divans haben! . . . Scheinst Dir auch schon die vornehmen Nerven anzugeöhnen! Freilich, die kriegt man im Umgang mit reichen Leuten, während der arme Vater mit dem Almosen zufrieden sein muß, das man dem Bettler aussetzt! . . .«

»Vater! . . . Ich beschwöre Dich, hab' Mitleid!« jammerte Rose und mit so herzzerreißender Stimme, daß selbst diesen Unmenschen vorübergehend ein besseres Gefühl anwandeln mochte.

»Gut, so setz' Dich drinnen auf mein Bett; einen andren Platz giebt's hier nicht. Nehmt Euch aber in Acht, daß Ihr mir den Stubenkameraden nicht im Schläfe stört, der seit gestern meinen Palast mit mir theilt! . . . Da geht hinein und ruht aus, so lange Ihr wollt; und sollt ich nicht

wiederkommen, so erwartet mich nicht; ich habe wichtige Geschäfte!«

Mit diesen Worten schob er Rose über die Schwelle in das armselige Gemach, während er selbst nach der auf dem schmutzigen Bette liegenden Mütze griff und die Treppe hinab war, ehe Rose es gewahrte.

Hedwig, war der Freundin mechanisch gefolgt. Mit Widerwillen betrat sie den engen Raum, in welchem sich außer den beiden auf etwa vier Schritt einander gegenüber befindlichen, schmutzigen und nur mit einem Strohsack ausgestatteten Betten nur ein ebenso schmutziger Tisch und ein halb zerbrochener Wasserkrug befand.

Ohne sich im Zimmer umzusehen, sank Rose mit einem Seufzer auf das zunächst stehende Bett. Hedwig blieb unschlüssig stehen und warf einen Blick auf das andre Bett, auf welchem sie mit Besorgniß eine männliche, sehr ärmlich gekleidet, aber doch wenigstens nicht liderliche und schmutzige Gestalt ausgestreckt sah, die, nach den tiefen Athemzügen zu urtheilen, im Schlafe lag.

Noch ruhten die letzten Strahlen der scheidenden Sonne auf dem Nachbardach, welches den Hof überragte und selbst am Tage nur eine unsichere Beleuchtung dieses Raumes duldete; Hedwig vermochte also diese Gestalt näher in's Auge zu fassen und that dies um so sicherer, als sie sich einer gewissen Furcht vor dieser Nachbarschaft nicht erwehren konnte. Rose's Vater, der einzige, der den beiden wehrlosen Mädchen hier noch Schutz hätte gewähren können, hatte kaum die Mittel zur Befriedigung seiner gemeinen Leidenschaften in Händen gefühlt,

als es ihn nicht mehr hier litt, und gleichgültig gegen das Schicksal dieser Beiden, ließ er sie hier in Gegenwart eines fremden Menschen, der wenn er, wie doch zu vermuthen, gleichen Ursachen das gleiche Elend dankte, keineswegs Vertrauen einflößen konnte und dessen Erwachen Hedwig deßhalb mit Zittern befürchtete.

Rose sah, was in Hedwig vorging. Schon beschämt vor der Freundin, seit diese ihren Vater in seiner ganzen Elenigkeit kennen gelernt, wagte sie es nicht, die in Bildung und überhaupt in der Gesellschaft höher stehende Freundin auf das schmutzige Bett einzuladen, aus dessen Ueberzug hier und da das Stroh herauschaute, und wiederum fühlte sie sich so schwach, daß sie mit der größten Anstrengung nicht vermocht hätte, sich ihren Gliedern anzuvertrauen. Im höchsten Grade verlegen, nicht wägend ein Gespräch anzufangen, um nicht den Schläfer zu wecken, blickte sie vor sich nieder, bis endlich Hedwig's Gedanken auch wieder zu der unglücklichen Gefährtin zurückkehrten.

Leise näherte sie sich Rose, trat vor sie hin und legte ihr die Hand auf die Schulter.

»Sie armes, unglückliches Kind!« flüsterte sie, ihr einen Kuß auf die bleiche Stirn drückend. »Ich sehe es Ihnen an, Rose, Sie denken schon darüber nach, wie es Ihnen gelingen, soll, den weiten Weg nach unsrer Wohnung zurückzulegen! Doch fassen Sie Muth, Rose; so bald Sie sich irgend im Stande fühlen, sich bis zum nächsten Platz zu schleppen, brechen wir auf; ich habe wohlweislich noch einige Groschen in die Tasche gesteckt, für die wir uns

einen Fiaker nehmen, um dieser Stätte den Rücken zu wenden. Also Muth, Rose! Wenn wir nur erst wieder hinaus sind, soll uns nichts wieder hieher bringen, auch Sie nicht, Rose, mag geschehen was da wolle!«

»Ach, Sie sind so gut, so edel, Fräulein Hedwig! Wie soll ich Ihnen danken für alle die Wohlthaten, die Sie mir erwiesen!« flüsterte Rose übergücklich in ihrem Unglück durch die Theilnahme Hedwig's und einen Kuß auf deren Hand drückend.

»Durch Vertrauen, Rose! Nur durch Vertrauen!« antwortete diese, den Druck der Hand erwidernnd.

Plötzlich aber fuhr Rose mit einem Angstlaut zurück und starrte entsetzt vor sich hin. Hedwig wandte sich schnell und auch sie fuhr zusammen, als sie, auf dem andern Strohsack den Schläfer langsam den Kopf aufrichten sah.

Dieser Kopf war allerdings nur zu sehr geeignet, die beiden ohnehin schon aufgeregten Mädchen in neue Angst zu versetzen, denn das Gesicht dieses Mannes, der offenbar aus langem Schlummer erwachte, trug eine ganze schwere Leidensgeschichte zur Schau. Lang und hager, wie es war, von ergrautem Haar und Bart ordnungslos umgeben, hatte es die fahle graue Erdfarbe, abwechselnd mit den gelben Zeichen der Leberkrankheit, tiefe Furchen lagen in den eingesunkenen Wangen, auf der hohen Stirn, die Flügel seiner sonst schön geformten Nase waren eingesunken wie die Schläfe, und das große, einst

gewiß sehr schön gewesene Auge, jetzt tief zurückgesunken in seine von starken, aber ebenfalls gebleichten Brauen, blickte so geisterhaft und abschreckend, als sei es der Brennpunkt einer ganzen Hölle.

Bei seinem Erwachen mochte er das Flüstern der Mädchen gehört haben, denn er lauschte einige Minuten, um sich zu sammeln, dann fuhr er mit den beiden langen, abgemagerten Hand über die Augen, lauschte nochmals und richtete sich auf. Groß und verwundert starrte er die Mädchen an, die sich furchtsam an einander drängten.

Was hätte Hedwig darum gegeben, wenn Rose vermocht hätte, mit ihr die Flucht zu ergreifen! Ihre Angst vor diesen Menschen und seinem gespenstigen Blick wuchs dermaßen, daß sie sich versucht fühlte, allein zu fliehen, wie entschlossen sie dem unnatürlichen Vater ihrer Freundin gegenüber gewesen, so verzagt war sie jetzt.

»Rose, ich beschwöre Sie, fort von hier! Mich beschleicht eine namenlose Furcht!« flüsterte sie dieser zu, indem sie sich, an Rose klammerte. Mit einem Angstlaut barg sie das Antlitz auf der Schulter der Freundin, denn sie fühlte, daß das Auge dieses Mannes gleichsam brennend auf sie gerichtet war.

Während Rose jetzt beschwichtigend die Arme um sie schlang, richtete sich der Fremde langsam auf und zeigte eine schwarze, fadenscheinige Kleidung, die nur aus barmherziger Rücksicht für die Armuth ihres Besitzers noch in den Nächten zusammen zu hangen schien. Sich auf die Hand stützend hob er den langen Oberkörper, blickte noch einmal auf die nackten vier Wände, die ihn

umgaben und schien sich zu entsinnen, wie er hieher gekommen, unbegreiflich aber mußte ihm die Anwesenheit der beiden Mädchen an dieser Stätte des Elends und der Verworfenheit sein, zumal ihre Angst verrieth, mit welcher einem Grauen sie dieselbe erfüllte.

Minuten lang hatte sein Blick auf der Gruppe gehaftet; als Hedwig sich schauernd von ihm abwandte und ihr Antlitz verbarg, ließ auch er den Blick sinken; mit der einen Hand auf das Bett gestützt, fuhr er mit der andren über die Stirn und durch das graue, seit lange vernachlässigte Haar; er schüttelte den Kopf, und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Nur Hedwig war es gewesen, welche er beobachtet, nur *ihr* Anblick hatte ihn so betroffen und verwirrt gemacht.

»War's mir doch, als träume ich!« sprach er mit einer hohlen Stimme aus kranker Brust. »Ist's mir doch, als kehre die Erinnerung aus lange verschwundenen Zeiten wieder zu mir zurück, als lebten die alten Bilder, verblichen in meinem Gedächtniß unter langem Elend, plötzlich wieder auf, und kleideten sich in die lieben, theuren Farben, die sie einst mir so theuer gemacht! . . . Gewiß ich träume! Ich bin noch nicht erwacht von der Erschöpfung, in welche mich Mangel und Noth gestürzt; während mein siecher Körper alle seine Funktionen versagt, arbeitet meine Phantasie mit krankhafter Geschäftigkeit und täuscht mich mit lügnerischen Vorspiegelungen . . .«

Sich zurückwerfend im Bette, entrang sich seiner Brust ein hohler Seufzer, so jammernd und klagend, daß die beiden Mädchen, die bisher nur unter dem Einfluß der

Furcht gewesen, sich überzeugten, einen Unglücklichen vor sich zu haben, von dem nichts für ihre Sicherheit zu besorgen sei.

»Großer Gott, Rose, wer ist dieser Mensch?« flüster- te Hedwig, zuerst wieder Muth fassend. »Hörst Du ihn wehklagen? Er muß recht unglücklich sein! Vielleicht ist er krank und liegt ohne Hülfe, ohne Pflege da!«

Und der unwillkürlichen Regung des mitfühlenden Herzens gehorchend, erhob Hedwig das blonde Köpf- chen, wandte das Antlitz neugierig zu jener Stelle zurück und sah, wie der Fremde mit verhülltem Antlitz dalag.

»Rose, was soll ich thun?« flüsterte Hedwig wieder. »Er ist krank, vielleicht sehr krank und hat Niemanden, der ihm helfen kann!«

Hedwig, stets resolut, schien geneigt, sich dem Un- glücklichen zu nähern, Rose aber packte ängstlich ihren Arm und hielt sie fest.

»Hedwig, sein Sie vorsichtig!« flüsterte sie furchtsam. »Lassen Sie uns lieber gehen, ich fühle mich schon ein wenig kräftiger.«

Diese aber hatte nur Sinn für den Unglücklichen und stand da unschlüssig, ob sie eine Annäherung wagen dür- fe. Da plötzlich regte sich der Fremde wieder. Während seine langen, magren Hände herab sanken und ein von inneren Qualen verzerrtes, von allen Leiden gestempeltes Gesicht zeigten, richtete sich der Mann wieder auf und setzte sich auf den Rand der morschen Bettstelle. Und wieder wie vorhin heftete er das tief eingesunkene Auge auf Hedwig so fest und durchbohrend, daß diese schon

ihr Mitleid bereute und von dem Gedanken beschlichen wurde, sie habe vielleicht einen Wahnsinnigen vor sich.

Da plötzlich erhob sich ein Doppelschrei der beiden Mädchen; Rose war aufgesprungen und sank kraftlos wieder zurück. Hedwig stand da, zitternd und fast gelähmt vor Entsetzen, denn ehe sie sich zu retten vermocht, hatte die baumlange Gestalt des Fremden sich erhoben, den Arm nach Hedwig ausgestreckt und seine magre Hand hielt jetzt die ihrige umklammert, während sein Auge gierig in ihrem Antlitz suchte.

»Kind!« rief der Fremde mit hohler, heftig bewegter Stimme. »Wer bist Du, die Du Friedrich's Züge trägst, so treu, so wahr, wie sie hier in diesem Gedächtniß unvergeßlich aufbewahrt sind! . . . Sag' mir Deinen Namen, ich beschwöre Dich! Sag mir, wie Du hieher kamst in diese Höhle des Lasters und der Gemeinheit! Ich zittre vor dem Gedanken, meine Ahnung wahr, und dennoch wäre diese Ahnung eine Wohlthat für mich! . . . Sag' mir Deinen Namen!« wiederholte er, während seine Knochenhand die ihrige so fest umklammerte, daß Hedwig einen Schmerzenslaut ausstieß . . . »Ich will Dir nicht wehe thun!« fuhr er fort. »Ja ich danke dem Himmel, und er selbst weiß, wie wenig Gelegenheit er mir je zum Danke gab, daß er Dich hieher führte, und wär's auch nur wieder eine Illusion . . . Aber sag' mir Deinen Namen.«

Hedwig nahm ihre ganze Fassung zusammen; sie sah ein, daß sie am besten fahre, wenn sie seine Frage beantworte. Nach einem ängstlichen Blick zur Thür wandte sie sich zu ihm zurück.

»Ich beschwöre Sie, lassen Sie meine Hand, Sie thun mir weh! Ich will Ihnen gerne meinen Namen nennen, denn weßhalb sollt ich ihn verbergen . . . Ich heiße Hedwig . . . Hedwig Naumann!«

Der Fremde schien bitter enttäuscht; er ließ den Arm des Mädchens fahren und faltete die Hände, während er verzweifelt vor sich niederblickte.

»Naumann! . . . Naumann!« murmelte er vor sich hin. »Ein Name so fremd und gleichgültig! . . . Und dennoch ist's unmöglich, daß diese Züge nicht die seinigen, nicht Friedrich's Züge sein sollten! . . . Mädchen!« setzte er hinzu, während er den Arm erhob und Hedwig erschreckt zurück trat; »sag mir: sprachst Du die Wahrheit?«

»Ich sprach die Wahrheit! Warum sollt' ich mich meines Namens schämen?« antwortete Hedwig, der, als sie den Fremden so niedergeschmettert sah, der alte Muth wieder zurückkehrte. »Sie sind unglücklich, « setzte er hinzu, »und weßhalb sollte ich einen Unglücklichen täuschen? Ich kam hieher, da ich meine arme Freundin zu ihrem Vater begleitete, der uns hier schutzlos in diesem unheimlichen Hause zurückließ, obgleich er sah, daß sein unglückliches Kind so entkräftet war, daß sie einige Minuten der Ruhe bedurfte . . . Doch jetzt,« setzte sie eilig hinzu, »da ich Ihrem Verlangen genügt, versprechen Sie mir, uns zu schützen, wenn wir dies Haus verlassen?«

»Du hast Recht, armes Kind; Lumpen- und Verbrechergesindel ist's, unter das mich das Elend geführt, und doch muß ich dem Zufall danken, der mir wenigstens durch

die Theilnahme dieser Elenden ein Obdach verschaffte ... Vor wenigen Minuten gewann ich wieder einen Schimmer von Hoffnung, aber auch er ist wieder verblaßt. Wie unerklärlich scheinbar auch diese Aehnlichkeit, so erklärt mir doch Dein Name meine Täuschung. Ich war ein Thor, da ich hoffte, ein Narr, daß ich überhaupt noch den Muth hatte zu hoffen!«

Seltsamer Weise beschlich in demselben Augenblick, in welchem dieser Unglückliche die Hoffnung aufgab, dasselbe Gefühl der Hoffnung Hedwig's Brust; ein Gedanke schoß ihr durch den Kopf, den sie für eine höhere Eingebung hielt.

Dieser fremde Mann, dessen ganzes Wesen verrieth, daß er einst in besseren Verhältnissen gelebt, dessen obwohl verwildertes Aeußere doch noch immer die Reste jenes Schliffes zeigte, welchen nur die Erziehung und der Verkehr in besserer Gesellschaft verleiht, er hatte sich anfangs an Hedwig, an ihre Aehnlichkeit mit einer Person geklammert, über welche er ihr keinen näheren Aufschluß gegeben. Je mehr Hedwig sich an das Denken gewöhnte und je geläufiger ihr die Reflexion ward, desto auffallender war ihr, wie schon einmal erwähnt, so Manches in dem Wesen ihres unglücklichen Vaters erschienen, desto dunkler war das Geheimniß ihr geworden, in welches der Vater sein früheres Leben gehüllt. So mancherlei unverständliche Andeutungen, die ihr von den verschiedensten Personen geworden, erregten ihre Neugier ... wie nun, wenn dieser Mann, obgleich ihr Name ihm völlig unbekannt, ja enttäuschend gewesen war,

wenn dieser Mann ihr dennoch Aufschlüsse geben konnte, wenn trotz diesem ihm unerwarteten Namen Beziehungen existirten, die ...

Hedwig erschrak bei diesem Gedanken; sie gerieth in eigenthümliche Aufregung; ihr Wunsch, dieses unheimliche Haus zu verlassen, trat gänzlich in den Hintergrund.

»Mein Herr,« wandte sie sich mit gehobener Stimme an den Unglücklichen, der in seine trüben Gedanken vertieft dastand, »Sie sind unglücklich, Sie gehören nicht in eine Umgebung, die mir so große Schrecken einflößt, und dennoch sind Sie hier! Ich begreife, daß nur das höchste Unglück einen Mann, in welchem noch nicht alles Gefühl erstorben, in diese Sphäre hinab drücken kann ... Sie glaubten vorhin, in meinem Gesicht eine Aehnlichkeit mit irgend einer Person erkannt zu haben, deren Namen Sie nicht nannten, Sie waren enttäuscht, als Sie den meinigen hörten. Hege ich nun selbst auch ein wenig Hoffnung, die Erwartungen wieder aufrichten zu können, welche Sie and diese Aehnlichkeit knüpften, so dürfte doch vielleicht ... meine Neugier gerechtfertigt erscheinen, die ja möglicherweise ...«

Hedwig unterbrach sich hier. Während in dem Halbdunkel, das bereits im Zimmer herrschte, der Fremde sein Antlitz zu dem einzigen Fenster gewandt und sie es gewagt hatte, die verwitterten Züge des Mannes in's Auge zu fassen, glaubte auch sie in denselben eine Aehnlichkeit mit einer andern Person entdeckt zu haben, jedoch mit einer Person, die ihr selbst wenig Interesse einflößte.

»Es ist dasselbe große Auge, derselbe Schnitt der Nase, dieselbe Stirn, dieselbe hohe Gestalt!« murmelte sie ... »Wunderbar, wie mich dies Gesicht an die Dame erinnert, welche ich vor Kurzem an Gerhard's Seite auf der Promenade bemerkte, als er sie auf einige Secunden verließ und zu mir heran trat. Es ist sogar derselbe scharfe, durchbohrende Blick jener Dame, deren Namen Gerhard mir in der Flüchtigkeit unsres Begegnens nicht nannte, deren Anblick aber trotz ihrer Schönheit mir, ich weiß selbst nicht weißhalb, so widerstreitende Gefühle erregte ... Wie, wenn dieser Mann ... wenn er, ohne daß sie es wüßte ... Ich will ihn fragen; jedoch vorher will ich von ihm hören, was ihn zu jenen sonderbaren Aeußerungen veranlaßte.«

Noch einen fragenden, furchtsamen Blick warf Hedwig zu dem Fremden hinauf; sie sah, wie, hart und schonungslos das Elend seinen Stempel auf das Gesicht dieses Mannes gedrückt hatte, dessen hohe, einst gewiß sehr stattlich gewesene Gestalt jetzt vom Alter gebeugt, von einem Alter, das fried- und freudlos dem Unglücklichen nur eine unbestrittene Rast, nur ein sicheres Obdach noch bot, nämlich das Grab.

Inniges Mitleid beschlich das weiche Herz des Mädchens. Was mußte dieser Mann in den sechzig Jahren, die er wohl schon trug, gelitten haben, um zu einem so elenden Lebens-Resultate hinab zu sinken?

»Mein Herr,« wiederholte Hedwig mit beklommener Brust, »halten Sie es nicht für Neugier; wenn ich Sie bitte, mir zu sagen, wer die Person ist, mit der ich nach Ihren Aeüßerungen eine so große Aehnlichkeit haben soll. Mein Vater ist ein armer unglücklicher Mann, der ein stilles, zurückgezogenes Leben führt, meine Mutter ist früh gestorben, ich habe sie kaum gekannt, ich selbst strebe nach einer Ausbildung, welche ich neben meinem Fleiß der Güte einer Wohlthäterin verdanken werde, falls ich sie erringe. Sie sehen, ich bin offen gegen Sie, sein Sie es ebenso gegen mich.«

Der Fremde schüttelte traurig den Kopf; was Hedwig sprach, schien ihm nur eine Bestätigung seiner Täuschung. Noch einmal scharf und forschend ruhte sein großes Auge auf den Gesichtszügen des Mädchens.

»Kind, das ist eine lange, eine traurige Geschichte,« sagte er mit einem Seufzer. »Hat Dir das Leben noch keine Prüfungen auferlegt, weißt Du noch nicht, was Leid und Verzweiflung ist, trübe Dir Dein Gemüth nicht unnöthig durch die Kenntniß fremden Unglücks, das Du doch nicht abzuwenden vermagst. Du siehst in mir das Wrack eines Fahrzeugs, das einst stolz und übermüthig dahin segelete und kraft- und steuerlos wie es ist, aus dem Bereich der Sturme sich nicht mehr heraus zu finden mochte. Die Erinnerung, welche Deine Gesichtszüge in mir wach riefen, obgleich sie niemals schlummerte, gehört noch in die Zeit der sonnigen Tage; seitdem ist Alles

verweht, Alles zerstoßen, ich selbst bin ein Greis geworden, dessen Hand zu ungeschickt ist, um selbst den Bettelstab führen zu können. Wüßtest Du, aus welcher Sphäre ich bis hieher in die Gemeinschaft von Strolchen und Tagedieben anfangs hinabgestoßen, dann immer tiefer hinabgesunken, Du würdest Dir Dein harmloses Gemüth stören; besser also, kümmer Dich nicht um die Nacht, wenn Du im Sonnenschein wandelst. Wir werden uns wahrscheinlich niemals wiedersehen, denn ich werde die Barmherzigkeit des Verbrechens, die mir hier ein flüchtiges Asyl gewährte, nicht länger in Anspruch nehmen. Ging mir's doch wie dem ermatteten Wanderer, der sich, wenn er erschöpft zusammensinkt, nicht erst fragt, ob vielleicht an derselben Stätte soeben erst ein Verbrechen geschehen. Arm und ruhelos bin ich ja, aber die Gemeinschaft mit der Verworfenheit, wo ich ihr Schutz suchend nicht entgehen kann, erregt mir Ekel und Abscheu, sobald meine Kräfte soweit wieder hergestellt, daß mich meine Füße weiter zu tragen vermögen. Als ich hier soeben erwachte, wußte ich nicht, wo ich mich befand; der Anblick zweier so schuldloser Wesen versöhnte mich mit dieser Umgebung im ersten Augenblick; als ich *Deine* Züge erkannte, mein Kind, war's mir, als sei ich wirklich zurück versetzt in jene ... «

Abermals verhüllte der Fremde sein Antlitz in den magren Händen; überwältigt von den Erinnerungen, die immer wieder in ihm auflebten, sank er auf den Rand des

Bettes zurück, daß das morsche Gestell unter ihm ächzte. In demselben Augenblick sprang Rose auf und klammerte sich ängstlich an Hedwig. Beide vernahmen laute Stimmen unten im Hause. Der Abend war immer mehr herabgesunken, in dem nackten Gemach herrschte Dämmerung.

»Um des Himmels willen, ich höre fremde Stimmen! ... Wenn man uns hier fände, wenn man uns mißhandelte!« rief Rose erschreckt und zitternd. Mein Vater ist es nicht; ich weiß, er kehrt in einigen Tagen nicht hieher zurück. Wer wird uns hier schützen vor fremden Mißhandlungen!«

Auch Hedwig, welche die Stimmen sich nähern und Tritte auf der Treppe vernahm, ward wieder von ihrer Angst beschlichen. Zitternd drängten sich die Mädchen an einander.

»Wer Euch schützen soll?« rief der Fremde sich erhebend. »Habt Ihr so wenig Vertrauen zu einem rechtschaffenen Mann, selbst wenn Ihr ihn an dieser Stätte, in diesem Hause findet, das soviel ich weiß nicht viel Besseres als eine Diebshöhle ist? Seid unbesorgt, es wird Euch kein Leid widerfahren!«

Bei diesen Worten blickte der Fremde in die Ecke, in welcher ein derber Dornstock, von einer schmutzigen Mütze bedeckt, an die Wand gelehnt stand; ehe er jedoch zudiesem greifen konnte, traten zwei Männer in Polizei-Uniform in die offne Thür: Schweigend überblickten sie den Raum; die Anwesenheit der Mädchen schien ihnen befremdend.

Inzwischen hatte sich ein Dritter zwischen ihnen hindurch gedrängt. Dieser trat auf Fremden zu und legte die Hand auf den Stock, welchen jener inzwischen ergriffen.

»Das Signalement stimmt Punkt für Punkt!« sagte der Polizei-Beamte, das Antlitz des Fremden in's Auge fassend. »Ihr seid mein Gefangener und folgt mir! ... Wer sind diese Mädchen?«

Ein Todesschreck die letzteren. Rose begann laut zu schluchzen.

»Großer Gott im Himmel, auch das noch!« rief sie, die Hände ringend. »Wir sind ja unschuldig! Ich kam nur, um meinem Vater das Geld zu bringen, das er von mir verlangte; er hätte mich umgebracht, wenn ich es nicht gethan hätte!«

Ein Blick auf die Mädchen überzeugte den Beamten, daß er wirklich schuldlose Wesen vor sich habe.

»So würde ich Ihnen rathen, eiligst das Haus zu verlassen, das seit lange von der Behörde scharf beobachtet wird.«

»Wir wären schon fort, mein Herr,« nahm Hedwig das Wort, »wenn wir uns nicht gefürchtet hätten, allein die Treppe hinab zu gehen.«

»So finden Sie jetzt die beste und sicherste Gelegenheit!« antwortete der Beamte. »Kennen Sie diesen Mann und stehen Sie in irgend welcher Beziehung zu ihm?« fragte er, auf den Fremden zeigend.

»Ich bin diesen unschuldigen Kindern so fremd wie mir die Veranlassung meiner Verhaftung ist!« rief der Fremde, indem er sich stolz aufrichtete.

»Sie soll es Ihnen nicht bleiben! Folgen Sie mir! ... Nehmen Sie diese beiden Mädchen unter Ihren Schutz und führen sie hinaus!« befahl der Beamte den beiden Polizeidienern.

Noch immer in höchster Angst, zitternd, aber doch froh, dieser Stätte zu entkommen, schwankten Beide, Rose auf Hedwig's Arm gestützt, zur Thür hinaus.

»Um des Himmels willen, halten Sie mich aufrecht, daß ich nicht zusammenbreche!« flüsterte Rose ihrer Freundin zu.

»Nur wenige Minuten nehmen Sie alle Ihre Kräfte zusammen!« antwortete Hedwig ebenso flüsternd und dankte Gott, als es ihr gelungen war, die Straße zu erreichen.

Diese langsam hinab schwankend sahen wie die große, gebückte Gestalt des Fremden in der Resignation zwischen den beiden Polizeidienern an ihnen vorbei schritt und an der nächsten Ecke in dem abendlichen Dunkel vor ihren Blicken verschwand.

»Rose, Rose, welch' ein entsetzlicher Abend!« rief Hedwig, als es ihr endlich gelungen war, ihre todesmatte Freundin in einen Fiaker zu schaffen. »Was kann dieser arme Mann nur verbrochen haben, als daß er unglücklich und elend ist! Wenn ich an ihn denke, schlägt mir das Herz so ahnungsvoll und bange und doch weiß ich nicht, was es zu bedeuten haben kann.«

VIII. DREI FLIEGEN UM EINEN HONIG.

Der Kammerherr von Dörenberg hatte während des Tages seinen Vorsatz, Gerhard nicht von seiner Seite zu lassen, im Auge behalten, er hatte den Neffen mit Aufmerksamkeiten überhäuft, ihn hierhin und dorthin geführt, und als es Gerhard endlich gegen Abend dennoch gelang, sich auf eine Stunde von ihm loszumachen unter dem Versprechen, pünktlich zum Souper zurück zu sein, mußte einer der Diener des Kammerherrn ihm insgeheim folgen, um danach genauen Rapport abzustatten, was der gnädige junge Herr inzwischen begonnen habe.

Gerhard hatte den Oheim in dessen Wohnung verlassen, als der Abend bereits dunkelte. Ohne bestimmten Zweck, nur um aus dem Schraubstock zu entkommen, in welchem ihn der Kammerherr festhielt, verdrossen, weil er durch diesen in seinem gewöhnlichen täglichen Kreislauf gestört worden, hatte sich Gerhard, heimlich gefolgt von dem Diener, kaum entfernt, als der Kammerherr, während man im Salon die Vorbereitungen zu dem beabsichtigten kleinen Souper machte, seinen vertrauten Diener François in sein Kabinet rief.

François war trotz seinem ziemlich dummen Gesicht ein verschlagenes Subject, das Jahre hindurch in der Schule des Kammerherrn zu allein nur erdenklichen Raffinerien oder deren Ausführung abgerichtet war. Als unersetzlicher Diener, in hohen Gunsten bei seinem Herrn, war François trotzdem diesem gegenüber der bescheidenste, unterwürfigste Mensch, und was das Beste war,

er erschien vor dem Kammerherrn stets mit derselben einfältigen Miene, als könne er nicht Drei zählen. Mochte der Letztere ihn eben mit den kitzlichsten und delicatesten Dingen betraut haben, François war, sobald er seinen Auftrag ausgerichtet, gleich wieder scheinbar der größte Tropf, den er auch vor aller Welt spielte; er war mithin der größte Comödiant, der vielleicht seinen Gebieter selbst noch an Schlaueit und Verschlagenheit übertraf.

Dem Kammerherrn machte gerade diese dumm Miene seines Vertrauten den größten Spaß; er sah in derselben einen Beweis unfehlbarer Zuverlässigkeit und Ergebenheit und wahr ist es, daß er seinen François niemals auf falscher Fährte ertappt oder Ursach gehabt hatte, an der Treue seines Dieners zu zweifeln. Ebenso wahr ist es indeß, daß François es meisterhaft verstand, sein Schäfchen zu scheeren; ebenso künstlich wie der Kammerherr seine finanzielle Balance durch allerlei Operationen zu erhalten verstand, ebenso schlau wußte François sich als Diener eines so einflußreichen Höflings seine Stellung der Welt gegenüber zu machen. Verdiente der Kammerherr durch seinen Einfluß nach Oben große Summen, so verdiente François wenn auch geringere Summen nach Unten; er protegirte ebenso gut wie sein Gebieter; habüchtig wie er war, legte er seine Ersparnisse oft in gefährlicher Weise an, indem er Börsenpapiere durch einen der Beamten des Bankiers kaufte und verkaufte, welcher die Geschäfte des Kammerherrn besorgte, und François hatte bisher Glück in Allem gehabt – die Welt sagte: weil

er so dumm sei, François aber ließ die Welt bei dem Glauben an seine Dummheit und schor sein Schäfchen im Stillen.

»François,« sagte also der Kammerherr zu ihm, als der Diener den großen silbernen Armleuchter auf den Tisch stellte, vor welchem sich der erstere auf einen Fauteuil gestreckt, »ich habe einen Auftrag für Dich, den Du mit Deiner gewohnten Vorsicht auszuführen hast.«

François machte ein noch viel dummes Gesicht als vorher, sperrte den Mund auf und blinzelte zu seinem Herrn hinüber, der die Hände im Schooße faltend dasaß.

»Befehlen, gnädigster Herr Kammerherr?« sprach er im gleichgültigsten Ton.

»Ich bin unzufrieden mit meinem Neffen, François,« fuhr der Kammerherr fort, indem er ein Bein über das andre legte. »Der Junge kommt mir auf Abwege; denke Dir: er fängt an, sich auf die Wissenschaften zu legen!«

François sperrte den Mund noch weiter auf.

»Unmöglich!« rief er ganz erstaunt, aber nur zu gut wissend, daß er die Wahrheit sprach, denn er kannte den Neffen so gut wie der Oheim.

»Wie ich sage, der Junge droht ein Gelehrter zu werden, denn ich fand ihn heute Morgen bis über die Ohren in die Bücher vertieft. Um keine Schande mit ihm einzulegen, habe ich ihn den ganzen Tag schon mit mir herum geschleppt; trotzdem ist er mir jetzt entwischt und ich möchte drauf wetten daß er schnurstracks nach Haus gelaufen, um sich wieder über die Bücher zu setzen!«

François war in höchster Spannung, wohin das führen werde, denn er wußte bereits, daß der Kammerherr dem Neffen einen Spion an die Fersen geheftet hatte.

»Ich habe Gerhard zu meinem heutigen Souper eingeladen, obgleich dies ursprünglich nicht in meiner Absicht lag; ich muß dafür sorgen, ihn zu zerstreuen. Du kennst ja seinen Diener, den Jean!«

»Zu Befehl!«

»Gut also! Sobald mein Neffe sich hier zum Souper eingefunden, gehst Du in seine Wohnung und sagst dem Jean, sein Herr lasse die Chronik fordern oder was das für ein alter Foliant ist, den ich in seiner Wohnung gesehen; er wird schon wissen, was ich meine. Du gehst nicht fort, ohne das große Heft zu haben, bringst es hieher und gibst mir, falls wir schon beim Souper sitzen, einen Wink, daß Du meinen Auftrag ausgeführt. Das Buch selbst legst Du in meine Bibliothek. Ich will nicht, daß der Junge sich mit diesen alten Schwömern den Geschmack für Besseres verderbe. Hastt Du mich verstanden?«

»Ganz genau, gnädigster Herr Kammerherr!«

Der Letztere winkte schweigend mit der Hand. François ging.

»Ich habe mir im Laufe des Tages Alles zusammen gereimt,« begann der Kammerherr halblaut sein Selbstgespräch, nachdem er überzeugt zu sein glaubte, daß er

allein sei, während François die Gewohnheit des Monologisirens bei seinem Gebiteter kannte, teise wieder zurückgekehrt war, hinter der Thür lauschte und sich ergänzte, was ihm von dem gemurmelteten Selbstgespräch verloren ging. »Gerhard hat sich durch meine unerwarteten Kreuzfragen fangen lassen; ich habe alle Ursach, anzunehmen, daß dieses mir jetzt so gefährlich werdende Geschöpf zu den Frauen gehörte, welche an seinem Sonper Theil genommen; ohne allen Zweifel hat sie dieses Actenstück bei ihm gesehen, das auf Gott weiß welche Weise in den Besitz der gnädigen Tante gerathen, und von dessen Bedeutung für ihn und für mich er noch keine Ahnung hat. Vor dieser Ahnung tritt mußte ich ihn behüten, ich durfte ihn nicht von mir lassen, und heute Abend wird es in meinen Händen sein. Nur dem glücklichen Umstande, daß er die Briefe niemals liest, welche ihm die Tante schreibt, verdanke ich seine Harmlosigkeit. Und sollte ich seine ganze Wohnung umkehren lassen, er darf heut Abend nicht von meiner Seite bis ich dieses Actenstück habe, an dem mein Alles hängt. Der Teufel muß es diesem Weibe, meiner erklärten Feindin, in die Hände gespielt haben, nachdem ich es längst vernichtet glaubte, der Teufel selbst muß mir im Nothfalle helfen, es unschädlich zu machen. Daß dieses . . . Frauenzimmer, das die Frechheit hatte, mich hier in meiner eignen Wohnung ihren Oheim zu nennen, ja mir sogar zu drohen, daß *sie* einen Blick hinein geworfen, ist fatal genug, desto nothwendiger war es, sie unschädlich zu machen, und

hoffentlich ist dies bereits geschehen. Dank ihrem thörichten Vertrauen, mit welchem sie *mir* vor Kurzem sagte, sie habe die Spuren des so lange Gesuchten gefunden, wird es mir hoffentlich schon gelungen sein, ihn wieder spurlos zu machen. Auf meine Angaben hin fand sich sofort, daß gestern ein Individuum, das auf meine Beschreibung ganz genau paßte, in einem Hause ein Obdach gesucht, das von der Behörde scharf beobachtet wird; der Polizeirath hat mir versprochen, auch dieses Individuum sofort aufheben zu lassen und mir sofort Mittheilung zu machen, daß der Fang gelungen. Es könnte mich freilich ein wenig beunruhigen, daß der Polizeirath mir noch keinen Wink gegeben, indeß ich habe *ihm* bereits so wichtige Dienste geleistet, daß er auch diesmal mir gefällig sein wird. Man hat auf meinen Wunsch, schon seit ich von seiner Anwesenheit hier weiß, streng auf ihn vigilirt, es müßte gerade ein Unglück sein, wenn . . . «

Das Eintreten eines Dieners unterbrach den Kammerherrn. Mit einer gewissen Spannung sah er demselben entgegen und mit ebenso merkbarer Eile nahm er das Billet, welches ihm der Lakai auf einer silbernen Platte darreichte. Seine Hand zitterte ein wenig als er die Adresse vor's Auge führte, ein Lächeln der Zufriedenheit trat jedoch auf sein Antlitz, als er die Handschrift erkannte.

Mit gierigen Augen las er die wenigen Zeilen, faltete dann das Papier und steckte es zu sich.

»Vortrefflich!« murmelte er vor sich hin, während er aufsprang und vor den Spiegel trat. »Alle Beide stecken sie im Garn und ich werde schon dafür Sorge tragen, daß

sie nicht eher hinauskommen, als ich sie vollständig unschädlich gemacht.«

Der Kammerherr hatte seine sieggewohnte Miene wieder gewonnen. Elastisch wie sonst, schritt er einige Male im Zimmer auf und ab und begab sich dann in sein Kabinet, um die Abend-Toilette zu machen.

Gerhard hatte sich inzwischen in seine Wohnung gegeben, um, nachdem er noch eine kleine Promenade gemacht, ebenfalls seine Toilette zu wechseln und dann zum Oheim zurück zu kehren.

Als er eintrat, kam ihm Jean mit der Nachricht entgegen, man habe vor einer Viertelstunde vor dem Hause eine Dame verhaftet, die tief verschleiert gewesen. Niemand wisse, wer sie gewesen sei, denn man habe sie sofort in einen Fiaker gebracht, doch behaupte man, sie habe zu ihm, zu Gerhard, gewollt.

Gerhard nahm diese Nachricht mit einem Lächeln auf; ihm war die Sache so gleichgültig, daß er sie schon in der nächsten Minute vergessen hatte. Eine Stunde darauf befand er sich bei seinem Oheim und noch eine Viertelstunde später verließ François das Haus desselben.

Inzwischen machen wir einen Abstecher bei dem alten Salomon, der nicht umsonst heute Morgen vorgeschützt hatte, er müsse die von Gerhard verlangte Summe selbst erst beschaffen.

Der alte Sami stand dem Hause Dörenberg näher als der Kammerherr und sein Neffe ahnten; seit lange unterhielt er mit gewissen Personen dieser Familie, von denen wir später hören werden, die engsten Beziehungen, und

seit einigen Tagen schon beschäftigte ihn derselbe Gegenstand, durch welchen wir den Kammerherrn und die Baronin beunruhigt sahen.

Gerhard's Besuch war ihm nie zu so ungelegener Zeit gekommen wie heute Morgen; unbefangen wie der junge Mann war und ohne Ahnung von der Bedeutung Dessen, was ihm übergeben worden, weil er in seinem Leichtsinn den begleitenden Brief der Tante zwar geöffnet, aber nach seiner Gewohnheit nicht gelesen, war es dem alten und glatten Geschäftsmann ein Leichtes, von Gerhard zu erfahren, was er wissen wollte. Gerhard's Antworten bestätigten ihm durchaus, was man ihm im größten Geheimniß mitgetheilt hatte, und aus den wichtigsten Gründen trat denn auch Sami Salomon hinsichts des bedeutsamen Actenstückes als Interessent mit auf, ja sogar in gleicher Weise wie die andren Beiden, denn auch er durfte sich nicht den Schein geben, als habe jenes Heft für ihn irgend einen Werth.

Als der Abend herabgesunken war und Gerhard sich zu seinem Oheim begeben hatte, erschien zunächst eine tief verschleierte Dame von hohem, schlankem Wuchs in Gerhard's Straße und bewegte sich mehrmals vor demselben auf und ab, unschlüssig, ob sie das Haus betreten solle. Gerhard's Fenster zeigten kein Licht, es war also nicht zu vermuthen, daß er zu Haus sei,

»Vielleicht kann die Bedienung mir Aufschluß über sein Ausbleiben geben!« murmelte die Verschleierte endlich vor sich hin, warf noch einen Blick zu den Fenstern hinauf und schritt über die Straße auf die Thür zu.

Beschäftigt mit sich selbst wie sie war hatte sie nicht bemerkt, daß ihr zwei, Männer gefolgt waren, die, als sie die Dame unentschlossen hin und her gehen sahen, sich getrennt hatten. Die häufigen Blicke der Dame zu den Fenstern hinauf verriethen den beiden Männern das Ziel ihrer Wanderung; ohne von ihr bemerkt zu werden, schlich der eine von ihnen hinter die Hausthür und stellte sich in dem nur matt erhellten Flur auf, während der andre von der dunklen Thürnische eines Nachbarhauses sie scharf beobachtete.

Kaum hatte die Verschleierte die Schwelle von Gerhard's Hause hinter sich, als ihr ein halb erstickter Ausruf des Erschreckens entfuhr; gleichzeitig verließ der in der Nähe Aufgestellte seinen Posten, einige Secunden später eilte er wieder heraus, während der Andre in Begleitung der Dame auf den von Jenem herbei gehaltenen Fiaker zuschritt.

So geräuschlos und ohne jedes Aufsehen dies auch vor sich gegangen war, hatte Gerhard's Diener vom Flur des ersten Stockes aus, aufmerksam gemacht durch den Schreckenslaut, doch die Verhaftung der Dame mit angesehen und im Hause Lärm geschlagen, als die Häscher bereits verschwunden waren.

Wenige Minuten verstrichen, als in der ziemlich öden Straße eine andre Person auftrat. Eine gebückte Männergestalt, die schon eine Weile an der nächsten Ecke gestanden, aufmerksam das Hin- und Herschreiten der verschleierten Dame beobachtet und sich nicht vorgewagt

hatte, schritt neugierig und lauschend den beiden Männern nach, sah wie sie die Dame in den Fiaker zwangen, schüttelte verwundert den Kopf, blickte dem Wagen nach bis dieser verschwunden war und kehrte dann zurück.

»Es ist sonderbar, ganz sonderbar!« murmelte der Alte vor sich hin. »Ein tief verschleiertes Weib, das offenbar der besseren Klasse angehörte. Und gerade in *seiner* Thür verhaftet! . . . Sehr sonderbar! . . . Etwas Gewöhnliches war sie nicht; ich hab's gesehen, wie sie schwankte, ob sie sollte betreten das Haus, wie sie immer wieder guckte hinauf zu den dunklen Fenstern! . . . War bei Gott kein gewöhnliches Frauenzimmer, hat's doch der Anstand und die Vorsicht gezeigt, mit der sie sich ließ arretiren, trotzdem sie nicht war vorbereitet, was sie ja verrathen hat durch ihren Ausruf! . . . Sonderbar! Wird man doch nicht etwa sich auch vergreifen an mir?«

Sami Salomon hielt bei diesem Gedanken etwas stutzig seine Schritte an, schaute noch einmal zurück, um sich zu überzeugen, daß die Polizeibeamten verschwunden seien, blickte rechts und links, um zu sehen, ob nicht etwa andre Häscher an deren Stelle aus der Erde wachsen würden, und erst als er sich versichert, daß Alles ruhig, schritt er auf das Haus zu, in welchem Alles wieder still geworden.

In der oberen Etage angelangt, empfing ihn Jean mit großer Verwunderung. Dieser hatte den Alten schon mehrmals hier gesehen und wohl errathen, welcher Natur die Geschäfte waren, die ihn hieher führten; wie verächtlich ihm der Alte mithin seines jüdischen Gesichts

und seiner fadenscheinigen Kleidung wegen auch erschienen. hatte er doch vor ihm den Respect, den einer gewöhnlichen Natur wie dieser der Reichtum einflößt. Jean empfing also den alten Sami mit einer halben Verbeugung und starrte ihn groß an.

»Der gnädige Herr Baron sind nicht zu Hause,« rief er ihm entgegen; »werden auch wohl vor Mitternacht nicht nach Hause kommen.«

Anstatt der Antwort machte ihm Sami ein abwehrendes und beruhigendes Zeichen mit der Hand, das er mit einem gutmüthigen Lächeln begleitete.

»Weiß! Weiß!« entgegnete er. »Bin ja dem Herrn Baron vorhin begegnet! Hat er mir doch gesagt, ich solle nur in seine Wohnung gehen und ihn hier erwarten. Wird kein Viertelstündchen dauern, so ist der Herr Baron zurück, weil ich habe Wichtiges zu sprechen mit ihm!«

Bei diesen Worten trat Sami, ohne sich auf weitere Capitulation einzulassen, in den Corridor. Jean, der ihm unbedingten Glauben schenkte, als er von wichtigen Geschäften hörte, schritt ihm mechanisch mit dem Licht voran in den Salon, zündete hier die Kerzen des Armleuchters an und verließ schweigend das Zimmer, als sich Salomon scheinbar sehr ermüdet, ohne eine Einladung abzuwarten, auf den Fanteuil nieder gelassen.

Aufmerksam lauschend und dem Diener mit seinen schlaun Augen nachblickend beugte sich der Alte vor, bis er vernahm, daß Jean auch die Thür des Vorzimmers hinter sich geschlossen.

Noch einige Minuten ließ er verstreichen, um ganz sicher zu sein, daß er nicht belauscht werde. Dann hob er sich, den Krückstock von sich legend, vom Sessel, lauschte abermals, schlich zur Thür, durch welche sich Jean entfernt, blickte mit seinem Luchsauge in dem dunklen Zimmer umher und kehrte beruhigt zurück.

»*Allein!*« flüsterte er mit eigenthümlicher Betonung vor sich hin, während seine Gesichtszüge sich spannten und der kleine silberne Busch auf seinem Kopf sich in die Höhe sträubte. »Ganz allein!« wiederholte er, mit seinen mageren, spitzen Fingern durch den weißen Backenbart fahrend, der sein Kinn umgab, und lüstern umherschauend. »Niemand kann wissen, was ich hier thue! Niemand kann mir sagen was ich hier gethan habe, weil Niemand vermuthet den Grund, weißhalb ich es habe thun können! . . . Der Herr Baron wird nicht kommen zurück vor Mitternacht; weiß ich's doch ebenso gut wie der dumme Lakai, dem ich gesagt eine Lüge, was nicht recht wäre, wenn es nicht *nothwendig* gewesen wäre; aber der Zufall kann haben sein unseliges Spiel und mir wieder schicken auf den Hals den Diener, so daß Alles ist gewesen umsonst!«

Bei diesen Worten trat Sami auf seinen Fußspitzen mit jugendlicher Leichtigkeit an den Tisch, hob eine der Kerzen von dem Armleuchter, schritt vorsichtig und immer lauschend in Gerhard's Wohnzimmer und blieb hier stehen, um abermals zu horchen. Das leiseste Geräusch auf der Straße ließ ihn ängstlich zusammenfahren, denn wie viel auch von dem Gelingen seine Unternehmens abhing,

Sami hatte doch nicht mehr Courage, als nothdürftig erforderlich zu einem Coup der vielleicht ein Schurkenstreich war.

»Bin ich nicht ein Thor!« flüsterte er vor sich hin, während seine sonst so listigen Augen weit geöffnet vor sich hinstarrten. »Thu' ich denn was Schlechtes? Kann ich mir selbst sagen, daß es was Schlechtes ist, wenn ich selbst noch nicht weiß, zu was ich es thue und was ich im Sinn habe? Wenn ich mich selbst frage: Sami, zu was thust Du's? müßt' ich mir nicht die Antwort schuldig bleiben? Müßt' ich mir nicht sagen: es kann ebenso zum Guten wie zum Schlechten sein? Hab' ich nicht das Recht, mir zu sagen: Sami, Du thust eine edle That, also fürchte Dich nicht? . . . Gewiß ist's eine edle That, oder begeht Der ein Unrecht, der für sein eigen Haus, für sein eigen Hab und Gut, für sein eigen Kind sorgt?«

Sami bedurfte nur weniger Secunden, um sein Gewissen zu überzeugen, daß er im Begriff sei, die edelste Handlung zu üben, denn da seine Klugheit mit diesem Gewissen auf sehr vertrautem Fuße stand, geriethen beide sehr selten und niemals lange in Conflict. Sami war der ehrlichste Mensch wo es angebracht war; als Geschäftsmann aber wußte er, daß Alles seine Zeit und Stunde habe.

Fest entschlossen zur Ausführung seines Planes stellte er sich wieder auf die Fußspitzen und schlich in das Schlafzimmer Gerhard's, das Ziel seiner Unternehmung.

Mit lautem Herzklopfen trat er über die Schwelle, hielt hier inne, überblickte das Zimmer, faßte alle Gegenstände in's Auge, die er sich am Morgen genau gemerkt, und starrte in höchster Spannung auf die Stelle, an welcher er am Morgen das Heft bemerkt, denn nur um das Terrain noch einmal zu recognosciren, war er am Vormittage hier gewesen.

Eine Todesangst überfiel ihn, als er die Stelle leer fand; der kalte Schweiß trat auf seine Stirn, die Kerze zitterte in seiner Hand.

»Gott steh' mir bei, es ist fort!« flüsterte er, mit beiden Händen die Kerze fassend, damit diese nicht zu Boden falle. »Es ist fort!« rief er unbedachtsam so laut, daß er über sich selbst erschrak und mit bebenden Gliedern auf einen Stuhl sank. »Aber bin ich nicht ein Thor!« beruhigte er sich, indem er mit der Hand zitternd nach der Tasche fuhr, daß diese die Oeffnung derselben nicht finden konnte. War ich nicht darauf gefaßt? Hab' ich nicht selbst dem Herrn Baron dieses schöne Mobiliar gekauft und mir zur Vorsicht und für alle Fälle doppelte Schlüssel zu allen Mobilien machen lassen? Sami, wie kannst Du so erschrecken! Du bist ein Kind und hast doch so hochfliegende Pläne!«

Endlich gelang es ihm, die bebende Hand in die Tasche zu führen und einen dicken Schlüsselbund hervorzuziehen, den er mit gierigen Augen betrachtete.

»Wo er's auch hingesteckt hat, ich werd' es finden, ich muß es finden! . . . Wenn nur der Tölpel, der Diener, mich nicht überrascht und Alles wird verrathen!«

Sami erhob sich; er beschwichtigte nochmals seine Angst, eilte auf den ihm gegenüber liegenden Schrank zu und suchte nach dem Schlüssel.

Der Schrank war unverschlossen. Mitleidig über sich selbst, über seine Hast lächelnd öffnete er unhörbar die Thür desselben Kleiderschranks, in welchen Gerhard das Actenstück geworfen. Sami aber fand nichts als Kleidungsstücke.

Getäuscht wandte er sich in's Zimmer zurück, um ein andres Möbel zu wählen. Da fiel sein Blick auf den kleinen zierlichen Tisch vor Gerhard's Bett, dessen seidene Vorhänge nur halb geschlossen waren. Sein Antlitz verklärte sich plötzlich, sein Auge hatte den so sehnsüchtig gesuchten Gegenstand gefunden, offen und unverwahrt lag das große Heft auf Gerhard's Nachttisch; wahrscheinlich mochte dieser sich vorgenommen haben, dem Hefte bei seiner Rückkehr und vor dem Einschlafen endlich einige Aufmerksamkeit zu gönnen, ehe er es der Baronin übergebe. Mit einer Eile, als könne ihm Jemand zuvor kommen, schoß Sami trotz seiner mürben Glieder aus den Tisch zu, fuhr jedoch mit einem Angstlaut so heftig zurück, daß ihm die Kerze entfiel und er im Dunkel zurücktaumelte.

Ein günstiger Zufall ließ ihn gegen die Lehne eines Sessels taumeln, an welche er sich anklammerte, um nicht zusammen zu brechen. Die Kerze brannte am Boden liegend mühsam fort. Sami faßte sich, da Alles still blieb.

»Es ist nichts . . . Es war nichts!« murmelte er, die da-
liegende Kerze anstarrend, deren Flamme in dem fließenden
Wachs zu ersticken drohte. »Und doch,« setzte er bebend
hinzu . . . »es ist ein Thier; ich fühle es, ein Thier,
das mir um die Beine kriecht . . .«

Sami's Auge, verwirrt und fast verschleiert anfangs durch
die Angst gewann seine Sehkraft wieder. Aengstlich blickte
er vor sich nieder und sah – Gerhard's niedliches kleines
Windspiel, das auf dem Bette hinter dem Vorhang geschlafen,
durch Sami's Erscheinen geweckt, ihm in der wohlwollendsten
Absicht entgegen gesprungen war und sich jetzt schmeichelnd
an ihn drängte.

Schnell beruhigt, aber ohne das Zittern an allen Gliedern
überwinden zu können, schwankte er zum Tisch, packte das
Actenstück, schob es unter den Rock, knöpfte diesen fest zu,
bückte sich dann zum Boden und nahm die Kerze auf.

Mit vorgestreckter Hand, um den Thür-Rahmen zu erreichen
und sich an diesen zu stützen, verließ er das Schlafgemach,
wankte durch das Wohnzimmer in den Salon, pflanzte das
Licht wieder an seine Stelle und hatte eben noch Zeit genug,
sich in den Fauteuil sinken zu lassen, als sich die Thür des
Salons öffnete und Jean hereintrat.

Sami war in so zitternder Aufregung, daß er sich außer
Stand fühlte, den Diener anzublicken, ohne sich zu verrathen.
Mit einer ihm angeborenem Schlaueit hatte er, noch ehe Jean
das Gemach betreten, den Kopf in die Lehne des Sessels
zurücksinken lassen und that, als läge

er im Halbschlummer; wie viel Mühe es ihn auch kostete, mit vor Angst keuchender Lunge die langen Athemzüge eines Schlafenden nachzuahmen, es gelang ihm doch, den Diener zu täuschen.

Beide Hände in die Seiten stemmend trat Jean vor Salomon und musterte ihn mit herausfordernden Blicken; er konnte zwar nichts dagegen haben, daß der alte Jude seinen Baron hier erwarte, wenn dieser ihm die Erlaubniß dazu gegeben, aber den luxuriösen Salon seines Herrn so ohne Weiteres als Schlafgemach zu betrachten, das wollte Jean doch nicht in den Kopf. Unschlüssig, ob er den Alten wecken solle oder nicht, stand er vor ihm.

Indeß Sami kam ihm entgegen. Sich stellend, als erwache er eben aus dem Schlaf, versteckte er seine Angst vor der Entdeckung hinter der erheuchelten Verwunderung über sein Einschlummern. Verlegen blickte er umher, riß dann die listigen Augen weit auf und glotzte den Diener an.

»Verzeihen Sie, Herr ... Herr ...« stotterte er, den Blick wieder senkend. »Es war gewiß sehr unschicklich, hier einzuschlafen, aber haben Sie Nachsicht mit einem alten Mann, dessen zu müde Glieder heute schon durch die ganze Stadt gelaufen, um dem Herrn Baron zu Diensten zu sein ...«

Sami suchte nach seinem schäbigen Hut, den er beim Kommen neben sich auf den Teppich gesetzt, fand im Suchen hienach auch seine Fassung wieder und hatte hierbei Gelegenheit, einen prüfenden Blick auf seine Brust zu

werfen, um sich zu überzeugen, ob auch sein Diebstahl sich nicht verrathe. Beruhigt nahm er den Hut.

»Der gnädige Herr Baron scheinen den armen Salomon ganz vergessen zu haben,« sagte er, indem er seinen Stock nahm und sich an demselben mühsam aufrichtete. »Es wird am besten sein, ich gehe nach Hause, denn ich bin müde, sehr müde und müßte befürchten, noch einmal einzuschlafen . . . Sagen Sie gefälligst dem Herrn Baron, der alte Sami sei gewesen hier, um ihm etwas mitzutheilen, was am Ende auch bis morgen Zeit hat . . . freilich bis morgen; warum sollten sich auch der Herr Baron durch mich in seinen Vergnügungen stören lassen! . . . Vermelden Sie also meinen unterthänigsten Respect an den gnädigen Herrn und sagen Sie ihm, ich würde kommen morgen, wenn ich nicht störe!«

Jean hatte hiegegen nichts einzuwenden. Er hätte sich überhaupt um den Gast nicht gekümmert, wenn er nicht ein Geräusch im Schlafzimmer gehört zu haben geglaubt. Schweigend erwiderte er die höflichen Verbeugungen Salomon's und schaute ihm nach, als er mühselig am Stock die Treppe hinab schlich. Auf der Straße angelangt, fühlte sich Sami so total erschöpft, daß er sich an die Mauer des Hauses lehnen mußte, um erst neue Kräfte zu sammeln.

Kaum stand er hier, als eine andre Person das Haus betrat. Es war François, des Kammerherrn Gesandter.

Ein schlechtes Gewissen steht immer in engem Rapport mit den Fußsohlen. Wie still und unverdächtig auch

Alles um Sami Salomon war, litt es ihn doch nicht länger an der Stelle, als bis er mühsam seine Kräfte wieder gewonnen. Der Gedanke, so glücklich in den Besitz eines Gegenstandes gelangt zu sein, der für ihn von großer Wichtigkeit sein mußte, die Neugier zu erfahren, was eigentlich dieser Schatz enthalte, machten ihn unruhig. Mit der einen Hand an der Mauer der Häuser entlang tappend, mit der andren den Krückstock führend, kroch er dahin und bog vorsichtig um die Ecke, nur um die Straße zu verlassen.

»Ich weiß nicht, was es ist, aber ich weiß, daß es viel ist!« murmelte er vor sich hin. »Die ganze Familie ist jetzt in meiner Hand und ich könnte jetzt ... Aber das werde ich nicht, Gott behüte mich, ich werde es nicht! Ich will ja nur gesichert sein, will ihm den Schatz aufheben, denn ich habe ja gesehen, wie wenig er ihn zu bewahren versteht!«

Und mit immer schnelleren, wenn auch unsichern Füßen verlor sich Sami Salomon in der Dunkelheit.

Inzwischen erschien François bei seinem Collegen Jean. Beide kannten sich sehr gut, es bestand zwischen ihnen die vertrauliche Kameradschaft aller Diener vornehmer Herren und die Verwandtschaft ihrer beiderseitigen Gebieter hatte sich auch auf sie übertragen. Jean war erfreut, in seiner Langenweile eine Unterhaltung zu haben. Selbstverständlich führte er François nicht in den Salon, sondern in das Wohnzimmer, wo dieser sich mit der seinem Kammerherrn abgelernten Eleganz auf die Causeuse warf. Ein Etui hervornehmend, zündete er eine

Cigarre an, deren Havanna-Geruch untadelhaft, und warf dann einen vornehmen Blick im Zimmer umher. François zeigte sein dummes Gesicht nur, wenn er mit Fremden oder Höhergestellten verkehrte, hier war er Freund und College.

»Ich glaubte, kaum, Dich zu Hause zu treffen, lieber Jean,« begann er, als dieser sich ihm gegenüber in einen Fauteuil geworfen und nach Gewohnheit seines Herrn die Füße auf ein Tabouret gelegt hatte. »Bei dem herrlichen Abend zu Hause zu sitzen ist von einem rechtschaffenen Diener kaum zu verlangen!«

»Hm! Ich hätte mir schon eine kleine Zerstreuung draußen gesucht, wenn ich nicht hier im Hause ein Rendezvous hätte,« antwortete Jean, der den Bauerjungen bei seines Gleichen gern abstreifte, mit plumper Ostentation.

»Ah, begreife! So störe ich Dich wahrscheinlich!«

»Hat nichts zu sagen, François! . . . Später!« antwortete Jean mit geheimnißvoller Miene.

»Gratulire! . . . Wenn unsereins nicht ein bischen Fortune hätte, die Slaverei wäre unerträglich. Ich hatte auch meiner kleinen Betty, Du weißt, der niedlichen Schneidertochter, heut Abend ein Schäferstündchen versprochen und da muß der Teufel meinen Kammerherrn auf die Idee bringen, ein Souper bei sich in den heißen Zimmern zu geben, während ich in dem Garten hinter ihrem Hause, in welchem wir uns immer treffen, ein Stückchen Romeo und Julie hätte spielen können!«

»Romeo und Julie? Was ist das?« fragte Jean, der keine Gelegenheit versäumte sich auszubilden.

»Romeo und Julie waren ein verliebtes Paar aus der Vorzeit, eine Schneidertochter und ein vornehmer Lakai, die sich wahrscheinlich geheirathet hätten, wenn zwischen ihrem Vater und seinem Herrn nicht eine Feindschaft bestanden hätte, die daraus entsprang daß *sein* Herr *ihrem* Vater die Schneiderrechnung nicht bezahlte.«

»Aber was hatte denn die Schneiderrechnung mit ihrer Liebe zu schaffen?«

»Der Schneider hatte seinem Herrn einen Prozeß gemacht und verbot ihm daher, das Mädchen zu heirathen!«

»Ah so!«

Jean prägte diese Geschichte seinem Gedächtniß ein, während François mit ironischem Lächeln den Rauch in die Luft blies und auch noch das andre Bein auf das Sopha zog.

»Heut' zu Tage würde das nicht mehr vorkommen, weil das Heirathen eine Nebensache geworden ist!« fuhr François in arrogantem Ton fort. »Du solltest übrigens mehr die Gelegenheit wahrnehmen, Dich um das Theater zu bekümmern, das selbst für uns noch immer eine gute Bildungsschule ist. Ich beneide immer den Portier des Hôtel de Paris, meinen früheren Collegen; gestern, als ich bescheiden im zweiten Range saß, sah ich ihn stolz mit einer rothen Cravatte auf der ersten Bank des Parquets, von wo er mich mit vornehmer Miene musterte. Ich könnt's ebenso gut wie er, aber die Rücksichten, die

mir meine Stellung gebietet . . . Du hast auch wohl den Juden von Venedig noch nicht gesehen, den man gestern Abend gab?«

»Nein! Aber eben war ein anderer Jude hier . . . der alte Salomon!«

»Puh!« machte François lachend. »Komm der sogar schon am späten Abend? Man erzählt sich ohnehin, daß der junge gnädige Herr ganz in seinen Händen sei! Das Stück gestern Abend paßte wirklich auf unsere gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse. Da hat nämlich ein vornehmer Mann, wie z. B. Dein junger Herr, von dem Juden Geld geborgt und ihm dafür ein Pfund von seinem Herzen verschrieben. Natürlich konnte er nicht zahlen und der Jude schliff vor Gericht schon das Messer, weil es ihm Recht gegeben. Da kommt plötzlich ein Frauenzimmer, das sich als Richter verkleidet hat und sagt: das Stück von seinem Herzen sollst Du haben, aber wehe Dir, wenn Du dabei einen Tropfen von seinem Blute vergießest! Unsre heutigen Wucherer machen es anders, sie nehmen das Blut und lassen das Herz liegen.«

Jean staunte über die Bildung seines Collegen, die ihn ein wenig beschämte.

»Als der alte Salomon war heut' *Abend* sogar hier?« nahm François das Gespräch wieder auf, denn ihm war der Gegenstand interessant, da der Kammerherr ihn beauftragt hatte, Jean gelegentlich anzuhorchen, wie viel derselbe von Gerhard's Verkehr mit Salomon wisse und wie tief er bei diesem schon verschuldet sei. »Ich glaube, lieber Jean,« fuhr er fort, »daß es um die Zukunft Deines

Herrn und also auch um die Deinige sehr mißlich steht. Der junge Mann ist zu leichtsinnig, und wenn Du nicht sorgst, bei Zeiten Dein Schäfchen zu scheeren . . . «

Ein Seufzer unterbrach François, der diesem sehr bedeutsam klang. »Hast Du keine Idee, wie viel Dein Herr dem alten Salomon schon verschuldet?«

»Wie kann ich das!« rief Jean ängstlich. »Er wird es *mir* doch nicht sagen!«

»Ein schlechter Diener, der die Verhältnisse seines Herrn nicht kennt wie seine eigene Tasche, denn die Tasche des Herrn ist ja die seinige!« rief François vorwurfsvoll.

»Ich habe nur gesehen, daß der Alte meinem Herrn heute Morgen eine ganze Menge Geld ausgezahlt hat!«

»Wie viel mag es wohl gewesen sein?«

»Nun, meiner Schätzung nach wohl fünftausend Thaler!«

»Bagatelle!« rief François. »Wenn's fünfzigtausend gewesen wären! . . . Hat er ihm schon oft gezahlt?«

»Muß wohl! Es geschieht immer im Hause des alten Salomon; aber ich kann's jedesmal merken, wenn er Geld bekommen hat, denn es fliegt dann zum Fenster hinaus.«

»Und Du stehst hoffentlich unten und hältst die Hände auf?«

Jean beantwortete diese Frage mit einem stummen Lächeln.

»Höre also auf meinen Rath und bekümmere Dich in Zukunft genau um die Verhältnisse Deines Herrn,« fuhr

François wohlmeinend fort. »Suche Alles genau zu erfahren, halte die Ohren und die Augen offen und ich will Dir gerne mit meinem Rathe zur Seite stehen ... Apropos,« unterbrach sich François, einsehend, daß er in dieser Richtung heute doch nichts Genaueres erfahren werde, »ich komme im Auftrage Deines Herrn, der eben, wie Du weißt, beim Kammerherrn soupirt und in sehr angenehmer, lustiger Gesellschaft ist, denn der Koch hat heute wieder das Möglichste leisten müssen. Er sagte mir ...« François trommelte sich mit den Fingern vor die Stirn, als müsse er sich erst entsinnen ... »Diese Liebesgeschichten, die man alle im Kopf haben muß, machen Einen ganz verwirrt; ich fürchte nämlich, daß die kleine eifersüchtige Betty gewissen Dingen auf die Spur gekommen ist, die sicher ein Unwetter heraufbeschwören werden, denn ich bin ihr so treu als möglich, aber Du lieber Gott ... Was ich also eigentlich hier wollte,« corrigirte sich der zerstreute François. »Ganz recht! Der junge Herr von Dörenberg, Fähnrich außer Diensten seit heute Morgen, wie ich höre, *bat* mich (François betonte dies), doch eins Actenstück oder eine ist Chronik ... Gott, weiß, *was* es eigentlich sein mag, hier abzuholen. Das Ding soll in seinem Schlafgemach liegen. Weißt Du davon?«

»Allerdings!« antwortete Jean. »Es treibt sich schon seit einigen Tagen herum. Wär's Winter, ich hätte es schon in's Feuer geworfen, und könnte ich ...«

Jean hätte sich eben fast übereilt durch das Geständniß, daß er nur mühselig buchstabiren könne, denn er

beschäftigte sich in seinen Mußestunden noch mit der Wissenschaft des Lesens und Schreibens.

»Aber hast Du denn solche Eile, François?« fragte er, sich verbessernd.

»Allerdings! Du kannst Dir denken, daß ich nur aus Freundschaft die wenigen Minuten *Dir* opferte, die ich sonst, sehr glücklich hätte verbringen können; die Freundschaft eines braven Mannes ist mir ebenso viel werth wie die Liebe eines Weibes!« setzte er mit Salbung hinzu, um Jean zu fesseln. »Für heute muß ich aufbrechen, also sei so gut und hole mir das Bewußte!«

Jean erhob sich und trat in das dunkle Schlafgemach. François verließ ebenfalls das Sopha und schritt inzwischen sinnend auf und nieder.

»Aber wo bleibst Du denn?« rief er, als Jean nicht wieder zum Vorschein kam.

Jean kehrte zurück.

»Ich finde das Ding nicht, und doch ist mir, als hätt' ich es selbst auf den Befehl meines Herrn auf seinen Nachttisch gelegt!«

»Befehl!« wiederholte François spöttisch. »Dein Herr *befiehlt* nie, wenn er nicht zugegen ist!«

Jean nahm diesen Rüffel schweigend hin, zündete eine Kerze an und kehrte in's Schlafgemach zurück. François folgte ihm mit dem Hut auf dem Kopf, blieb in der Thür stehen und warf einen prüfenden Kennerblick umher, während sein College vergeblich suchte.

»Das Buch ist wie verschwunden!« rief Jean. »Und es ist doch Niemand hier gewesen außer . . .«

Plötzlich ward heftig an der Schelle im Corridor gezogen. François erschrak, riß eilig den Hut vom Kopf, eilte zum Fenster und warf die brennende Cigarre hinaus. Jean stand einen Augenblick verlegen da, denn so heftig schellte Niemand, der nicht ein Recht hier hatte. Der alte Salomon hatte seinen Herrn hier erwartet, dessen erinnerte sich Jean jetzt, es konnte also niemand anders als dieser sein.

Eiligst rannte er durch die beiden Zimmer, öffnete und sah zu seinem Erstaunen den – Kammerherrn vor sich.

»Ist François hier?« herrschte er dem verlegenen Diener an.

»Zu Befehl, gnädigster Herr Kammerherr!« stammelte er, während François die Stimme seines Gebieters hörend, eilig sein dummes Gesicht wieder aufsetzte und mit dem Hut in der Hand an der Thür des Salons stand. »François kam, um etwas abzuholen,« fuhr Jean fort, »aber ich ... ich finde es nicht und deßhalb mag er sich ein wenig verspätet haben!«

Der Kammerherr war vor Beginn seines Soupers von einer mächtigen Unruhe befallen worden; der Gedanke, einen Leichtsinn begangen zu haben, indem er jenen ihm so wichtigen Gegenstand den Händen seines Dieners übergab, ließ keine Stimmung in ihm aufkommen. Unter einem Vorwand beurlaubte er sich auf wenige Minuten bei seinen Gästen, warf sich in einen Fiaker und langte in Gerhard's Wohnung an.

»Findest es nicht!« rief der Kammerherr durch den Corridor und den Salon schreitend. Ihr werdet alle Beide Eure Augen eingebüßt haben! . . . Mein Neffe ist böse, daß man ihn so lange warten läßt!« herrschte er François an, indem er an diesem vorbei in das Schlafgemach schritt, während Jean ihm kaum mit der Kerze zu folgen vermochte.

Aber auch der Kammerherr suchte vergebens. Das Actenstück war verschwunden, obgleich Jean sich erinnerte, es vor kaum einer Stunde auf den Nachttisch seines Herrn gelegt zu haben, wie dieser ihm befohlen.

Den Kammerherrn überfiel eine namenlose Angst, die er durch eifriges Suchen verbarg. Während er aber hiedurch den Dienern versteckte, was er empfand, verrieth er dadurch sein übergroßes Interesse für den vermißten Gegenstand, das namentlich dem unbefangenen Jean auffallend werden mußte. In seinem Bedürfniß, dem Oheim seines Herrn gefällig zu sein, zeigte auch er die größte Geschäftigkeit, obgleich er selbst wußte, daß sie nutzlos sei, da er sich immer deutlicher erinnerte, daß er das Heft auf den Tisch gelegt.

Endlich war Alles durchsucht. Mit kaltem Schweiß auf der Stirn sah der Kammerherr sich am Ende seiner Bemühungen. Das Heft war verschwunden, und dahinzukam noch das Bewußtsein, sich den Dienern und somit auch Gerhard verrathen zu haben.

Mit Aufbietung all' seiner Gewandtheit suchte er, freilich etwas spät, eine ruhigere Miene zu zeigen.

»Hatte das alte Heft auch keinen Werth,« sagte er zu Jean gewandt, o ist es doch unverantwortlich von einem Diener, so wenig Ordnung zu halten. Man verdirbt dadurch einen Scherz, den ich meiner Gesellschaft versprochen hatte!«

François, der seinen Herrn besser kannte und aus dessen eigenem Munde gehört, welches Gewicht er an den verschwundenen Gegenstand heftete, biß sich an die Lippen und machte ein noch dummeres Gesicht.

»Gnädigster Herr Kammerherr,« betheuerte Jean. Ich kann es beschwören, daß ich das große Buch hierhin gelegt ... noch vor kaum einer Stunde! ... Es ist verschwunden, allerdings, aber ich begreife nicht wie, denn es ist niemand hier gewesen als ... «

Jean unterbrach sich; er fürchtete eine Indiscretion zu begehen.

»Niemand als ...? Wer ist hier gewesen?« fragte der Kammerherr heftig.

»Es war nur *Einer* hier, gnädigster Herr,« jammerte Jean. »Es war ein alter Mann, der meinen gnädigen Herrn hier erwartete und nur wenige Minuten drüben allein im Salon saß. Als ich wiederkam, war er auf dem Sessel eingeschlafen.«

»Er! ... Wer war dieser Er?«

Jean zauderte.

»Gnädigster Herr Kammerherr,« fiel François in's Wort, »Jean sagte mir vorhin, der alte Salomon sei hier gewesen; vermuthlich wird er *ihn* meinen!«

Der Name Salomon fiel dem Kammerherrn wie ein Centner auf's Herz; er erbleichte unter der Schminke, seiner Hand entfiel der tadellose Glacéhandschuh, den er beim Suchen von der Hand gezogen. Es wollte viel sagen, wenn ein Kammerherr von Dörenberg seine bloße Hand einer so ordinären Beschäftigung preis gab.

François hob den Handschuh auf und reichte ihn seinem Herrn. Dieser war so erstarrt, daß er die Bewegung seines Dieners nicht sah.

Es währte einige Secunden, ehe er Worte fand.

»Salomon!« rief er mit gepreßter Stimme. »Wie kommt, dieser Mensch hieher! Was hat dieser alte Gauner hier zu suchen, und um *diese* Stunde!«

»Ich weiß es nicht, gnädigster Herr Kammerherr,« versetzte Jean demüthig. »Ich habe ja keine Ahnung!«

Zum Unglück hatte François kein Flacon bei der Hand, der Kammerherr mußte also diesmal ohne die gewohnte Nervenstärkung sich aufrecht erhalten.

»Und Du glaubst, daß dieser Mensch . . . daß er das . . . Buch entwendet haben könnte?«

»Gott bewahre!« rief Jean abwendend. »Ich habe das ja nicht behauptet, und wie sollte ich das glauben! Der alte Mann war dort drüben auf dem Sessel eingeschlafen, es ist also gar nicht denkbar . . . Und was für Ursache sollte er auch haben . . . «

»Freilich, freilich!« bestätigte der Kammerherr, innerlich aber weit entfernt, derselben Meinung zu sein, vielmehr ward es ihm immer kälter um's Herz, wenn er überlegte, daß der alte Salomon hier allein gewesen sei, daß er vielleicht zufällig das Heft gesehen, daß er es . . .

Der Kammerherr wagte gar nicht, den Gedanken zu Ende zu denken, denn nach seiner Ueberzeugung konnte das Heft nicht in gefährlichere Hände gerathen als in die des alten Sami, mit dem er aus guten Gründen auf gespanntem Fuße stand und den er zu fürchten in diesem Falle die gegründetste Ursach hatte. Der Angstschweiß, den er sich bereits mit dem Taschentuch von der Stirn getupft, brach immer wieder aus, er dachte nur noch daran, wie er sich mit Ehren der Beobachtung dieser so untergeordneten beiden Menschen entziehen solle.

»Ich sehe, man hat mich um die interessanteste Unterhaltung für den Abend gebracht; ich werde vor meinen Gästen beschämt dastehen,« brachte er mühsam hervor . . . »Man suche weiter,« sagte er zu Jean, »und findet man, so bringe es mir eiligst!«

Der frischen Luft bedürftig stürmte der Kammerherr hinaus, ohne François irgend einen Befehl zu hinterlassen, verabschiedete den in der Nähe wartenden Fiaker und trat unglaublicher Weise den Rückweg auf seinen eignen hochgebornen Füßen an, was nur sehr selten und um diese Abendzeit niemals geschah.

Der Kammerherr war dem Ersticken nahe, das Blut drängte in ihm zum Kopf und verursachte ihm Schwindel, seine falschen Zähne bissen sich so fest zusammen,

daß sie ihn schmerzten, einige Secunden hindurch war's ihm, als drehe sich die ganze Straße mit ihm herum und mit großer Anstrengung erhielt er das Gleichgewicht.

»Der Jude! . . . der Jude!« knirschte er, als er endlich Luft bekam. »Welcher Satan hat diesen Gauner mir wieder in den Weg geführt und gerade heute mir zuvorkommen lassen, wo Alles vielleicht von einer Minute abhing! . . . Ich war toll, ja wahnsinnig, als ich diesem Tölpel eine Mission anvertraute, von der doch meine ganze Existenz, mein Name, mein Alles abhängt! Ich war mit Blödsinn geschlagen, als ich diese Papiere am Morgen nicht mit mir nahm, gleichviel unter welchem Vorwande! . . . Was soll daraus werden, wenn dieser Teufel in Judengestalt wirklich durch Zufall oder Gott weiß wie auf die Spur geführt, diese Papiere in Händen hat! Ich weiß, er ist zu Allem, zu dem Aergsten fähig; ich selbst habe es erlebt, wie er seinen Opfern mit kalter Grausamkeit den Todesstoß gab, und wie hätte *ich* Schonung von ihm zu erwarten, der ich . . .«

Ein Gedanke des Trostes durchfuhr sein erhitztes Gehirn. Er blieb stehen, nahm den Hut ab, trocknete den Schweiß von der Stirn und holte tief Athem.

»Aber bin ich nicht selbst in diesem Augenblick noch vom Wahnsinn befallen?« rief er aus. »Wozu wäre ich der allmächtige Kammerherr von Dörenberg, der Freund des Königs, wenn ich nicht meine Gewalt in einer Angelegenheit benutzen wollte, die mir Schande und Verderben droht? Habe ich nicht heute noch den Beweis gehabt,

wie bereitwillig man meinen Wünschen, ja meinen Winken entgegen kommt, und dieser elende Halsabschneider sollte meinem Arm unerreichbar, sollte durch mich nicht unschädlich zu machen sein? Wahrlich, ich hätte meinen Untergang verdient, wollte ich ihm jetzt mit Zagen entgegen sehen, ich wäre ein Stümper, gäbe ich so mein Spiel verloren, weil der Zufall, meine eigene Saumseligkeit mir einen Andren zuvorkommen ließ! *Aux armes!* rief sich der Kammerherr entschlossen zu und eilig setzte er seinen Weg fort.

Dieser war lang genug, um ihn zu ruhiger Stimmung zurück zu führen, und mit dem gewohnten lebenswürdigen Lächeln erschien er wieder vor seinen Gästen, nachdem er in seinem Toilettezimmer die Schäden reparirt, welche der Sturm auf seinem stets präparirten freiherrlichen Gesicht angerichtet.

IX. VIELE JAHRE ZURÜCK.

Wir greifen hier in unsrer Geschichte um eine Reihe von Jahren zurück und führen den Leser nach dem Stammgute der Familie Dörenberg, nach dem Schlosse Zehneck, dessen Name, schon einmal von uns berührt wurde.

Damals gehörte das Gut, eine der großartigsten Besitzungen, mit seinem außen so mittelalterlichen, innen aber glänzend und modern ausgestatteten Schloß, dem Rittmeister von Dörenberg, einem heiteren, lebenslustigen jungen Mann, der als der älteste von vier Brüdern

vor Kurzem, d. h. nach dem Tode des Vaters in Besitz des Gutes gelangt war.

Fast schien es, als solle die düstre Stimmung, welche während der letzten Lebensjahre des alten Barons im Schlosse geherrscht, endlich verscheucht werden, denn der Rittmeister besaß das Talent, sich das Leben angenehm zu machen und auch seine junge Gattin war von Natur ein heiteres, liebenswürdiges Wesen. Im Schlosse Zehneck war aber eigentlich niemals das Glück recht heimisch gewesen und wenn es heute auch einmal seinen Sonnenschein dahinein warf, so waren sehr bald die Schatten dafür desto düstrer.

Der alte Baron war Hypochonder, er war Geizhals gewesen, seine Söhne wurden, wie das in der Regel so zu sein pflegt, gerade das Gegentheil. Alle drei lebten mehr oder minder über ihre finanziellen Kräfte hinaus, da der Alte ihnen die Zügel straff hielt; seine ganze Liebe übertrug der Alte deßhalb auf die einzige Tochter, ein Mädchen von schwärmerischem Temperament, das in der Einsamkeit des Landlebens erzogen, seine leicht entzündbare Phantasie mit der Lectüre nährte und darüber sehr bald an die Wirklichkeit, an das reale Leben einen ganz falschen Maßstab zu legen begann.

Camilla sehnte sich im neunzehnten Jahre hinaus in die Welt, die ihr nur aus Büchern bekannt war; vergeblich aber suchte sie den misanthropischen Vater zu einem Ausfluge zu bewegen, der ihr endlich Gelegenheit hätte geben können, die Welt jenseits der engen Grenzen ihrer väterlichen Besizung kennen zu lernen. Camilla's Bitten

wurden dem Vater lästig, der ihr endlich verbot, das Thema wieder zu berühren und sich, um vor einem neuen Anlauf seiner Tochter gesichert zu sein, echt militärisch in seinen Zimmern verschanzte.

Camilla's Leben ward fortab noch einsamer, denn ihr fehlte jetzt auch noch die karge Mittheilung, welche ihr das Zusammensein mit dem Vater gewährte.

Um diese Zeit traf einer ihrer Brüder auf dem Gute ein; mit ihm kam ein Freund desselben, ein Baron von Grimmer, ein junger hübscher Mann, der freilich den Stempel des Abenteurers einem geübten Auge gegenüber nicht verleugnen konnte, aber in seinem Wesen, in seinem Umgang unendlich viel Gewinnendes hatte.

Der Gast, den sich Camilla's Bruder mitgebracht hatte, um sich die Langeweile abzukürzen, der er während der Wochen ausgesetzt war, die er für nöthig hielt, um den Vater zum Bezahlen seiner Schulden zu bewegen, der Gast war dem Alten willkommen, weil er ihm wenig beschwerlich war. In den zahllosen Gemächern des Schlosses war Platz genug für den Gast, um den er sich weiter nicht viel kümmerte und den er nur Mittags bei Tafel sah, wenn die beiden jungen Männer nicht auf der Jagd waren.

Baron von Grimmer verlor indeß sehr bald die Lust an dieser Zerstreuung und ließ seinen Freund allein auf die Jagd gehen. Während Jener die Felder und Wälder durchstreifte, überhaupt viel mit der Frage beschäftigt war, wie er den schwer beizukommenden Vater zur Bezahlung seiner Schulden bewege – denn ein Tag verging

nach dem andren und sein Lieutenants-Urlaub erstreckte sich nur auf einige Wochen – während deß suchte und fand der liebenswürdige Gast die einsame, schöne Camilla. Viel gereist, wie alle Abenteurer in allen Fahrwassern heimisch und so auch in dem der Liebe, hatte der lebenslustige Baron, dem es an Geld ebenso mangelte wie seinem Freunde, schnell die Idee gefaßt, daß Camilla für ihn eine vortreffliche Partie sei, durch welche seine zerrütteten Verhältnisse wieder aufzurichten seien. Diese Idee verfolgend, begann er Camilla mit allen ordentlichen Artigkeiten zu überhäufen. Da der Vater sich wenig um Das kümmern, was im Schlosse vorging, war er stets an der Seite der Tochter, unterhielt diese durch die fesselndsten Erzählungen, schürte die Gluth ihrer Phantasie, und während in der That Camilla sehr schnell ein hohes Interesse für den jungen Mann faßte, sah Grimmer sich eines schönen Abends genöthigt, sich selbst zu gestehen, daß er zum ersten Male in seinem Leben eine wirkliche und aufrichtige Neigung für ein weibliches Wesen gefaßt.

Wie überraschend ihm dies auch war, hatte er doch keinen Grund, hiermit unzufrieden zu sein; er, der trotz seinem Alter von kaum dreißig Jahren die Welt und die Gesellschaft nach allen Richtungen durchstreift und ihre Freuden bis zur Hefe ausgekostet, an der er kleben geblieben war, er fand bei genauer Ueberlegung, daß er immerhin ein Ende machen und sich *wahrhaft* verlieben könne. Kaum acht Tage genügten, um aus Camilla das Geständniß heraus zu locken, daß sie ihn liebe, und so

drohte denn dem alten Baron neben der Schuldenzahlung seines Sohnes noch eine andre ernste Affaire, nämlich der Antrag seines jungen Gastes, von dem er bei seiner Abgeschlossenheit keine Ahnung haben konnte.

Grimmer zog zuerst Camilla's Bruder in das Geheimniß. Dieser erschrak, er drohte seinem Freunde sogar, sprach von Mißbrauch seines Vertrauens und hatte bei all seiner freundschaftlichen Gesinnung für Grimmer doch keine Lust, ihn als Schwager zu sehen; wußte er doch zu gut, daß Grimmer als einer den wildesten und unzuverlässigsten Lebemänner keineswegs, bei der Gesellschaft im besten Geruche stand und daß eine Vermählung dieses Mannes mit seiner Schwester auf ihn selbst und seine Familie kein günstiges Licht werfen werde. Grimmer war ein trefflicher Gesellschafter, aber ein bekannter Rou'e mit gänzlich zerrütteten Verhältnissen.

Als indeß Camilla ihn um ihren Schutz und Beistand bat, als sie ihn mit ihrer ganzen Schwärmerei und einer Herzlichkeit, der schwer zu widerstehen war, beschwor, ihr ganzes Lebensglück, das sie im Besitze dieses Mannes sah, nicht zu zertrümmern, machte der Bruder gute Miene zum bösen Spiel; er war überzeugt, daß der Vater nimmermehr darauf eingehen werde, bereute die Thorheit, diesen Mann mit hieher gebracht zu haben, und faßte eine Abneigung gegen seinen Freund deren Grund hauptsächlich in diesem Mißbrauch seines Vertrauens lag.

Voraussehend, daß des Vater Stimmung eine unüberwindliche sein werde, wenn dieselbe durch Grimmer's Antrag noch verschlimmert werde, kam er diesem mit

seinen Angelegenheiten zuvor und das Resultat einer Unterhaltung mit dem Vater war allerdings ein fürchterliches Donnerwetter, aber doch in so fern ein glückliches, als er dem widerwilligen Vater die Perspective eröffnete, daß sein unglücklicher Sohn schuldenhalber cassirt werden könne. Zufrieden mit dem, was er erreicht, begann er von seiner Abreise zu sprechen und forderte Grimmer auf, ihn zu begleiten.

Diesen überfiel eine Todesangst. Noch an demselben Tage bat er den alten Baron um eine Unterredung, die damit endete, daß der Alte seinen Kutscher rief und ihm befahl, anzuspannen, da der Herr Baron von Grimmer ihm eben Adieu gesagt und in einer halben Stunde das Schloß verlassen werde.

Zähneknirschend, mit geballten Händen, durchschritt Grimmer den Corridor und eilte in sein Zimmer. Eine halbe Stunde später hielt allerdings der Wagen vor dem Schloß, vergeblich aber suchte man nach dem Gast, der abreisen sollte; dieser war und blieb verschwunden.

Acht Tage später, während welcher Niemand von dem Verbleiben Grimmer eine Spur gefunden, reiste Camilla's Bruder in seine Garnison zurück. Als er von seiner Schwester Abschied nahm, fand er dieselbe ebenso gefaßt wie sie zu seinem Erstaunen während aller dieser Tage gewesen war. Camilla schien selbst am Tage des Verschwindens ihres Geliebten zwar aufgereggt und zitternd, aber nicht trostlos; sie war von da ab unruhig, aber verschlossen, ihre ganze Harmlosigkeit war verschwunden

und ihr scheues Auge verrieth am besten, daß ihre Seele mit heimlichen Plänen beschäftigt war, aber der junge Lieutenant dachte, seit er seiner Schulden wegen beruhigt war, nur an seine Abreise und zählte die Tage bis zu dem Augenblick, wo es ihm gestattet war, zu den Freunden seiner Garnison zurückzukehren.

Kaum befand er sich ewige Tage wieder dort, als ihn die Nachricht traf, daß auch seine Schwester verschwunden sei. Der Vater bot ihn und seine Brüder auf, Alles zu versuchen, um die Unglückliche wieder zu finden, die im Schlosse einen Brief an den Vater zurückgelassen, in welchem sie ihn um seine Verzeihung bat und ohne weiteren Aufschluß über die Gründe ihrer Flucht Abschied auf ewig von ihm nehme.

Daß Grimmer an dieser Flucht betheilig, daß hier eine Entführung vorliege, daran zweifelte Niemand in der Familie, denn auch von ihm ward nichts gehört, er hatte in seiner Wohnung nicht einmal brieflich über das verfügt, was er hier an Effecten zurückgelassen.

Endlich, nach drei Monaten traf im Schloß ein Brief aus London ein. Der Baron von Grimmer schrieb an den alten Baron, er bitte ihn um Verzeihung, wenn er sich genommen, was er ihm verweigert habe. Camilla sei sein angebetetes Weib, aber sie sei unglücklich, namenlos unglücklich in dem Bewußtsein des gegen den Vater begangenen Unrechts. Auch sie beschwor in einem andern eingeschlossenen Briefe den Vater um seine Verzeihung, sie schilderte ihre Sehnsucht, zu ihm zurückzukehren, jedoch nur an der Seite ihres Gatten. Sie schrieb auch an

jeden ihrer Brüder und flehte sie an, beim Vater Vergebung für sie zu erwirken und schilderte ihnen, wie sie nicht anders habe handeln können.

Camilla irrte sich in ihren Erwartungen auf den Erfolg ihrer Briefe. Die Brüder beantworteten dieselben gar nicht; von der Heiligkeit der Familienbande wenig kennend, durch ihre sehr kostspielige Lebensweise nur mit sich selbst und ihren eignen Interessen beschäftigt, auch empört über die Schande, welche sie ihrer Familie bereitet, indem sie mit solchem Roué davon gegangen, suchten die Brüder den Zorn des Vaters nur zu unterhalten und als einzige Antwort ging ihr von der Hand des Sachwalters ihres Vaters die Nachricht zu, daß sie von dem letzteren enterbt sei und es nicht wagen dürfe, je vor ihrem Vater wieder zu erscheinen.

Ein Jahr darauf starb der alte Baron; Gut und Schloß in den Besitz des ältesten Sohnes des Rittmeisters von Dörenberg, der sofort seinen Abschied nahm, mit seiner jungen Frau das Schloß bezog und die Hypochondrie, mit welcher Vater das Schloß verödet, sammt Allem, was daran erinnerte, hinaus schaffte. Selbst die Dienerschaft wurde verabschiedet bis auf einen einzigen alten Mann, welcher das ganze Vertrauen des Seligen besessen und testamentarisch mit einer Wohnung im Schlosse und einer Pension bis an sein Ende bedacht war.

Der Rittmeister war noch der solideste der drei Brüder gewesen, zu denen auch unser Kammerherr gehörte. Die beiden Andern hatten toll auf ihr Vermögen losgewirtschaftet und beim Tode des Vaters fanden sie sich

in ihrem Erbtheil durch bedeutende Summen verkürzt, welche ihnen der Vater, der über das, was er mit warmer Hand den Söhnen für ihre Schulden zahlte, ein genaues Buch geführt hatte, abgezogen. Beide andre Brüder galten nach Regulirung der Erbschaft für enorm reich, da man wußte, wie groß das Vermögen des Alten gewesen, niemand wußte aber, wieviel diese Herren schon bei Lebzeiten des Vaters davon consumirt.

Wir kommen jetzt zu der Scene, welche, wie vorhin angedeutet, nach dem flüchtigen Sonnenschein, der in das Schloß, fiel, dasselbe wieder verdüstern sollte.

Der Rittmeister empfing eines Tages den Besuch seines jüngsten Bruders, des jetzigen Kammerherrn, als er mit seiner Gattin etwa ein Jahr hindurch das Schloß in Glück und Frieden bewohnt hatte.

Der Kammerherr, damals jung, heiter, lebensfroh und überall erfolgreich in seinen Bewerbungen um des Lebens höchste Gunst, hatte sich merkwürdiger Weise entschlossen, dem buntgestaltigen Leben der Residenz zu Anfang des Sommers den Rücken zu wenden und in der romantischen Natur von Zehneck einige Wochen seine Gesundheit und seine brüderliche Liebe zu kräftigen, welche letztere namentlich einiger Auffrischung bedurfte, da unter den Brüdern ebenso wenig Anhänglichkeit herrschte, wie sie der Schwester ihre Herzlosigkeit zeigt.

Der Rittmeister empfing seinen Gast mit großer Zuorkommenheit, seine Gattin ließ es nicht an Aufmerksamkeit fehlen, um ihm den Aufenthalt so angenehm wie

möglich zu machen und da sie kinderlos war, sah sie in der That diese Unterbrechung der ländlichen Ruhe sehr gern. Nichtsdestoweniger hatte sie, eine feine, zartfühlende Frau, sehr bald Gelegenheit genug zu empfinden, wie wenig das frivole Wesen ihres Schwagers geeignet war, die ihm anfangs gebotenen Sympathien zu unterstützen. Der nachmalige Kammerherr, gelangweilt durch die ländliche Stille, suchte sich diese zu verkürzen, indem er versuchte, seiner hübschen Schwägerin den Hof zu machen, ward jedoch mit eisiger Kälte zurückgewiesen.

Verstimmt hiedurch begann er täglich kleine Zänkereien im Schloß, suchte seinen Bruder zu stacheln durch allerlei beißende Reden, stiftete dadurch Unruhe, die ihm zu behagen schien, weil sie Zerstreung gewährte, und vergrößerte dadurch das Unbehagen seiner Umgebung.

Schon in der ersten Woche sehnte seine Schwägerin den Tag herbei, wo ihr Gast sich entschließen werde, wieder abzureisen; dieser aber schien trotz der Unzufriedenheit, die er mit seinem Aufenthalt hier zeigte, noch keine Lust zur Rückkehr in die Residenz zu haben, im Gegentheil, er mußte noch etwas auf dem Herzen tragen, das ihn hier bannte. Die Unzufriedenheit der Schwägerin, ja ihre Empörung über den rücksichtslosen Gast erreichte den Höhepunkt, als sie eines Tages Zeuge seiner ganzen Herzlosigkeit ward.

Der alte Diener, der in stiller Zurückgezogenheit in zwei kleinen Kämmerchen unter dem Dache des Schloßes wohnte, sah nämlich eines Tages zu seinem Erstaunen

den Gast bei sich eintreten, der in seiner Langenweile beschlossen hatte, einmal das ganze Schloß bis unter das Dach zu durchwandern. Bei dieser Gelegenheit gerieth er auch hier herein.

Mit seiner gewohnten Ungenirtheit eintretend und dem guten Alten cavalierement einen guten Morgen wünschend, sah er, während der Diener seine Blumen am Fenster, die er eben pflegte, verließ, ein Bild über dem ärmlichen Sopha des Greises, das seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Der Baron kannte den Alten sehr genau, denn dieser war schon im Schlosse gewesen, als der Baron noch ein Kind war, zwischen Beiden herrschte also eine gewisse Vertraulichkeit, die indeß der bescheidene Alte nie mißbrauchte.

»Wie kommst Du zu dem Bilde da und wie kannst Du es wagen, das Bild hier aufzuhängen!« fuhr er den alten Wagner an.

»Gnädigster Baron, es ist das Bild der gnädigen . . . Baronesse . . . Camilla!« antwortete der Diener mit höchstem Respect und erstaunt über die Aufregung des Barons.

»Der gnädigen Baronesse . . . der Landstreicherin! solltest Du sagen!« rief der Baron, vor Aufregung zitternd, griff nach dem ersten besten Instrument, das ihm zur Hand war und zertrümmerte das Glas des kleinen Aquarellbildes, das der biedere Alte heimlich nach Camilla's Flucht aus deren Zimmer in seinen Besitz gerettet.

»Um Gotteswillen, Herr Baron! . . . « rief der alte Wagner entsetzt, der für die unglückliche Verschollene stets eine große Zuneigung gehabt, ihr in seinem ehrlichen Herzen ein treues Gedächtniß bewahrt hatte und mit dem einzigen Bilde der Baronesse, das noch heimlich im Schloß existiere, einen wahren Cultus trieb. »Es ist ja das Bild Ihrer . . . Schwester!« stöhnte er aus seiner gepreßten Brust heraus.

»Ich kenne keine Schwester!« fuhr der Baron noch heftiger fort, indem er das Bildchen von der Wand riß, es auf den Boden warf und unter seine Füße trat. »Eine Impertinenz ist es, das Bild dieser ehrvergessenen Person hier aufzuhängen. Dort ist sein Platz!« setzte er hinzu, gab dem zertrümmerten Bild einen Stoß mit dem Fuß, schleuderte es in die Ecke und ging.

Der ehrliche Wagner stand mit Thränen in den Augen da; feucht rollte es ihm über eine runzlichen Wangen, während er kopfschüttelnd in die Ecke starrte.

»Es ist wahr,« flüsterte er vor sich hin, »sie that nicht Recht, aber sie war doch immer unsre liebe, gute Baronesse . . . Ach so lieb und gut war sie, bis dieser Verführer hieher kommen mußte und . . . «

Der gute Alte fuhr sich mit dem Aermel über die Augen; er war der einzige Freund und Rathgeber der Verschollenen gewesen, nur von ihrer beabsichtigten Flucht hatte sie ihm nichts gesagt; ebenso war er der Einzige im Schlosse, der noch an sie dachte und deßhalb hatte er ihr in seinem Zimmer das kleine Monument errichtet, das ihm jetzt auf die brutalste Weise zertrümmert worden.

Als ihm die Herrin des Schlosses eine Stunde darauf im Garten begegnete und ihn so traurig sah, gestand er ihr auf ihre Frage, was geschehen sei. Die Baronin hörte zwar auch niemals ihren Gatten von der verirrtten Schwester sprechen, indeß sie kannte jenen Vorfall und als Weib urtheilte sie schonender. Das Betragen ihres Geistes genügte, um ihren Unwillen zum Abscheu zu steigern, und fortab war es ihr unmöglich, dem Gaste ihren Widerwillen zu verheimlichen. Zwischen Beiden entwickelte sich ein feindliches Verhältniß, das fast täglich zu unangenehmen Szenen Veranlassung gab.

Trotzdem blieb der Baron noch immer; selbst als sein Bruder ihn deutlich fühlen ließ, wie wenig erquicklich ein solches Beisammensein ihm erscheine, machte er keine Anstalten zur Reise. Daß er hiemit besondere Zwecke verknüpfe, mußte Jeder herausfühlen, um so mehr, als des Gastes Benehmen ganz plötzlich wieder umschlug und er die äußerste Liebeuswürdigkeit und Zuvorkommenheit sowohl gegen seinen Bruder als gegen die Schwägerin zeigte.

Wochen vergingen, der Sommer schritt vor; der Gast ließ endlich die sehr willkommene Andeutung fallen, daß man ihn im Bade erwarte, wo er schon seit acht Tagen hätte erscheinen müssen. Der Rittmeister und seine Gattin athmeten auf. Wirklich wäre auch der Baron schon rechtzeitig im Curort eingetroffen, wenn es ihm nicht an – Geld gefehlt hätte.

Damals nämlich waren die Verhältnisse des Barons durch Spiel und Ausschweifungen aller Art vollständig

zerrüttet, er hatte die Residenz nur verlassen, um seinen Gläubigern aus dem Wege zu gehen; jetzt galt es für ihn, sich die Mittel zu verschaffen, um, wie es seine gesellschaftliche Stellung verlangte, im Badeort aufzutreten, und hiezu bedurfte er nicht unbedeutender Mittel, da er seine Leidenschaft für das Spiel kannte!

Sein Bruder, der Rittmeister, »der ökonomische Mann«, wie er ihn stets nannte, sollte helfen, und dies war die geheime Absicht, in welcher er hergekommen.

Endlich eines schönen Morgens sollte dem Rittmeister auch der Grund klar werden, der den Bruder so ungewöhnlich lange an seine Seite fesselte. Der Baron nahm eine passende Stunde wahr, um dem Bruder seine Lage zu schildern, und that dies mit aner kennenswerther Offenheit. Er erzählte, wie er seine Werthpapiere verpfändet, nachdem er aus Leidenschaft für *ein* Weib und aus Zerstreung für zehn andre Weiber bedeutende Summen vergeudet, wie im Spiel seit einiger Zeit das Unglück sich an seine Fersen geheftet, wie er den Wucherern in die Hände gerathen sei und jetzt in einer Klemme sitze, aus der er nicht wieder heraus zu kommen wisse.

Der Rittmeister hörte ihn geduldig an und erst als er die Summe erfuhr, um welche es sich handle, zog er ein langes Gesicht.

»Hugo,« sagte er, »Du weißt, daß ich durch Aufkauf des ganzen Terrains meines Nachbarn augenblicklich selbst außergewöhnlich beansprucht bin; wie gern ich Dir helfen möchte, ich vermag es nicht, ohne mich selbst in die peinlichste Verlegenheit zu setzen. Du weißt auch, daß

morgen der Termin der Uebergabe ist und ich Zweidrittel der Kaufsumme zu zahlen habe. In Zeiten wie den gegenwärtigen war es mir schwer, die Summe zu beschaffen!«

Der Baron biß sich auf die Lippen; er wußte, daß sein Bruder gestern eine Summe von mehr als funfzigtausend Thalern empfangen, er wußte aber nicht, daß sein Bruder dieselbe morgen zu zahlen habe. Hatte er doch gerade in dem Eintreffen dieses Geldes eine Hoffnung für sich gesehen, und diese ward ihm jetzt vernichtet.

Zu stolz, um zu bitten, wandte er sich, blaß wie eine Leiche, von seinem Bruder ab. Beide schwiegen denn Beiden war es peinlich, den Gegenstand wieder zu berühren.

Der Rittmeister ward abgerufen und verließ das Zimmer, froh über diese Gelegenheit, der unangenehmen Situation ein Ende zu machen, Kaum war er hinaus, als der Baron beide Fäuste vor die Stirn preßte und mit den Zähnen knirschend den Boden stampfte.

»Geizhals! Elende Seele!« brachte er endlich heraus. »Er erstickt im Gelde und speist mich hier ab wie einen Bettler!«

Der Baron hatte in seiner Anschauung nicht ganz unrecht, denn wirklich verrieth der Rittmeister, seit er das Gut verwaltete, einen Sinn für Oekonomie, der ihm früher ganz fern gewesen, wenn er auch nie so ausschweifend gelebt wie seine beiden Brüder.

Als der Rittmeister nicht zurückkehrte, warf der Baron einen Blick über das Arbeitszimmer des Bruders. Dort in

jenem Pulte lag die Summe, die der Bruder gestern erhalten; brüderlich getheilt, hätte die Hälfte dem Baron genügt, um sich wieder flott zu machen; daß der Bruder diese Summe morgen zu zahlen habe, glaubte er nicht, es war das in seinen Augen nur ein Verwand, um ihn abzuweisen.

Seine Lage war eine verzweifelte. Aber sollte er sich so weit demüthigen, dieselbe dem Bruder in ihrer ganzen Wahrheit zu schildern? Sollte er ihm gestehen, wie toll er mit seinem Vermögen gewirthschaftet, wie er es entweder dem Moloch des Spiels geopfert oder in den Schooß der unwürdigsten Weiber geworfen? Sich demüthigen vor einem Bruder, der ein solcher Bauer geworden, er, der eleganteste Lebemann der Residenz? Nimmermehr! Viel eher wäre er im Stande zu einem . . . Verbrechen . . . Be- ging nicht der Bruder schon ein solches gegen ihn? War sein Bruder nicht in dem Testamente des Vaters weit besser bedacht worden als er und gehörte nicht *mindestens* die Summe, welche er von ihm nur als Darlehn beehrte, von Rechtswegen *ihm*, und er stand da und bettelte um dieses elende Geld!

Des Barons Blick haftete mit wildem, gierigem Ausdruck auf dem Pult, in welches der Bruder gestern vor seinen Augen die große Summe verschlossen. Noch einmal überdachte er seine Lage; er sah sich Alles, Alles abgeschnitten, sah sich verarmt, ruinirt, verhöhnt, dem Gelächter preisgegeben, wenn seine Lage bekannt wurde, denn noch galt er für einen sehr vermögenden Mann, ja

er sah sich bereits im Schuldgefängniß und damit für immer aus der Gesellschaft gestrichen.

Eiskalt überlief es den Baron, und dennoch glühte es in seinem Gehirn. Wenn sein Bruder nicht willig jene Summe hergab, so mußte es mit Gewalt geschehen! Keine Bitten, keine Demüthigung mehr vor diesem Menschen, den er bereits haßte, den er nie geliebt, den er seit dem Tode des Vaters beneidet, weil er von diesem begünstigt worden!

Wenn sein Bruder zurückkehrte, wollte er noch einmal auf die Sache zurückkommen, aber nicht bittend, kategorisch, fordernd; und wenn dieser nicht nachgab . . . was dann geschehen sollte, das blieb den Umständen überlassen.

Eine halbe, eine ganze Stunde verstrich. Der Rittmeister kam nicht wieder; er benutzte die Geschäfte, welche ihn abriefen, um den Eindruck des Vorgefallenen sich bei ihm sowohl wie bei dem Bruder verwischen zu lassen; er schützte sogar einen Ritt auf das Nachbargut vor, das ihm morgen als Käufer übergeben werden sollte, um seinem Bruder am Mittage nicht bei Tische zu begegnen.

Die Herrin des Hauses, die keine Ahnung von dem Vorgefallenen hatte, sah zu ihrem Erstaunen den Schwager bei Tische zerstreut und einsylbiger, der während der letzten Tage eine so auffallende Liebenswürdigkeit gezeigt, schien heute wieder alle Rücksichten zu vergessen, und doch war heute in seinem Wesen nichts von der Arroganz und Selbstgefälligkeit, welche seine eigenste Natur war.

Die Mahlzeit ging vorüber. Der Baron begab sich auf sein Zimmer und schritt hier in großer Aufregung hin und her. Scheinbar von seiner Unruhe gepeinigt, begab er sich noch einmal in das Arbeitsgemach seines Bruders, verweilte dort nur einige Minuten, da er Niemand dort gefunden, verließ dann das Schloß, vertiefte sich in den großen Park des Gartens und kehrte erst zurück, als die Sonne sich zum Niedergange neigte.

Sonderbarer war es, daß heute der alte Wagner ein ungewöhnliches Interesse für ihn zeigte, während er sonst, namentlich seit der Scene in seinem Kämmerchen, den Baron immer floh wie die Pest. Wagner, so hinfällig er auch schon war, denn er zählte bereits siebenzig Jahre und hatte einen sauren Dienst bei dem alten Herrn gehabt, beobachtete den Baron seit dem Morgen aufmerksam, er schlich nach der Mahlzeit durch die Corridore, lauschte mit dem Ohr an der Thür des Gastes, trippelte ängstlich hin und her, kam wieder, um zu lauschen und verkroch sich endlich hinter einer Ecke des Corridors.

Wagner war seit dem Tode des alten Barons gewissermaßen ein Schutzgeist des Schlosses; er kannte in demselben die geheimsten Winkel, machte sehr oft seine Runde durch das ganze großartige Gebäude, machte sich, da er keinen Dienst mehr hatte, immer auf seine eigene Hand zu schaffen, vermied dabei jede unnöthige Berührung mit den übrigen Bewohnern des Schlosses, sogar

mit der Dienerschaft, die ihm wie fahrlässiges, naseweises Gesindel erschien, ohne daß er seine innere Abneigung fühlen ließ, und war also überall. Wenn man Wagner namentlich des Abends in den Corridoren begegnete, so hieß es immer: »Wagner geht spuken«; man beachtete ihn indeß so wenig wie er die Andern beachtete, denn im Grunde hatte Jeder Respect vor dem alten braven Diener; manchmal behauptete man auch sogar, Wagner wisse Viel aus der freiherrlichen Familie; es seien in derselben früher allerlei Geschichten vorgefallen, die kein Mensch kannte oder näher zu bezeichnen wußte.

Als endlich der Baron sein Zimmer verließ und in den Park ging, schlich Wagner ihm auch dorthin nach. Geschützt durch die Bäume und Gesträuche, folgte er ihm, beobachtete ihn und schüttelte zuweilen bedenklich den Kopf; dabei verriethen seine Züge eine ängstliche Spannung, die auf diesem so ruhigen, zufriedenen Gesichte ganz ungewöhnlich war.

»Es geschieht wieder etwas! ... Ja, ja, es geschieht ganz gewiß etwas, denn es poltert seit drei Nächten wieder so laut auf dem Schloßboden in meiner Nachbarschaft, daß ich kein Auge mehr schließen kann!« murmelte er vor sich hin. »Das Zeichen ist untrüglich und kein Anderer wird die Schuld daran sein, wenn etwas geschieht, als dieser Mann, der nur wieder Unfrieden und Aerger unter unser Dach getragen! ... Als ich das von ihm so arg zugerichtete Bild der armen Camilla in einen andern Rahmen gebracht und ihm zum Trotz an die alte Stelle gehängt, löste sich in der Nacht der Nagel, der

doch schon in der Wand eingerostet, und das Bild fiel zu Boden . . . Ja, mich trägt das nicht; es geschieht ganz gewiß wieder etwas . . . «

Auch der Rittmeister war von seinem kleinen Ausfluge zurückgekehrt und begab sich am Abend zeitig in sein Arbeitsgemach, an welches sein Schlafkabinet stieß, ohne seinen Bruder gesehen zu haben. Vom Schloßhofe aus sah man das Zimmer erleuchtet. Seine Gemahlin, die an Kopfweh litt, hatte ebenfalls zeitig die Ruhe gesucht; auf ihre Bemerkung, daß der Schwager heute ein so eigenthümliches Benehmen gezeigt, blieb der Rittmeister ihr die Antwort schuldig, denn die Gattin sollte nichts von der Verlegenheit seines Bruders wissen, dessen leichtsinniges Leben er übrigens durch ein Darlehn *nicht* zu unterstützen fest entschlossen war.

Nach seiner Gewohnheit lag der Rittmeister, nachdem er eine Anzahl ihm vom Verwalter übergebener Papiere revidirt, auf dem Sopha und las bis in die Nacht hinein. Er bemerkte nicht, daß eine seiner kleinen Pistolen, die unter seinem Jagdgeräth an der Wand hingen, heute fehlte.

Etwa um eilf Uhr pochte man an seine Thür. Verwundert über so späte Störung fragte er, wer da sei, und sah seinen Bruder durch die stets unverschlossene Thür eintreten.

»Erstaune nicht über meinen späten Besuch, Karl!« begann dieser. »Der Gedanke an meine so mißliche Lage würde doch keinen Schlaf in mein Auge kommen lassen;

übrigens hab' ich Dich den ganzen Tag ja nicht gesehen,« setzte er etwas ironisch hinzu.

Der Rittmeister fühlte sich unangenehm berührt, als sein Bruder dasselbe Thema wieder anschlug, dem er den ganzen Tag hindurch aus dem Wege gegangen.

Er schwieg und bot dem Bruder freundlich einen Platz an; dieser lehnte seine Einladung ab.

»Ich habe die Absicht, morgen zu reisen,« sagte er, während sein Ton eine gewisse Beklommenheit verrieth, und schöpfte dann mühselig Athem.

»Wie, so schnell willst Du reisen, Hugo? Und warum? Gefällt es Dir nicht mehr bei uns?«

»Ich denke eine weite Reise zu machen,« fuhr der Baron mit Feierlichkeit fort, eine Reise, von der Niemand zurück zu kehren pflegt.«

»Hugo!« rief der Rittmeister erschreckt und aufspringend.

»Meine Lage ist der Art, daß ich mit Ehren nicht mehr bestehen kann; Schimpf und Schande drohen mir bei meinem Wiedererscheinen in der Gesellschaft.«

Der Rittmeister erholte sich von seinem Schreck. Ein ironisches Leichen glitt über seine Züge.

»Ein Schreckschuß!« dachte er bei sich. »Ich kenne doch meinen Bruder! ... Fünfundzwanzigtausend Thaler sind wohl der Mühe werth, sich ein wenig ungläubig zu stellen!«

»So bleib bei mir, Hugo! Du siehst, wir leben hier sehr glücklich. Auch ich habe das Leben hinreichend gekostet

und befinde mich wohl in dieser ländlichen Zurückgezogenheit die Kopf und Hände genügend beschäftigt, um auf keinerlei Thorheiten zu gerathen. Glaub' mir, das Leben hat unendlich mehr Reiz, wenn wir es mit Vernunft genießen und ihm nützen, anstatt sich und Andre zu zerstören, wie Du es thust!

»Ich danke für die Lehre, Karl,« versetzte der Baron trocken. »Spießbürgerliche Grundsätze werden niemals in mir einen fruchtbaren Boden finden, ich selbst würde mir lächerlich erscheinen, wenn diese Hände Kohl pflanzen oder Kartoffeln bauen sollten. Eins schickt sich nicht für Alle. Uebrigens war diese Unterhaltung nicht der Grund meines Kommens.«

Der Baron warf einen ängstlichen Blick zur Thür, deren Bruder beunruhigte.

»Erwartest Du noch Jemand?« fragte er.

»Nein! Ich erwarte nur noch Deine Antwort, ob Du mich aus meiner verzweifelten Lage reißen willst oder nicht!«

Der Rittmeister heftete einen langen und fragenden Blick auf seinen Bruder, als suche er in dessen Miene zu lesen, wie weit er zu einem Selbstmorde der Mann sei. Freilich sah er ihn im höchsten Grade aufgeregt, sah, mit welcher ängstlicher Spannung der Bruder auf die Antwort wartete, indeß machte das Antlitz des ohnehin nicht geliebten Bruders mit dem Stempel der Ausschweifung namentlich jetzt, da er ohne Zweifel neue Nahrung für dieselbe suchte, einen so unangenehmen Eindruck auf ihn, daß er sich abwandte.

»Du hast meine Antwort, Hugo!« antwortete er trocken. »Ich bin nicht im Stande, Dir zu helfen! . . . Wenn Du in-
deß . . .«

Der Rittmeister, der ihm halb den Rücken gewandt, kehrte sich eben zu ihm zurück, als er eine hastige Bewegung desselben bemerkte. Gleichzeitig aber ward er durch einen Knall betäubt und mit der Hand zum Herzen fahrend sank er zusammen. Ein Blutquell, der seiner Brust entsprang, bezeichnete genugsam, was geschehen.

Aber auch der Baron wankte, als er den Bruder mit einem Schmerzenslaut zusammen brechen sah, jedoch nur einen flüchtigen Moment. Leichenblaß vor Schreck über seine That, die doch überlegt genug, sich entsetzend vor dem Bruderblut, das er vergessen, dennoch die Nothwendigkeit begreifend, daß er ohne eignes Verderben die ebenso überlegten Consequenzen beherrschen müsse, beugte er sich neben dem Blutenden nieder, der eben mit gebrochenem Auge den letzten Seufzer aushauchte, legte das Pistol neben die rechte Hand des Sterbenden, welche matt von der Brust auf den Boden zurück gesunken war, sprang dann zur Thür, schob den kleinen Riegel vor und stürzte sich auf die Schlüssel des Bruders, welche auf seiner Schreibmappe auf dem Tische lagen.

Was geschehen mußte – und die Hauptsache stand ja noch bevor – das mußte schnell geschehen. Vor Entsetzen über sich selbst zitternd und bebend, gehetzt von der Furcht, daß jeden Augenblick die Schloßbewohner,

durch den Schuß geweckt, an der Thür erscheinen konnten, sprang er zum Pult, öffnete dies mit seinen zitternden Händen so leise wie möglich, bemächtigte sich der fünf Päckchen Banknoten, welche er den Bruder gestern in eine Lade des Pultes hatte legen sehen, verschloß das Pult wieder, legte die Schlüssel auf ihren Platz zurück und sprang gerade in das Kabinet, als er Schritte und Stimmen auf dem Corridor hörte.

Dieses Kabinet besaß einen kleinen Ausgang nach einem andren, mit jenem gar nicht zusammenhängenden Corridor; die Thür war stets von innen verschlossen. Durch diese konnte der Baron in wenigen Secunden sein Zimmer erreichen, und auf diese Thür hatte er sein Heil gesetzt. Während im Zimmer an der Thür gelärmt ward, öffnete er leise die kleine Thür des Kabinets und blickte anfangs vorsichtig durch die schmale Oeffnung. Niemand war auf diesem Gange zu sehen, Alles dunkel. Das Glück begünstigte in fast unbegreiflicher Weise das fürchterlichste Verbrechen, den Brudermord, verübt mit einer ebenso unglaublichen Weise und mit einer Tollkühnheit, die, abgesehen von der moralischen Bedeutung der That, nur durch die Verzweiflung entstanden sein konnte, in dieser und in dem Haß, welchen der Mörder gegen den glücklicher situirten Bruder empfand, seine Erklärung findet. Wahrscheinlich – wie dies oft bei Verübung eines Verbrechens der Fall – erschien dem Baron der Geiz, mit welchem der Bruder ihm die verlangte Summe vorenthielt, viel verdammlicher als seine That; stieß doch dieser ihn, wie er meinte, kalten Herzens in's Verderben, während

er nur durch eine Handbewegung ihn retten konnte. Hätte der Baron irgend eine andre Möglichkeit der Rettung, irgend eine andre Geldquelle gekannt, er würde wahrlich nicht die Barmherzigkeit eines Bruders in Anspruch genommen haben. Eines wochenlangen Kampfes mit seinem Stolz hatte es bedurft, ehe er das Wort über die Lippen brachte, das Wort, das seinem Stolz so ungeheure Opfer kostete. Zurückgewiesen, that er das Aeußerste, das Letzte, indem er noch einmal vor den Bruder trat, d. h. nicht mehr bittend, strafend, wenn der Bruder den Hohn so weit trieb, ihn noch einmal hochmüthig abzuweisen.

Vielleicht, wahrscheinlich sogar würde der Baron vor einer blutigen That, vor einem Brudermord zurückgeschreckt sein, wenn der Rittmeister nicht dieses ungläubige Lächeln gezeigt hätte, das dem Baron als ein verächtliches erschien, wenn er ihm nicht absichtslos den Rücken gewendet, was der Baron für Hohn, für die höchste Beleidigung hielt. Vielleicht hatte es der Baron gar nicht so böse gemeint, vielleicht war es nur eine Ausgeburts seines tödtlich verletzten Stolzes, der nach Rache schrie, als er sich am Tage heimlich des Pistols bemächtigte; wahr ist, daß er nicht wußte, was er that, als er im Auflodern seiner Wuth die Waffe gegen den Bruder hob, aber er besaß Geistesgegenwart genug, nach der That sich selbst zu retten und die Welt an einen Selbstmord glauben zu machen, wie er dies am Tage überlegt

hatte. Am Nachmittage noch hatte er selbst es für unwahrscheinlich gehalten, daß es so weit kommen werde, er hatte die Waffe zu sich gesteckt, mehr um seinem verletzten Stolz eine Beruhigung zu gewähren, als um wirklich zur Ausführung zu schreiten; die Umstände, die meist ebenso viel und mehr an dem Verbrechen Schuld sind als der Wille, hatten die That geschehen lassen, ohne daß der Mörder bei klarem Bewußtsein war.

Kaltem Egoismus, wo er mit jähzornigem Temperament verbunden, erscheint die That, die er an Andern verübt, niemals strafbar oder ungerecht, während die leiseste Verletzung seiner selbst in seinen Augen ein Capitalverbrechen ist.

Während der Minute, deren der Baron bedurfte, um ungesehen sein Zimmer zu erreichen, nachdem er die kleine Kabinetsthür vorsichtig wieder in's Schloß gedrückt, ward der Lärm im Hause immer größer. Die Diener liefen mit brennenden Kerzen in der Hand herbei; der Verwalter hatte ein Beil holen lassen und sprengte eben mit einem Schlage die Thür, als die Schloßherrin im weißen Nachtkleide athemlos und mit allen Zeichen des Entsetzens auf dem Antlitz herbei stürzte.

Man drang in das Zimmer. Ein gellender, durchdringender Schrei, und die Gattin des Ermordeten sank bewußtlos auf die Leiche nieder.

»Ein Mord! . . . Ein Mord!« schallte es entsetzt von Aller Lippen, die sich erst neugierig herzu drängten und dann schauernd abwandten.

»Ein *Selbstmord!*« setzte der Verwalter, ein ruhiger und besonnener Mann, hinzu, als er das Pistol neben der am Boden liegenden Hand seines Herrn liegen sah. »Ein *Selbstmord!*« wiederholte er. »Er, der sonst so gelassen, so überlegt und vernünftig war! ... Unerklärlich und dennoch ...«

In diesem Augenblick trat eine neue Person auf – der Baron, der sich halb angekleidet in's Zimmer stürzte, Alle bei Seite stieß und bis an die Leiche drang. Hier jedoch übermannte ihn der Anblick seines eignen Opfers, des Blutes, welches den Boden färbte. Mit einem Schreckenslaut sank er zurück fiel einigen Dienern in die Arme und ward von diesen zu einem Sessel geschleppt.

Erstaunt blickte ihn der Verwalter an.

»Hätte ich doch nicht geglaubt, daß dieser Mann von dem Unglück seines Bruders so ergriffen sein werde!« murmelte er vor sich hin, trat an den Sessel, auf welchem man den Baron niedergelassen, und blickte forschend in das bleiche Gesicht des in der That ohnmächtigen Barons. »Das Unglück ist ein so entsetzliches, daß es auch diesen gefühllosen Menschen selbst rührt!« sprach der Verwalter vor sich hin und begann jetzt sich zu erinnern, daß es an ihm liege, die Neugierigen zu entfernen und seiner armen Herrin Hülfe zu leisten.

Einige Diener bemächtigten sich der noch immer bewußtlos auf die Leiche hingestreckten Frau und übergaben sie dem weiblichen Personal. Inzwischen erwachte der Baron aus seiner Ohnmacht. Er starrte mit großen

gläsernen Augen um sich her, fuhr mit einem Schreckensruf zusammen, als er die Leiche bemerkte, legte beide Hände vor das Antlitz und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Endlich erschien auch der alte Wagner am Schauplatze des Schreckens. Schweigend, aber mit bleichem Antlitz und so heftig zitternden Gliedern, daß er den Arm der umstehenden Diener ergreifen mußte, um sich aufrecht zu erhalten, blickte er auf die Leiche, warf dann einen Blick auf die umherstehende Dienerschaft, welche auf den Befehl des Verwalters warteten, schritt, den Lakeien als Stütze mit sich schleppend, in das Kabinet, heftete das Auge fest auf die Thür und kehrte dann schweigend in's Zimmer zurück.

Hier stellte er sich vor den Baron, der noch immer mit verhülltem Antlitz da saß, und maß ihn mit festem, strengem Blick.

»Helft mir in mein Zimmer!« jammerte plötzlich der Baron, ohne daß er es wagte, den Blick zu erheben. »Ich bin gelähmt vor Schreck; ich kann keine Leiche sehen! . . . So helft mir doch!«

»Helft dem Herrn Baron! Ihr hört ja, er kann keine *Leiche* sehen!« ertönte die zitternde Stimme des alten Wagner, aber mit einer seltsamen Betonung der letzten Worte. »Helft ihm doch! Was steht Ihr da? Wißt Ihr denn nicht, daß es das Blut seines gnädigen Herrn Bruders ist, das er nicht sehen kann? Bringt ihn doch hinaus, aber nicht zur *Kabinetsthür*, sondern dort hinaus! . . . Bringt den Herrn Baron zu Bette!« fuhr er fort. »Nehmt ihm die Kleider ab, aber sehr sorgfältig, damit nichts verloren geht . . .«

Der alte Wagner wurde hier durch den Baron unterbrochen, der mit einer hastigen Bewegung aufsprang, seine soeben noch geäußerte Nervenschwäche ganz vergaß und mit abgewandtem Antlitz zur Thür hinaus stürzte. Wie er sein Zimmer fand, wußte er selbst nicht. Hier sank er in vollständige Erschöpfung hin, barg das Antlitz ächzend in den Kissen des Divan, wand und krümmte sich, sprang wieder auf, zog die fünf Päckchen mit Banknoten aus der Tasche, versteckte sie sorgfältig, mit zitternder Angst, eilte händeringend im Zimmer umher und brach dann wiederum zusammen.

Minuten verstrichen, ohne daß ein Laut über seine Lippen kam, das Bewußtsein einer That, deren entsetzliche Bedeutung er vorher nicht gemessen zu haben schien, machte ihn fast erstarrt, lähmte seine Glieder, und wiederum galvanisirte ihn mit fürchterlicher Gewalt der Gedanke, daß auf ihn der Verdacht fallen könne.

Unfähig ein Glied zu regen, gerieth sein ganzer Körper in ein Zucken und Schütteln, der Angstschweiß trat auf seine Stirn, als er Tritte auf dem Corridor vernahm, das böse Gewissen folterte ihn mit namenlosen Qualen.

Aber der Selbsterhaltungstrieb dieses eitlen, genußsüchtigen Mannes überwand Alles. Die Tritte verhallten draußen, ein wenn auch nur geringes Selbstvertrauen kehrte wieder zu ihm zurück, sein erhitztes Gehirn gewann allmählig so viel Klarheit, daß er einsah, wie von seiner augenblicklichen Haltung Alles abhängt und wie er einen Verdacht, der sonst unmöglich auf ihn fallen

konnte, durch sein seltsames Benehmen nothwendig herauf beschwören müsse.

Mit Aufbietung aller Kräfte suchte er sich aufzuraffen. Er griff nach seinem Rock, den er eilig abgeworfen, als er in das Schreckenzimmer geeilt war, fuhr mit zitternden Armen hinein, rannte im Zimmer umher, nicht wissend, was er zuerst beginnen solle, und bedurfte so einer halben Stunde, bis er sich leidlich in der Fassung befand, vor den übrigen Bewohnern des Schlosses zu erscheinen. Die Umstände rechtfertigten eine große Aufregung, es galt daher nur, den richtigen Charakter derselben zu finden, einen Schmerz zu erheucheln, der fern von jeder Furcht. Es galt, die Wittve seines Bruders aufzusuchen, ihr mit scheinbar blutendem Herzen Trost einzusprechen, da sie doch ein Weib und ihr Verlust der größte war; es galt endlich, den Wirrwarr beherrschen zu helfen, in welchen seine That das ganze Schloß gestürzt.

Der Baron war Komödiant genug, jede Rolle spielen zu können, welche die Umstände erheischten; der Gedanke, in Besitz der Summe und sogar des Doppelten der Summe zu sein, deren er zu seiner Rettung bedurfte, gab ihm einige Sicherheit zurück. Wer auch würde es gewagt haben, ihn, den Bruder des Unglücklichen zu beschuldigen! Niemand konnte ihn gesehen haben, denn der schmale Gang, welcher in einer großen Krümmung von dem Kabinet zum großen Corridor führte, war dunkel gewesen, im Corridor war ihm Niemand begegnet und Niemand (dafür hatte er gesorgt) konnte ihn auch gesehen haben, als er das Zimmer seines Bruders aufsuchte.

Tief Athem schöpfend, ein genetztes Taschentuch in der Hand und mit durch Reibung künstlich gerötheten Augen verließ der Baron in gebeugter, trauernder Haltung langsamen Schrittes das Zimmer; trotz aller seiner Fassung aber war es ihm anfangs, als schwanke der Boden unter seinen Füßen, als lege sich zuweilen ein Schleier über seine Augen, der Schwindelanfall wiederholte sich, er mußte sich an die Wand stützen und erreichte mühselig das Ende des Corridors.

Hier begegnete ihm eine Gestalt, die, er wußte selbst warum, ihm neuen Schrecken einflößte. Der Gang war nur matt erhellt, wie er es stets des Nachts zu sein pflegte während der Baron mit gesenktem Blut dahin schritt, fiel plötzlich ein Schatten vor seine Füße, der ihn in seiner Aufregung zurück taumeln ließ. Als er aufblickte, sah er den alten Wagner, der an das Geländer des Treppenhauses gelehnt dastand und das Auge fest, ja herausfordernd auf ihn richtete. Ohne sich selbst von seiner Bestürzung Rechenschaft geben zu können, trieb ihn die Angst, welche er vor dem Alten empfand, seit derselbe jene Worte mit so auffallender Betonung gesprochen, zu einer Anrede; er fühlte instinctiv das Bedürfniß, sich mit dem von ihm beleidigten Alten wieder auf einen guten Fuß zu setzen, denn des böse Gewissen ist stets herablassend und zur Höflichkeit bereit.

»Wagner,« sagte der Baron mit matter, bebender Stimme, »wo ... ist ... meine Schwägerin?« Dabei führte er das Taschentuch an das Auge.

»In ihrem Zimmer, gnädiger Herr Baron,« antwortete Wagner, ihn mit seinem Auge durchbohrend.

»Und die L... *Leiche*?« brachte der Baron mit einem Stoßseufzer hervor.

»Man hat zur Stadt gesandt, um das Gericht zu holen, gnädiger Herr Baron. Die Leiche ist auf Befehl des Verwalters so liegen geblieben, wie man sie fand. Niemand hält einen *Selbstmord* für möglich, und deßhalb will man die Sache dem Gericht zur Entscheidung geben.«

Das Blut erstarrte dem Baron in den Adern bei dieser Mittheilung, welche der alte Wegner nicht ohne Absicht gemacht, denn sein Blick verrieth, mit welcher Spannung er in den Zügen des Barons forschte. Der Name ›Gericht‹ öffnete dem Baron die ganze Perspevtive der Folgen, welche seine That haben konnte, wenn irgend ein nicht in Berechnung gezogener Umstand ihn verriethe, wenn er, der zu aufgereggt gewesen, als er den verhängnißvollen Schritt zu seinem Bruder in's Zimmer that, dennoch gesehen worden, und wenn man bereits das Geld vermißte

...

Der Baron war der Ansicht gewesen, man würde das Verschwinden der großen Summe als ein Motiv, oder wenigstens als *eins* der Motive zu diesem sonst räthselhaften Selbstmorde betrachten, seiner Kunst im Ersinnen von Intriguen würde es auch nicht schwer geworden sein, eine Historie zu erfinden, möglicherweise sogar mit falschen Belegen zu unterstützen und die letzten Tage seines unglücklichen Bruders mit einer Geschichte

auszuschmücken, welche den Selbstmord einigermaßen rechtfertigte; wie aber wenn . . .

Es war ihm unmöglich diesen Gedanken zu beenden. In seinem Zustande hielt er es für das Rathsamste, den alten Wagner, der ihm eine so unheimliche Person war, dastehen zu lassen und nach dem Zimmer seiner Schwägerin zu wanken. Den Schweiß von der Stirn trocknend setzte er seinen Weg fort.

»Ich wußte ja, daß etwas geschehen werde!« murmelte der Alte ihm nachblickend vor sich hin. »Ich konnt' es ja aber nicht hindern! Das Zeichen trügt niemals! War's doch auch damals . . . und damals . . .«

Traurig senkte der Alte den Kopf und schleppte sich durch die oberen dunklen Gänge, um zu horchen, ob es auch diese Nacht noch poltern werde.

Der Baron hatte inzwischen das Zimmer seiner Schwägerin erreicht und fand diese, als sie sich eben von ihrer Ohnmacht wieder erholt hatte. Es gehörte sein ganzes Komödiantentalent dazu, um dem namenlosen Schmerz dieser Frau gegenüber eine herzliche Theilnahme zu erheucheln; indeß dienten ihre Ausbrüche der Verzweiflung wenigstens dazu, die Aufmerksamkeit von ihm abzulenken. Gern hätte er sich auf sein Zimmer zurückgezogen, aber der Anstand verlangte es, auszuharren. Mit Zagen sah er der Ankunft der Gerichtspersonen aus der ganz nahe belegenen kleinen Stadt entgegen und wirklich waren seine Glieder wie gelähmt, als er einen Wagen vor das Schloßthor fahren hörte und der Ausruf: ›das Gericht!‹ die ganze Dienerschaft elektrisirte.

Die drei Gerichtspersonen fanden die Leiche genau in der Lage, in welcher der Verwalter sie erhalten hatte. Mit der größten Aufmerksamkeit und Wachsamkeit hatte dieser Mann dafür gesorgt, daß nicht der kleinste Gegenstand im Zimmer von der Dienerschaft berührt werde. Auch die Schlüssel des Unglücklichen lagen noch auf dem Tische, wie man sie gefunden. Das Protokoll ward aufgenommen, sämmtliche im Hause anwesende Personen mit Ausnahme der Wittwe, die man schonte, mußten sich im Zimmer versammeln, natürlich auch der Baron, dessen Theilnahmslosigkeit den Gerichtspersonen auffiel. Der Thatbestand ward aufgenommen, der Baron beantwortete die an ihn gerichteten Fragen mit aristokratischer Ueberlegenheit, durch welche er zeigen wollte, wie sehr er sich durch dieses Verfahren indignirt fühle.

Endlich ward zur Oeffnung des Pultes und der übrigen Mobilien geschritten. Der Verwalter erklärte, daß das erstere neben der gewöhnlichen Kasse des Verstorbenen eine Summe von funfzigtausend Thalern enthalten müsse, welche derselbe bei der morgen anstehenden Uebergabe des von ihm gekauften Nachbargutes zur Auszahlung bereit gehalten.

Man fand die Kasse des Barons, einige hundert Thaler enthaltend, vergebens aber suchte man nach der bezeichneten Summe.

Der Verwalter betheuerte und erklärte, eidlich erhärten zu können, daß noch am Morgen, als der Verstorbene

mit ihm die Angelegenheiten des nächsten Tages vorbereitet, dieser die Summe in Händen gehabt und an ihre alte Stelle gelegt habe. Das Protokoll enthielt bereits unter andren Details die Angabe, wie der Verstorbene den Tag verbracht; es war nicht anzunehmen, daß er die Kaufsumme bereits drüben bei dem Verkäufer deponirt habe, man sandte also sofort einen Boten, um zum nächsten Morgen diejenigen Personen des Nachbargutes zu citiren, mit welchen der Verstorbene am Tage verkehrt.

Das Fehlen dieser bedeutenden Summe erregte große Sensation. Unmöglich war es anzunehmen, daß der Rittmeister, wenn er wirklich diese Summe auf irgend welche Weise durch eigene Schuld verloren, dadurch zu einer solchen Verzweiflung getrieben worden, und wiederum lag in dem ganzen weiten Bereiche der Phantasie und der Combination kein Moment, der diesen Schritt sonst hätte rechtfertigen können, denn der Rittmeister war reich, lebte zufrieden mit seiner Gattin und hatte alle Leidenschaften, denen er früher vielleicht gedient, längst abgelegt.

Inzwischen graute der Morgen. Die Gerichtspersonen hatten sich auf die ihnen angewiesenen Zimmer begeben, um in aller Frühe wieder an's Werk zugehen. Den Baron fand der erste Sonnenstrahl, welcher in sein Schlafgemach drang, noch schlaflos lauschend auf jedes geringste Geräusch das sich seiner Thür näherte, und vor Herzklopfen außer Stande, einen einzigen klaren Gedanken zu fassen. Nur Eins war ihm klar: das entschiedene Bedürfniß, so eilig wie möglich das Haus zu verlassen. Dies

aber hätte nothwendig Aufsehen, ja vielleicht Verdacht erregt, er sah sich also verdammt, mindestens so lange hier zu bleiben, bis der Unglückliche in der Familiengruft beigesetzt war.

Der Baron hatte also Aussicht auf einige Tage der tödtlichsten Angst. So lange er hier genöthigt, den Bewohnern des Schlosses zu begegnen, mußte er stets sein Benehmen sorgfältig überwachen, und selbst wenn er seinen Schmerz um den Bruder als Vorwand nahm, um sich in sein Zimmer zu verschließen, ihn zwickte und peinigte hier Alles. Bezeichnend genug für seine vollständige Herz- und Gemüthslosigkeit war es, daß die Gewissensbisse an seiner Unruhe den geringsten Antheil hatten; Furcht und immer wieder Furcht vor möglicher Entdeckung war es, was ihn folterte und nur der Gedanke, jetzt mit vollen Segeln wieder in's Leben hinaus steuern, sich alle die Genüsse wieder bereiten zu können, welche ihm durch seine Gläubiger vergällt worden waren, tröstete ihn während der drei Tage der Zurückgezogenheit und belebte, eine Einsamkeit mit den verlockenden Bildern.

Wie räthselhaft auch die Motive dieses Selbstmords waren, wie schwer man sich auch entschloß, an denselben zu glauben, kein Schatten eines Verdachts fiel auf den Baron, ja es kam das gespannte Verhältniß der beiden Brüder sogar nicht einmal zur Sprache. Die Gerichtspersonen hatten das Schloß wieder verlassen, nachdem die herbeigeholten Zeugen des Nachbargutes sämmtlich übereinstimmend ausgesagt, daß der Rittmeister dort in

der ruhigsten Verfassung erschienen und auch ebenso zurück gekehrt sei. Der Vorfall erregte in der ganzen Gegend das größte Aufsehen, die benachbarte kleine Stadt namentlich beschäftigte sich ausschließlich mit demselben, über die Motive des Selbstmords aber war noch kein einziges auch nur im entferntesten glaubliches Gerücht aufgetaucht.

Als die Leiche bestattet war, kehrte die untröstliche Wittwe in ihre einsamen Zimmer zurück. Eine Stunde darauf ließ der Baron sich ihr melden; er komme, um Abschied zu nehmen. Instinctmäßig, ohne weitere Ueberlegung ließ sie ihn um Schonung bitten. Der Baron war hiemit mehr als zufrieden, da seine Schwägerin ihn einer lästigen Scene überhoben hatte. Mit vornehmer Herablassung sagte der Baron der Dienerschaft und dem Verwalter Adieu und bestieg den Wagen. Neben demselben sah er zu seiner Ueberraschung den alten Wagner stehen, der schweigend zu ihm hinauf blickte und ihn mit unverschämter Dreistigkeit fixirte. Der Anblick dieses Mannes hatte etwas Unheimliches für den Baron, eine eigenthümliche Beklemmung überfiel ihn stets, wenn er dies Gesicht bemerkte. Als die Pferde anzogen und er den beiden Dienern mit der Hand vornehm noch ein Adieu winkte, sein Blick auch dabei auf den Alten fiel, war es ihm, als bewegten sich die Lippen desselben, ja er glaubte sogar zu hören, was die Lippen des Alten murmelten, der nicht einmal die Mütze zog.

»Brudermörder!« klang es ihm leise, aber so fürchterlich und zerschmetternd in's Ohr, daß er sich blaß wie

eine Leiche in den Wagen zurückwarf und erst zur Besinnung kam, als das Schloß bereits hinter den Bäumen des großen Parks verschwunden war. Indeß der Baron beruhigte sich bald. Es war nur sein böses Gewissen, seine Angst, die ihm dieses schreckliche Wort zugeflüstert, davon war er überzeugt. Der alte Wagner wußte von dem Vorfall der Nacht so wenig wie alle Uebrigen, er grollte gewiß noch immer darüber, daß der Baron ihm das Bild seines Abgotts zertrümmert hatte.

Dem Baron erschien es als erste Nothwendigkeit, sich in der kleinen Stadt wenigstens einige Stunden aufzuhalten und dort auf geschickte Weise das Märchen in Umlauf zu setzen, welches er zur Motivirung des Selbstmordes erfunden hatte. In kleinen Städten gleicht ein Gerücht dem Kanonenschlag, den man gleichzeitig an allen vier Thoren hört. Kaum wußte man im Hôtel, daß der vornehme Herr, der da am Tische saß und speiste, der Bruder des unglücklichen Rittmeisters von Dörenberg sei, als er der Gegenstand der Aufmerksamkeit aller Gäste ward. Der Wirth und einige andre Herren drängten sich an ihn, um zu hören, ob denn noch immer nichts über die Veranlassung dieses unerklärlichen Vorfalls verlautet. Der Baron zuckte die Achseln, affectirte tiefe Trauer, ward aber allmählig gesprächiger und ehe eine halbe Stunde verstrichen war, erzählte er mit einiger Entrüstung eine Geschichte welche man dieser That zu unterlegen sich bemühe, die aber nur geeignet, das Andenken seines unglücklichen Bruders zu entweihen und deren Glaubwürdigkeit er deßhalb entschieden zurückweise.

Grade deßhalb aber glaubte man sie um so bereitwilligen und in wenigen Minuten lief das Märchen durch die ganze Stadt. Der Baron nahm die durch das Städtchen führende Eisenbahn, war sehr zufrieden gestellt, als er seine vor zwanzig Minuten erzählte Geschichte bereits auf dem Perron des Bahnhofes sich ausbreiten hörte, nahm sich vor, an den ganzen düstren Inhalt der auf dem Schlosse Zehneck verbrachten Wochen nicht mehr zu denken, und während der Zug davon brauste, entwarf er Pläne für seine Sommer-Campagne. Man erwartete ihn längst im Badeort; er hatte in der Residenz also nichts weiter zu thun, als unbemerkt von seinen Freunden in aller Stille und mit aller Vorsicht seine Gläubiger zu befriedigen, damit diese ihm nicht seine ganze Sommerfreude verdarben; wenn er dann im Herbst in die Residenz zurückkehrte und er im Spiel nicht allzu unglücklich gewesen, so war Alles vergessen und er wieder ein situirter Mann.

Der Baron hielt sein Programm. Er verschwelgte die Sommermonate in einigen Badeörtern, hatte mit gut gefüllter Börse ein fabelhaftes Glück im Spiel, gewann am grünen Tisch enorme Summen, vergeudete und gewann immer von Neuem doppelt so viel als er verschwendet hatte, und schloß seinen Bade-Aufenthalt mit einem bedeutenden Gewinn ab, der sein Glück zum Sprüchwort machte, wirklich das Dreifache von Dem betrug, was er dem Bruder entwendet und ihn auf die Idee brachte, zum Herbst noch eine Reise nach den Pyrenäen zu machen.

Nie hat sich das Glück so konsequent an die Fersen eines Verbrechers geheftet wie an die des Barons von Dörenberg. Als er im Spätherbst zurückkehrte, wußte man in den aristokratischen Kreisen der Residenz von den großen Summen, die er im Spiel gewonnen; da man ihn ohnehin noch immer trotz seiner Verschwendungen für einen reichen Mann gehalten, so war man jetzt hievon noch viel mehr überzeugt und selbst der alte Salomon, der damals sein Hauptgläubiger gewesen, zog den Hut vor dem glücklichen Baron.

Dieser führte sein ausschweifendes Leben noch Jahre lang, und erst als er Alles gekostet und an Allem einen wenigstens vorübergehenden Ekel gefunden, entwickelte sich sein Ehrgeiz. Carriere! Der Baron wollte wenigstens Titel und Decorationen. Für einen Mann, der vor dem Entsetzlichsten nicht zurückgeschreckt, der im Stande war, mit einem solchen Verbrechen auf dem Gewissen im ruhigsten Schlummer sich von einer Ausschweifung für die andre zu kräftigen, der Welt das heiterste Antlitz zu zeigen und wirklich dahin zu kommen, daß er jene That gänzlich vergaß, sie aus seinem Leben strich und sich von dem tugendhaftesten Menschen um seine Zuversicht auf seine irdische und jenseitige Glückseligkeit beneiden lassen konnte, für ihn mußte das ein Leichtes sein.

Der Baron erreichte sein Ziel. Er ward Kammerherr und gewann sogar einigen Einfluß bei Hofe, den er, wie wir wissen, auf's klügste zu verwerthen wußte. Als er nach langen, langen Jahren an das blaue Zimmer im

Schlosse Zehneck erinnert ward, mußte er sich wirklich erst besinnen, was für eine Farbe jenes Zimmer getragen und als der Ton, in welchem diese Mahnung gesprochen ward, sein Gedächtniß herausforderte, mußte das letzte ein Uebriges thun, um sich zu entsinnen, daß in jenem Zimmer überhaupt etwas vorgefallen.

So weit war die Zeit, war das Glück im Stande, ein Menschenherz, das ohnehin schon ein unnatürliches, der Art zu versteinern, daß es alles Das verleugnete, was der Himmel sonst in das Herz eines Menschen gelegt.

X. DIE VERSCHOLLENE.

Weniger glücklich als der Baron war sein viel jüngerer Bruder, dessen Gattin früh starb und der ihr bald folgend einen einzigen Sohn zurückließ, welchen die Wittve des Rittmeisters im Schlosse Zehneck erzog. Die Unglücklichste und wie es schien vom Schicksal zum Leiden Auserkorene war die arme Camilla.

Seit den Briefen, in welchen sie den Vater um Verzeihung und die Brüder um Verwendung bei dem Vaterherzen bat, war keine Zeile mehr von ihr in der Heimath angelangt; sie war verschollen, Niemand kümmerte sich um sie, Niemand fragte nach ihr, nur der alte Wagner hatte, wie wir sahen, ihrem Andenken ein kleines Monument errichtet, bei dessen Anblick er sich stets der vergangenen traurigen Zeiten erinnerte.

Durch das Testament des Vaters war Camilla enterbt; stets gereizt durch Spottreden der Brüder, namentlich des jetzigen Kammerherrn, war der letzte Seufzer des

Sterbenden ein Fluch auf die Tochter gewesen, welche den Namen der Dörenbergs mit Schande bedeckt. Schon gleich nach ihrer Flucht war Alles entfernt, vernichtet worden, was irgendwie an die Pflichtvergessene erinnern konnte, die Zimmer, welche sie bewohnt hatte, waren vermauert worden, Niemand im Schlosse durfte es wagen, den Namen der Baronesse in den Mund zu nehmen, und so war denn ihr Andenken vollständig ausgerottet.

Nicht der Fluch des Vaters, sondern der ihrer Unbesonnenheit, die nothwendige Folge ihrer Blindheit, mit welcher sie einem Abenteurer vertraute, stürzte die arme Camilla in's Verderben. Unerfahren wie sie war, die süßen Worte des Geliebten für lautere Wahrheit haltend und an die Dauer seiner Liebe glaubend, hatte sie sich aus Familienbanden losgerissen, deren Kälte ihr immer empfindlicher wurden, je mehr sie das Bedürfniß der Mittheilung fühlte; das Bruderherz war ihr stets verschlossen gewesen, nie hatte sie sich an ihn schmiegen gedurft, nie die Strenge, nie die Liebe desselben gefühlt; erklärlich war's daher, daß die Schmeichelworte und Betheuerungen des Verführers ein Mädchen schnell gewann, das Alles entbehrte, was die jugendliche warme Brust ersehnte.

Sehr glücklich bereitete der Baron von Grimmer die gemeinschaftliche Flucht. Selbst ohne bedeutende Mittel, da er stets nur von dem Ertrage des Spiel und ähnlicher gewagter Experimente lebte, wurden unterwegs die wenigen Schmucksachen versilbert, welche Camilla besaß, und Beide erreichten London mit einer Kasse, die kaum

für vier Wochen ausreichen konnte und durch die Ausgabe für ihre Trauung noch verkürzt wurde.

Indeß Grimmer betheuerte unterwegs sowohl wie hier in London stets, der Vater werde nachgeben, um die Ehre einer Familie zu retten, und da er keine Sorge zeigte, so hegte auch Camilla Vertrauen. Sie schrieb an den Vater, an die Brüder. Die einzige Nachricht, welche sie erhielt, war hinreichend, alle ihre Illusionen zu zertrümmern. Sie schrieb noch einmal flehend an die Brüder, sie beschwor dieselben, den Zorn des Vaters zu versöhnen; nur von dem nachmaligen Kammerherrn erhielt sie noch eine Antwort und in dieser ersuchte derselbe sie mit kalten, rücksichtslosen Worten, ihn in Zukunft mit Briefen zu verschonen, da er sich nicht erinnere, eine Schwester gehabt zu haben.

Der Erfolg dieser fruchtlosen Bemühungen übte seine Wirkung auf Grimmer. Auch er ward fühlbar gleichgültiger, ließ sie Tage lang allein in dem anspruchslosen Stübchen, welches Beide bewohnten, blieb endlich auch die Nächte aus und wenn auch seine Liebe zuweilen wieder ein wenig aufzuleben schien, diese Momente waren flüchtig, selten und blieben endlich ganz aus.

Camilla bemerkte in ihrem Schmerz bald, daß Grimmer, während sie darbt und dem Nothwendigsten entsagte, nicht mehr ohne Geld war, sie bemerkte sogar, daß er ihr dies verheimlichte, daß er das Geld zu Ausschweifungen benutzte, welche ihn Tage und Nächte lang von ihr entfernt hielten. Woher ihm dieses Geld floß, wagte

sie nicht zu ahnen. Indeß, sie verzagte nicht, sie hoffte noch immer, daß er wieder zu ihr zurückkehren werde, und als endlich ein reizendes kleines Mädchen in den Armen hielt, war sie glücklich in ihrem Unglück, zumal Grimmer sie wenigstens jetzt nicht mehr darben ließ und ihre äußere Lage sich durch seine Fürsorge weniger ärmlich gestaltete.

Fast zwei Jahre waren der einsamen Frau so verstrichen, als Camilla eines Morgens mit dem Mädchen, das ihr als Wärterin des Kindes diente, einen Spaziergang machte. Grimmer war die Nacht hindurch nicht nach Hause zurückgekehrt; indeß hieran war sie bereits gewöhnt und all ihre Liebkosungen hatten ihn nicht vermocht, seine Lebensweise zu ändern.

Kaum hatte sie das Haus verlassen, als Grimmer mit verstörtem Gesicht, athemlos und wie gehetzt in seine Wohnung stürzte und zusammenraffte, was ihm unentbehrlich schien. Mit dicken Schweißperlen auf der Stirn schrieb er auf ein Blatt: »Camilla, ich werde verfolgt und muß eilig London verlassen – warum, das wirst Du durch einen Brief erfahren. Lebe wohl, wir sehen uns bald wieder. Bei C. B. wirst Du eine Summe deponirt finden, die Dich und unser Kind einstweilen vor Entbehrung schützen wird.«

Als Camilla diesen Zettel fand, sank sie ohnmächtig zusammen; wieder zu sich kommend tröstete sie sich mit der Hoffnung, den Gatten bald wiedersehen zu sollen. Noch an demselben Tage eilte sie zu dem ihr bezeichneten Herrn, einem Freunde Grimmer's, den sie zuweilen

in seiner Gesellschaft gesehen. Hier fand sie eine Summe von dreißig Pfund, eine Centnerlast aber wälzte ihr die Offenheit des Freundes auf die Brust, mit welcher derselbe ihr erzählte, ihr Gatte sei den Armen der Polizei entronnen, die ihn als falschen Spieler suche und der er wegen mehrer sehr zweideutiger Handlungen überhaupt dringend verdächtig. Man vermuthete, der Herr von Grimmer, der in London stets unter einem andern Namen aufgetreten, sei an einer Betrügerbande betheilig, der man auf der Spur; übrigens rathe er ihr selbst, sie möge ihren Gatten vergessen und sich irgendwie eine selbständige Existenz suchen, da nach seinen eigenen Aeußerungen seine Ehe ihm eine Last sei, die er sich gern von den Schultern wälze.

Taumelnd, fast bewußtlos verließ Camilla das Haus des Freundes. Dieser hatte nur allzu wahr gesprochen, denn ergebens wartete sie auf einen Brief von ihm und selbst als die ihr zurückgelassene Summe bald erschöpft, war noch immer keine Nachricht von ihm da.

Nur in gedrängtester Kürze erzählen wir hier die Erlebnisse eines verirrtten und verlassenem armen Weibes, das unerfahren in der Welt, unbekannt mit den Verhältnissen Londons, aller Mittel entblößt, ohne Verwandte, ohne Freunde dastand und mit Verzweiflung dem nächsten Tag entgegen sah, der es ihr nicht einmal gestatten sollte, dem Kinde die nothwendigste Nahrung zu verschaffen.

Wochen, Monde der bittersten Armuth verstrichen der Armen, bis es ihr endlich durch ein öffentliches Bureau gelang, in einer deutschen Familie als Aufseherin von

deren zahlreichen Kindern ein Obdach zu finden. Diese Stellung zwang sie, ihr eignes Kind fremden Leuten anzuvertrauen, aber sie war ja glücklich, wenn sie zweimal in der Woche dasselbe besuchen, an die Brust drücken und küssen konnte. Erst spät erfuhr diese Familie ihren wahren Namen, und da dieselbe durch die Treue und Unermüdlichkeit, mit welcher Camilla ihren Dienst versah, große Theilnahme für sie gewann, suchte man ihre Lage zu bessern, ja man nahm Camillas Kind in das Haus als Gespielin der eigenen Kinder, und so ward denn die Arme so glücklich, wie sie es eben mit dem Bewußtsein eines gänzlich gestörten Lebensglückes sein konnte.

Unerforschlich und noch mehr unerklärlich, wie es die Brust des Weibes ist, die liebt, wo sie hassen müßte, haßt oder flieht, wo sie lieben und vertrauen sollte, war Camilla's Liebe für den Unwürdigen, der sie um Alles betrogen, trotz Allem noch immer ungeschwächt. All ihr Denken, ihr Sehnen und Suchen galt dem verlorenen Gatten; ihre Liebe theilte sie zwischen ihm und ihrem Kinde. Er war pflichtvergessen, ja, aber war sie es nicht auch gegen ihren Vater gewesen? Durfte sie grollen für seinen Leichtsinn, während sie doch Verzeihung für den eigenen begehrt hatte? In dem Kinde sah sie nur *sein* Bild, es hatte dieselben großen, dunklen Augen, dieselben schönen, gewinnenden Züge, es wuchs auf, so schlank und stolz, daß es auch die hohe Gestalt des Vaters zu erreichen versprach, in dem ganzen Wesen des Mädchens spiegelte sich das des Vaters; wie hätte also Camilla nicht täglich an ihn erinnert werden sollen!

Ihre einzige Erholung von dem schweren Dienst im Hause des Kaufmanns war es, sich Abends, wenn die Kinder im Bette lagen, die deutschen Zeitungen zu verschaffen, welche im Hause gehalten wurden, und diese mit Sorgfalt durchzulesen. Hoffte sie doch, in denselben vielleicht einmal von ihrer Familie etwas zu hören, las sie in diesen Blättern doch oft von Ereignissen, die sie interessirten, weil Personen mit ihnen verknüpft waren, die sie, wenn auch nur dem Namen nach kannte. Für sie war's eine aufreibende Unterhaltung, aber sie liebte dieselbe.

Eines Abends als sie bei dem Nachtlämpchen saß und während die Kinder alle schliefen, die Zeitungen durchblätterte, fiel ihr Blick auf einen Namen, der ihr einen Ausruf der Ueberraschung entlockte. Gleich darauf aber befiel sie ein Schwindel, ein Schleier legte sich über ihre Augen, ihre Hände zitterten so, daß sie das Blatt kaum zu halten vermochte.

Sie sammelte sich, sie blickte noch einmal auf die Zeilen, die ihr vor den Augen in einander schwammen. Endlich gelang es ihr, dieselben fest zu halten. Da las sie deutlich den Namen Hermann von Grimmer – den Namen ihres treulosen Gatten. Aber in welcher Beziehung zu den diesen Namen umgebenden Zeilen! Der Herzschlag stockte ihr, sie sank zurück, Todesblässe bedeckte ihre ohnehin stets leidenden Züge.

»Großer Gott, so weit mußte es mit ihm kommen!« hauchte sie endlich. »Geschändet für immer, gebrandmarkt als ein Verbrecher, er, den ich so innig geliebt?«

Camilla bedurfte einiger Minuten, ehe sie ganz zu sich kam, ehe sie im Stande war, noch einmal zu lesen, was sie so mit Entsetzen geschlagen.

»Ich habe den Muth, diese fürchterlichen Zeilen noch einmal zu lesen! Ich *muß* ihn haben!« rief sie leise aus und sich im Sessel aufrichtend las sie noch einmal. Hermann von Grimmer ward in dieser Zeitung öffentlich als Fälscher, Betrüger und falscher Spieler verfolgt; sämtliche Behörden wurden aufgefordert, auf ihn zu fahnden und ihn zu verhaften, wo er sich betreten lasse. Auch das Signalement stimmte so genau, daß Camilla an eine Verwechslung nicht zu glauben vermochte.

»Hermann! So weit . . . so weit mußttest Du sinken!« ächzte sie, das Antlitz mit beiden Händen verhüllend. Und seltsam, je mehr sie von der moralischen Versunkenheit ihres Gatten überzeugt war, um so mehr lebte in ihrem Herzen die Liebe für diesen Mann wieder auf. An *ihrer* Seite, so täuschte sie sich, wäre er nicht so tief gesunken; seit er sie verlassen hatte er seinen guten Genius verloren!

Und hat er mich denn wirklich *verlassen*? fragte sie sich. Konnten nicht Briefe, die er an sie gerichtet, verloren gegangen oder als unbestellbar bei Seite gelegt worden sein, als sie ihre Wohnung verlassen, Monate lang in einem Dachstübchen gelebt, ehe sie bei dieser Familie ein Unterkommen gefunden? Kam dies nicht alle Tage vor? Vielleicht hatte er sich erst vor der Verfolgung der Londoner Behörden verstecken müssen, vielleicht keine

Gelegenheit gehabt, ihr eine Nachricht von sich zukommen zu lassen; vielleicht gar hatten die Behörden Briefe an sie unterschlagen, um aus ihnen seinen Aufenthalt zu erfahren.

Camilla's Gedanken durchflogen das ganze Reich der Möglichkeiten, welche hier obgewaltet haben konnten, und sie kam zu dem Resultat, daß das ganze Unglück des Gatten daraus entsprungen, daß er sich ihr nicht anvertraut. Auch für sein Treiben in London suchte sie in ihrem liebenden Herzen Entschuldigungsgründe. Die Sorge für ihre Existenz konnte ihn hier, wo so viel Verführung, so viel Laster wucherte, zum Bösen verleitet haben; schlechte Gesellschaft mochte ihn auf Abwege geführt haben, denn der schöne, imponirende Mann war nothwendig zu stolz gewesen, um durch seiner Hände Arbeit eine Existenz zu führen, die ihm ja als Galeere hätte erscheinen müssen.

Gewiß, so schloß sie ihre Ueberlegung, gewiß wäre es nicht so weit mit ihm gekommen, wenn ich bei ihm gewesen wäre, ja selbst noch jetzt, wenn ich ihn zu finden wüßte . . .

Die Zaubergewalt der mit ihrer ganzen Gluth wieder erwachten Liebe führte Camilla zu den thörichtsten Plänen, welche sie entwerfen konnte. Man weiß, was Pläne in einem Frauenkopf bedeuten, zumal wenn das Herz mit dabei thätig ist; man kennt die Zähigkeit und Hartnäckigkeit, mit welcher das Weib Pläne dieser Art bei sich verbirgt, insgeheim ausarbeitet und schließlich in's Werk setzt, mag sich Alles ihnen in den Weg werfen.

Kein Schlummer berührte während dieser Nacht Camilla's Auge. Als sie sich am Morgen erhob war sie einig mit sich selbst. Sie durfte nicht länger in London verweilen, sie mußte zurück nach Deutschland, in die Heimath; dort mußte es ihr gelingen, den Gatten wieder zu finden, und wenn ihn wirklich der Arm der Gerechtigkeit früher fand als der ihrige, so wollte sie in seiner Nähe weilen, wollte betteln um ihre Existenz, wenn es sein sollte, nur den Moment erwartend, wo sie ihn wieder sehen, ihn durch ihre Liebe auf den rechten Weg zurück führen könne.

Wochen vergingen, ehe Camilla ihrer Herrschaft den von ihr gefaßten Plan mittheilte. Sie hatte sich etwa fünfzehn Pfund erspart, meist aus den Geschenken, welche ihr von der Hausfrau gemacht worden; sie hatte, seit auch ihr Kind im Hause, ihren Lohn sich nicht auszahlen lassen und mochte also im Ganzen wohl über fünfundzwanzig Pfund zu gebieten haben, wenn der Monat zu Ende ging. Diese Summe mußte genügen um sie in's Vaterland zurück zu führen. Sie hatte keine Ruhe mehr im Hause, der Boden glühte unter ihren Sohlen, und wenn sie als Bettlerin sich bis zur Heimath hätte durchschlagen müssen, sie wäre nicht hier geblieben.

Als Camilla endlich ihrer Herrin ihren Vorsatz mittheilte, verschwieg sie ihr, was sie zu demselben bestimmt; sie erklärte nur, sie habe Nachricht von ihrem lange verschwundenen Gatten und müsse zu ihm nach Deutschland.

Die Hausfrau, die, wie bemerkt, nach langer Zeit erst Camilla's frühere Erlebnisse gehört, wußte indeß durch die Mittheilung ihres Mannes, der jenen Steckbrief gelesen, woran sie war, indeß behielt sie das für sich; sie achtete Camilla's Entschluß und wenn sie auch überzeugt war, daß sich das arme Weib in neues Elend stürzen werde, glaubte sie doch, Camilla habe daheim noch irgend welche Verwandte, die sich ihrer annehmen würden, und wohl begreifend, wie demüthigend die gegenwärtige Stellung für eine Dulderin aus so hoher Familie, legte sie Camilla's Absicht nichts in den Weg. Sie beschenkte die treue Dienerin reichlich mit Geld, bezahlte aus eigener Tasche die Ueberfahrt für sie und ihr Kind und so betrat denn Camilla endlich in Hamburg wieder den vaterländischen Boden.

Hier erst sah sie ein, welch' schwere Mission sie übernommen. Wie und wo sollte sie einen Mann finden, der, wenn er noch nicht in das ihm von den Behörden ausgespannte Netz gerathen war, selbst von dem Argusauge der Polizei vergeblich gesucht wurde? Und wie nun, wenn er, vor den Behörden fliehend, Deutschland verlassen, sich nach Amerika begeben hatte?

Wie wenig Aussicht auf Erfolg die Arme auch hatte, der Gedanke, wieder im Vaterlande zu sein, hatte für sie etwas Tröstliches – Sie wollte sich zunächst nach der Provinzial-Hauptstadt begeben, von wo aus auf Grimmer gefahndet wurde; dort wollte sie hören, ob man ihn bereits eingezogen, und war dies der Fall, so wollte sie in seiner Nähe ihren Unterhalt durch Handarbeit suchen,

wollte sich die Erlaubniß erwirken, ihn dann und wann zu sehen, und war sie dann auch der Welt das Weib eines Sträflings, was kümmerte sie das, immerhin war diese Existenz eine erträglichere als auf fremdem Boden, und durch ihren Fleiß, ihre Rechtschaffenheit wollte sie die Welt schon zwingen, ihr Achtung in ihrem Unglück zu zeigen.

Camilla war bei der Ankunft in Deutschland noch im Besitz ihrer ganzen Baarschaft, gegen vierzig Pfund; bei größten Einschränkungen mußte diese Summe ausreichen bis sie den Gatten gefunden. Schon bei ihrer Ankunft in Hamburg war das Glück ihr günstig, aber was für ein trauriges Glück! Als sie, mit ihrem Kinde an der Hand vom Schiffe kommend, einen Gasthof dritter Klasse betrat, um für die Nacht ein Unterkommen zu finden, und sie hier dem Wirth ihren Namen nennen mußte, blickte sie dieser betroffen an, und schien ein entschiedenes Mißtrauen gegen sie zu fassen.

»Sind Sie verwandt mit dem Fälscher und Betrüger, der hier gestern an Bord eines Schiffes mit falschen Papieren verhaftet wurde, das eben nach Amerika segeln wollte?« fragte er.

Camilla war es, als müsse sie in die Erde sinken. Ihr Gatte verhaftet in dem Moment, wo er die deutsche Erde verlassen wollte, während sie dieselbe eben betrat.

Dem Wirth erschien das Benehmen seines Gastes bedenklich, nur der Umstand, daß Camilla kam, während der verhaftete Gauner eben Deutschland hatte verlassen

wollen, sprach noch zu Gunsten der offenbar unglücklichen Frau.

»Allerdings, er ist ... ein Verwandter von mir ... so glaube ich wenigstens,« antwortete Camilla endlich, die es aus mehr als einem Grunde für geboten hielt, den Gatten zu verleugnen.

»Hm! Wir können nicht immer für Das, was in unserer eigenen Familie vorgeht!« brummte der Wirth. »Uebrigens kann ich Ihnen sagen, daß der Taugenichts den Polizeidienern wieder entwischt ist, als sie ihn eben gefaßt zu haben glaubten,« setzte er hinzu. »Man sucht ihn in allen Winkeln, sie haben sogar mein ganzes Haus durchwühlt, weil man behauptete, er habe sich hier versteckt; und Sie können von Glück sagen, daß man Sie hier nicht schon vorgefunden hat, denn Ihr Name würde die Polizei auf ganz besondere Gedanken gebracht haben.«

Camilla fiel ein Stein vom Herzen, als sie hörte, daß ihr Gatte wieder entwischt. Erst als sie sich mit ihrem Kinde in dem kleinen Gemach befand, welches der Wirth ihr angewiesen, athmete sie wieder frei auf. Sie war in *seiner* Nähe; in diesem Hause hatte man ihn gesucht, hieher hatte seine Spur geführt; wie, wenn er wirklich hier versteckt wäre, ohne daß man ihn gefunden!

Der Abend kam. Camilla hatte sich, erschöpft von der Seereise, angekleidet auf das Bett gelegt; ihr Kind schlief schon seit mehren Stunden. Von tausend Gedanken bestürmt, floh sie der Schlaf. Sie überlegte, was sie beginnen sollte, nur ein Gedanke aber war's, an welchen sie sich klammerte: wenn es ihr gelänge, den Gatten hier

zu finden, mit ihm heimlich die deutsche Erde zu verlassen, weit über's Meer mit ihm zu fliehen und ihn dort durch ihre Liebe zu einem ruhigen und geregelten Lebens zurück zu führen! Gewiß reichte das Wenige, was sie besaß, um mit ihm und dem Kinde auf einem Auswandererschiffe nach Amerika hinüber zu kommen, und dort mußte sich ja durch unermüdlichen Fleiß eine neue Heimath gründen lassen!

Ihr Herz pochte bange, aber freudig bei diesem Gedanken. Wenn er wüßte, daß sie hier sei, wenn er käme, um sich unter ihren Schutz zu flüchten! . . . Aber dieser Gedanke war ja so thöricht, so unmöglich! Gehetzt von den Behörden, mochte er schon Gott weiß wohin geflohen sein und kein Mittel blieb ihr, seinen Schlupfwinkel zu entdecken.

Der Abend sank tiefer herab. Camilla hatte noch nicht daran gedacht, einige Stärkung zu sich zu nehmen, denn ihr ganzes Sinnen galt nur dem unglücklichen Gatten. Das erschöpfte Kind schlief noch immer; im Hause ward's stiller und stiller.

Plötzlich hörte Camilla leise an ihre Thür klopfen. Erschreckt fuhr sie aus ihren Träumen auf und starrte zur Thür.

Abermals dasselbe Pochen, und diesmal stärker, dringender. Mit laut pochendem Herzen erhob sich Camilla und schlich zur Thür. Vielleicht war es der Wirth, vielleicht Einer von der Bedienung, der nach ihr zu fragen kam, da man den Tag hindurch nichts von ihr gesehen oder gehört.

Zum dritten Mal ein ungeduldiges Pochen. Camilla wagte zu fragen, wer da sei.

»Ich bin's! . . . Oeffne, Camilla!« rief eine Stimme, welche das Blut des armen Weibes erstarren machte, es dann aber so wild durch die Adern jagte, daß sie fast das Bewußtsein verlor, und sich auf das Schloß der Thür stützen mußte, um nicht zusammen zu sinken.

Indeß raffte sie sich auf; sie öffnete entschlossen und herein trat eine hohe Gestalt in den schlichten schmutzigen Kleidern eines Arbeiters, das schwarze Haar unordentlich über die Stirn geworfen und mit einer Mütze bedeckt.

Ein Freudenslaut entfuhr Camilla's Lippen, als sie in das große dunkle Auge des Mannes blickte, der schweigend vor ihr stand und erst aus seiner Unbeweglichkeit erwachte, als Camilla, sich ihm an die Brust warf.

»Hermann!« rief sie mit einem Ton, der aus dem Innersten eines jauchzenden Herzens drang. »Hermann, Du bist's! Du, den ich suchte!«

Schonend und sanft machte er sich von ihr los, führte sie zum Sessel, ließ sie auf diesen nieder und behielt ihre Hand in der seinen, während er das Antlitz halb abwandte und ihren freudestrahlenden Blick zu vermeiden suchte. Offenbar fürchtete er Vorwürfe von ihr die doch so überselig war.

»Du erstaunst, mich hier zu finden,« begann er endlich. »Ohne den Schutz des Wirthes, den ich mir durch meine ganze Baarschaft erkaufte, wäre ich nicht mehr hier; er hielt mich verborgen und kam vor einer halben Stunde zu

mir geschlichen, um mir zu sagen, daß eine Frau meines Namens von London mit einem Kind hier angekommen sei, die, als sie von mir hörte, erblaßt sei und mir sehr nahe stehen müsse. Ich ahnte, daß Du es sei'st ... Was führte Dich hieher?«

»Nichts, Hermann, als die Sehnsucht nach *Dir!*« antwortete sie, seine Hand in der ihrigen pressend und mit innigem Ton. »Es ließ mir keine Ruhe drüben mit unsrem Kinde, schiffte ich mich ein, um Dich zu suchen ... Hermann, mit unsrem Kinde! Du fragst nicht nach ihm!« rief sie zum Bette zeigend, auf welchem das Mädchen ungestört in tiefem Schlummer lag.

Ein flüchtiger, gleichgültiger Blick nach dem Mädchen war Grimmer's Antwort; er machte seine Hand aus der ihrigen los. Camilla sah zu ihrem Schrecken, daß der Gatte ebenso wenig Interesse für sie wie für sein Kind empfand.

»Hermann, es ist Dein *Kind!*« rief sie vorwurfsvoll.

»Es ist hier weder Zeit noch Ort für Sentimentalität!« versetzte Grimmer gleichgültig und kalt. »Du kennst meine Lage. Gezwungen, eine künstliche Existenz zu führen, die vielleicht zuweilen mit den Vorurtheilen der Gesellschaft collidirt, verließ mich seit einiger Zeit das Glück; ich ward unsicher und tölpelhaft, verlor meine Routine, machte eine Dummheit nach der andern und suchte noch zur rechten Zeit das Weite. Mein Unglück wollte, daß ich gestern auf dem Schiffe mit einem Menschen zusammentraf, der sich einbildet, er habe *mir* seinen Ruin zu verdanken, den er in Amerika wieder zu repariren hoffte; er

denuncirte mich sofort und da die Behörden mich verfolgen, hatte ich keine Zeit mehr zu entkommen. Erst auf dem Transport zur Stadt gelang es mir, meinen beiden Wächtern ein Schnippchen zu schlagen, leider aber war ich genöthigt, mir ein Versteck hier im Hause durch meine ganze Baarschaft zu erkaufen und so bin ich denn arm wie eine Kirchenmaus, müßte sogar verhungern, wenn mir der Schurke, der Wirth, nicht zuweilen mitleidig ein Stück Brot in mein Versteck brächte. Diese Nacht muß ich sein Haus verlassen, er will mich nicht länger dulden.«

Grimmer blickte mit gekreuzten Armen finster vor sich hin und stampfte unwillig mit dem Fuß.

»Hermann,« sagte Camilla, indem sie sich erhob und sich an ihn schmiegte. Ich bin nicht *ganz* von allen Mitteln entblößt; ich habe jahrelang drüben gespart, immer in der Hoffnung, noch einmal mit Dir vereint zu werden. Willst Du einen Vorschlag hören, den ich Dir zu machen habe?»

Grimmer blickte auf. Die Nachricht, daß sein Weib nicht ohne Mittel sei, schien ihn zu elektrisiren.

»Ich höre!« antwortete er tonlos. »Aber fasse Dich kurz, denn meine Zeit hier ist beschränkt.«

Camilla begann jetzt, ihm ihren Plan darzulegen wie sie glaube, mit ihren Ersparnissen die Ueberfahrt nach Amerika von einem andern deutschen Hafen aus, wo man ihn nicht kenne, bestreiten zu können und wie sie, wenn er wolle, drüben vereint ein neues Leben beginnen wollten. Sie schilderte ihm diesen Plan so herzlich,

so freudig, daß es wirklich flüchtig wie ein Sonnenstrahl über Grimmer's finstres Antlitz flog.

Schweigend hörte er sie an. Endlich nahm er ihre Hand und drückte sie in der seinigen.

»Ich will's versuchen, Camilla,« antwortete er, obgleich ich wenig Zuversicht auf mich selbst habe, soweit es die Arbeit meiner Hände betrifft.« Dabei warf er einen Blick auf seine feinen, aristokratischen Hände, den jeder Andre besser verstanden haben würde als die geblendete Camilla. »Ich will's versuchen,« wiederholte er; »doch nicht von hier aus läßt sich die Flucht ermöglichen; von Bremen wird es gelingen; ich habe dort Freunde, die mir behülflich sein werden . . . «

Und als sei ihm plötzlich klar geworden, was er wolle, blickte er auf, legte die Hand um Camilla's Schulter und drückte sie an sich.

»Ich habe Dir Unrecht gethan, Camilla!« sagte er. »Ich will's wieder gut machen, wenn . . . wir erst glücklich drüben sind!«

»Und Dein Kind, Hermann!« rief sie glücklich. »Willst Du Dein Kind nicht einmal an die Brust drücken?«

»Keine Thorheit, Camilla!« rief Grimmer verweisend. »Begreifst Du denn nicht, welche Ueberwindung es mich kostet, dem Kinde fern zu bleiben? Ich bin verrathen, wenn das Kind mich sieht, es *darf* nicht wissen, wer ich bin, denn ich darf meine Flucht nicht von der unbedachten Zunge eines Kindes abhängig machen!«

Camilla begriff dies, sie ließ sich so gern täuschen.

»Verzeih, Hermann!« bat sie. »Vielleicht, ja gewiß hast Du Recht. . . . Ich glaubte nur . . . «

»Unsre ganze Zukunft hängt davon ab, daß ich eiligst unter dem Schutze dieser Kleidung das Haus und die Stadt verlasse. Der Wirth hat mir die Papiere eines deutschen Arbeiters gegeben, der kürzlich hier im Hause gestorben ist; mit diesen schlage ich mich nach Bremen durch; dort treffen wir uns und dort werde ich Alles zu unsrer Ueberfahrt bereit machen; ich habe ja Freunde dort, die mir behülflich sein, ja – mich auch unterstützen werden, falls das Geld zur Ueberfahrt nicht ausreichen sollte . . . Gieb mir also das Geld, Camilla, ich werde unsre Ueberfahrt bezahlen und erwarte Dich und unser Kind in einem Hause, das ich Dir genau bezeichnen werde.«

Camilla's Herz jubelte. Grimmer sprach so vernünftig, es lag sogar ein so warmer Ton in seiner Rede, daß sie fest von seinem guten Willen überzeugt war. Welch eine Fülle von Glück lag in diesem gemeinschaftlichen Plan; wie froh, wie zufrieden mußte sie sein, wenn sie erst wieder an seiner Seite war und all das bisher erlebte Elend hinter ihr lag.

Freudig sprang sie auf, holte die kleine Reisekasse und zählte sie mit strahlendem Auge vor sich auf. Grimmer's Blick hing inzwischen an Camilla's Antlitz. Freilich war sein Weib noch immer hübsch, obgleich Mangel und Sorgen ihre Spuren auf Camilla's Zügen zurückgelassen hatten. Er empfand auch eine Anwandlung von alter, wieder erwachender Zuneigung, indeß schien es, als kämpfe er

dieselbe nieder, denn wie er selbst sagte, war hier weder Zeit noch Ort für Sentimentalität.

Schweigend und ohne eine Miene zu verziehen, strich er Zweidrittel der kleinen Summe ein und ließ Camilla den Rest.

»Dies wird für Dich genügen, Bremen zu erreichen. Du findest mich dort in dem Hause, dessen Adresse ich Dir hier aufschreibe; ich werde Alles zu unsrer Abfahrt bereit machen, Sorge nur dafür, daß Du innerhalb acht Tagen dort bist, denn ich darf den Behörden nicht lange Zeit lassen, mich zu finden . . . Und jetzt leb' wohl, Camilla,« schloß er, ihre Hand drückend, den Arm um sie legend und sie flüchtig küssend. »Sag' unsrem Kinde nichts, daß ich hier war, denn die höchste Vorsicht nur kann mich retten. Drüben werde ich Alles wieder gut machen, was ich Dir und dem unglücklichen Kinde gethan! . . . Auf Wiedersehen Camilla!«

Ehe diese noch ein Wort äußern konnte, war er zur Thür hinaus. Als sie ihm auf dem Flur nachblickte, war er verschwunden. Beruhigt kehrte sie zurück; gewiß war er wieder in seinen Versteck geschlüpft, um so bald die Dunkelheit ihn schützte, das Haus zu verlassen.

In ihren Hoffnungen schwelgend, tausend Pläne entwerfend und wieder verwerfend, warf sich Camilla angekleidet auf das Bett. Nur der wiedergefundene Gatte beschäftigte sie. Was er gethan haben mochte, das ihn zum Verbrecher stempelte, das verzieh sie ja so gern; hatte er ihr doch selbst versprochen, drüben ein neues Leben an ihrer Seite zu beginnen und dieses Versprechen enthielt

ja für sie ein ganzes neues Leben. Gewiß hatten Unglück und Mißgeschick auch ihn schon geschult und in dem unverhofften Wiederfinden seines verlassenen Weibes lag gewiß auch für ihn die Bürgschaft für ein besseres Leben.

Am nächsten Tage schon verließ Camilla mit ihrem Kinde die Stadt, um sich nach Bremen zu begeben. Mit allen nur möglichen Ersparnissen legte sie die Reise zurück und langte endlich dort in dem ihr von Grimmer bezeichneten kleinen Wirthshause an.

Hier jedoch wagte sie nicht, nach ihm, nach seinem wirklichen Namen zu fragen. Er hatte vergessen, ihr den Namen zu nennen, unter welchem er jetzt als Arbeiter auftrat. Grimmer aber ließ ebenso wenig von sich hören.

Am zweiten Tage, als Camilla noch immer vergebens wartete, wagte sie nach einem Arbeiter aus Hamburg zu fragen, den sie hier erwartete. Sie beschrieb seine Person ganz genau, aber Niemand wollte ihn gesehen haben.

Mit steigender Angst, endlich mit Verzweiflung wartete Camilla acht, ja vierzehn Tage. Grimmer ließ sich nicht sehen.

Camilla's kleine Reisekasse war aufgezehrt und noch immer kam der erwartete Gatte nicht. Hoffnungs- und rettungslos stand sie, die Hände ringend, bei Beginn der dritten Woche da. Hatte Grimmer sie getäuscht, hatte er den empörendsten Betrug gegen sie und ihr Kind begangen, indem er ihnen das Letzte nahm, was sie zu ihrer vorläufigen Existenz gebrauchten, oder hatte man ihn eingefangen?

Dem liebenden Herzen Camilla's war es unmöglich, das Erstere zu glauben; sie schämte sich dieser fürchterlichen Vermuthung, dieses strafbaren Verdachtes. Grimmer mußte in die Hände seiner Verfolger gerathen sein, denn so schmachvoll konnte ein Mann an Denen nicht handeln, deren natürlicher Versorger und Beschützer er ja hätte sein müssen.

XI. EIN WIEDERSEHEN.

Wir überspringen hier eine Reihe von Jahren, aus welchen wir viel über den ferneren Lebenslauf eines unglücklichen Weibes zu erzählen hätten, wenn es die längere Unterbrechung unsrer eigentlichen Geschichte gestattete. Wir registriren von dieser Episode nur, daß Grimmer wirklich sein Weib und sein Kind um das Wenige betrog, das die erstere sich erspart, daß er in einem ganz entgegengesetzten Theile Deutschlands, wieder auftauchte und unter anderem Namen seine künstliche Existenz von Neuem und anfangs wieder mit Glück aufnahm.

Camilla, als sie die Hoffnung aufgab, ihren Gatten noch erwarten zu dürfen und namentlich als sie sich die Gewißheit verschafft, daß er nicht wieder verhaftet sei, begann an die Mittel zur Existenz zu denken, denn sie hatte auch das Letzte verkauft, um sich Brod zu verschaffen. Was ihr in London klüglich gewesen, war hier nicht denkbar; sie konnte als Magd nicht auftreten, konnte als

solche nicht sich und ihr Kind ernähren; Niemand würde sie auch in Dienst genommen haben. Ihr nicht unbedeutendes musikalisches Talent sollte ihr die Existenz sichern. Unterricht wollte sie geben und mochte der Ertrag, auch noch so spärlich sein.

Aber Camilla hatte Eins nicht in Berechnung gezogen: die Behörden litten das Weib eines verfolgten Verbrechers nirgendwo. Camilla zog von einer Stadt zur andern, ward von einer Stadt nach der andern ausgewiesen, da sie keinen Heimathschein besaß, und wie oft sie auch hoffte, endlich Ruhe zu finden, immer wieder erhob sich derselbe Feind gegen sie, ihre Heimathlosigkeit, und immer wieder ward ihr wenn sie die besten Aussichten auf Erwerb hatte, die Weisung, binnen so und so viel Tagen die Stadt zu verlassen.

Die deutschen Heimathverhältnisse, die Geflissenheit, mit welcher die Behörden jeden nicht Eingebornen zum Thore hinauswiesen, wenn er kam, um sich zehn Meilen von seiner speciellen deutschen Heimath und jenseits der Grenzen derselben sein täglich Brod zu erwerben, diese Wuth der Behörden, Obdachlose zu machen, die redlichsten Menschen zu Vagabonden zu stempeln, stand damals in der höchsten Blüthe. Die Möglichkeit, daß ein Deutscher aus dem einen Vaterlande der Gemeinde eines andern deutschen Vaterlandes zur Last fallen könne, trieb die Behörden zu den lächerlichsten Plage-Maßregeln, wie sie leider noch heute in der Mehrzahl

der deutschen Staaten als solides Erbtheil kaum vergangener Zeiten existiren. Wehe dem der nicht mit Legitimationen, namentlich aber der Bestätigung einer Behörde, daß er an irgend einem Orte heimathberechtigt sei, versehen war, überall wartete seiner der Schub, und wie viel mehr mußte dies bei einem Weibe der Fall sein, das von England kam mit einem Kinde an der Hand, das keine Existenzmittel nachweisen konnte und einen Namen führte, der in allen schwarzen Büchern als der eines verfolgten Gauners figurirte! Keine Gnade gab es für die arme Camilla, sobald ihre Papiere bewiesen, daß sie das Weib dieses Gauners sei, und mochte sie auch zu ihrer Ehrenrettung angeben, sie sei die Tochter des Baron von Dörenberg, eben dies war nur ein Beweis mehr, daß sie eine Vagabondin sei, und keine zwanzig Stunden gönnte man ihr, um auszuruhen, bis sie ihren Stab weiter setzen könne.

Endlich gab Camilla, erschöpft von Nahrungssorgen, die Hoffnung auf, irgendwo ein ruhiges Obdach zu finden. Aber Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, die Liebe für ihr Kind ließen sie nicht verzweifeln. Sie griff zum letzten Mittel: sie verkaufte ein Medaillon mit dem Bildniß ihres Vaters, das sie bis dahin trotz aller schon erlittenen Noth wie ein Heiligthum bewahrt, erstand dafür eine Harfe für sich, eine Geige für ihre Tochter, brachte dieser die nothwendigsten Bogenstriche bei, und beschloß, sich durch ihr Spiel von Stadt zu Stadt ziehend zu ernähren, wenn ihr denn einmal keine bleibende Stätte gewährt werden solle.

Kümmerlich nur war das Leben, welches die Unglückliche führte, geduldig litt sie die Mühseligkeiten wie Entbehrungen, ja die Demüthigungen, welche nothwendig mit demselben verknüpft waren, entschädigte sie doch dafür die Freude, ihre Tochter heranwachsen und sich mit großer Liebe der musikalischen Ausbildung hingeben zu sehen, welche sie unter der Anleitung der Mutter genossen.

In der That entwickelte sich das Mädchen überreichend schnell. Das Reisen gab ihrem Verstande eine Frühreife, ihrem ganzen Auftreten eine Selbständigkeit, ihren Lebensanschauungen einen zeitigen Ernst und ihren Neigungen eine Richtung, in welcher die Mutter eine Garantie für das künftige Glück der Tochter sah. Schlank gebaut wie eine junge Palme, mit classisch geformtem Profile, großen, dunklen Augen, aus welchen zu Zeiten das tiefste, innigste Gefühl, aber wenn sie sich verletzt glaubte, auch der entschiedenste Charakter sprach, graziös in ihren Bewegungen, namentlich wenn sie vor ihrem kleinen Auditorium den Bogen führte, war Julie von Grimmer ihres Erfolges überall gewiß; die Anziehungskraft, welche das Mädchen bereits mit vierzehn Jahren auf Alle übte, die sie sahen und hörten, verbesserte natürlich auch die Lage der guten Mutter, ihre Einnahmen vermehrten sich, gleichzeitig aber war Camilla genöthigt, ihr Kind mit der größten Wachsamkeit vor allen den Gefahren zu hüten, mit welchen ihr öffentliches Auftreten sie umgab.

Von ihrem Gatten hatte sie seit wohl zehn Jahren ihres Umherziehens nichts gehört, er schien verschollen zu sein, lag vielleicht schon in irgend einem fremden Welttheil im kühlen Schooße der Erde. Auch von ihren Brüdern war Camilla keine Mittheilung geworden, da sie auf ihrer Wanderschaft die Nähe der Heimath mied. Endlich schienen auch die Behörden die Aversion, welche sie früher gegen ihren Namen gezeigt, vergessen zu haben, und nur dann und wann begegneten ihr noch Anfeindungen von Seiten derselben.

Als Camilla eines Tages krank in einer kleinen Residenz darniederlag, kehrte ihre Tochter Julie athemlos von einem Spaziergange heim, und warf sich erschöpft am Bette der Mutter auf einen Sessel. Mit ängstlicher Miene blickte sie zur Thür zurück, die sie vergeblich zu schließen versucht hatte, und faßte krampfhaft die Hand der Mutter.

»Um des Himmels willen, was ist Dir, Kind!« rief diese erschreckt.

»Man verfolgt mich, Mutter,« antwortete Julie. »Es sind zwei Herren, die mich schon auf der Straße belästigten, durch freche Redensarten und mir bis hier in's Haus gefolgt sind. Der Eine von ihnen ergriff mich beim Arm; er verlangte meinen Namen zu wissen und starrte mir so fest in's Gesicht, daß ich erschrak, während der Andre durch freche Aeüßerungen mich verletzte . . . Mutter, ich höre sie kommen! Wo verberge ich mich! Wer schützt mich vor diesen Zudringlichen!«

Vergebens blickte Julie in dem einzigen Zimmer nach einer Zufluchtsstätte umher, erschreckt richtete Camilla sich auf. In demselben Augenblick ward die Thür aufgerissen und herein eilte eine hohe männliche Gestalt in elegantem Kostüm, hinter ihm ein anderer, weniger erregt und mehr durch Neugier geleitet.

Kaum erblickte der erstere die mit zornfunkelndem Auge sich im Bett aufrichtende Camilla, als ein Ausruf der Ueberraschung seinen Lippen entfuhr; er schreckte zurück, starrte die Kranke sprachlos an und schien un schlüssig, was er beginnen solle. Auch Camilla that einen Schrei; todtenbleich, nicht im Stande, sich aufrecht zu erhalten, sank sie zurück, denn auch das Antlitz des andern Herrn war ihr verhängnißvoll bekannt, der Schreck übermannte sie, zumal sie ohnehin sehr entkräftet war.

»Hermann! ... Er! ... Und ... mein Bruder!« entrang es sich mühsam ihren Lippen, während die Tochter sich besorgt auf ihr Bett schmiegte und den Eindringlingen vergebens durch ihren Blick zu imponiren suchte.

»Wir scheinen hier in der That nicht ganz willkommen zu sein,« begann der Zweite, eine elegante, aristokratische Gestalt, in welcher wir, wenn auch schon merkbar gealtert, den jetzigen Kammerherrn von Dörenberg erkennen. »Ich bitte um Verzeihung, mein kleines ungnädiges Fräulein,« fuhr er zu Julie gewendet fort, »aber da wir keine Gelegenheit hatten, uns anmelden zu lassen, so begreifen Sie die Nothwendigkeit, mich selbst vorzustellen ... Mein Name ist Baron von Dörenberg, nur vorübergehend hier in dieser kleinen Residenz, wohin mich

die Festlichkeiten des Hofes riefen, und dieser Herr hier ist mein Freund, der Baron von Großmann, der, wie Sie sehen, nicht minder hingerissen ist durch Ihre Schönheit . . . Aber *Dieu de Dieu*,« unterbrach er sich, seinen Freund musternd, der schweigend und wie eine Bildsäule noch immer dastand, sichtbar im schwersten Kampfe mit sich selbst, während die Ueberraschung ihn förmlich gelähmt hatte. »Baron, was ist Ihnen widerfahren?« setzte er hinzu indem er diesem übermüthig die Hand auf die Schulter legte.

Doch auch ihm selbst wer eine fast nicht geringere Ueberraschung zudedacht, als er plötzlich die Kranke, die er noch keiner Beachtung gewürdigt, da er nur die schöne Julie mit frechen Blicken fixirt, sich im Bette aufrichten sah. Fest und strafend blickte ihn Camilla an, Verachtung lag in diesem Auge, dessen Ausdruck sich nur milderte, wenn es auf die Gestalt ihres pflichtvergessenen Gatten hinüber glitt, der wie vom Schlage gerührt vor seinem verlassenen und betrogenen Weibe stand und wie wenig seine Brust auch an menschliches Gefühl gewöhnt sein mochte, doch wohl eine Art von Gewissensbissen empfand.

Baron von Dörenberg, der anfangs seinen Augen nicht trauen wollte, als er die Gesichtszüge seiner verschollenen Schwester erkannte, die, wenn auch sehr gealtert, ihn doch auf den ersten Blick frappiren mußten, Baron von Dörenberg war der erste, der seine Fassung wieder erhielt.

»Eine saubere Entdeckung, die ich hier mache!« rief er halblaut, doch laut, genug, daß es Camilla hören konnte. »Mein davon gelaufenes Schwesterlein muß ich hier finden, und wenn nicht Alles täuscht, ist's ihr Töchterlein, deren Schönheit mich hieher verlockte! . . . Man scheint eine fahrende Musikantin geworden zu sein,« fuhr er fort, während sein Blick auf das in der Ecke lehrende Instrument und die Geige fiel. »Ei, ei! Welche seltsame Talente, mit denen man in der Welt herumzigeunert!«

Grimmer hatte von den Aeüßerungen seines Freundes nichts gehört; er hatte es endlich gewagt, das Auge zu der Kranken zu erheben, vermochte aber nicht ihren Blick zu ertragen. Fest die Hände ballend, wandte er sich ab und schritt schweigend zur Thür.

»Um des Himmels willen, laß mich nicht allein!« rief der Baron ihm nacheilend, und sich noch einmal zurückwendend sagte er höhnisch zu Camilla:

»Ich bitte um die Erlaubniß, mich noch einmal einzufinden, wenn Sie es nicht verziehen sollten, bis heut Abend die Stadt zu verlassen!«

Und mit einem höhnischen Lachen verließ er mit Grimmer das Gemach.

Mit einem tiefen Aechzen sank Camilla zurück. Ein Schrei der Tochter verrieth etwas Ungewöhnliches. Jammern warf sich Julie über die Mutter, deren Lippen sich mit Blut färbten, während sie ohnmächtig zurückgesunken war.

Eine Stunde später erschien ein Polizeibeamter mit der Weisung, daß Camilla und ihre Tochter am Abend noch

die Stadt zu verlassen hätten. Der Beamte fand am Bette der Kranken den Arzt, der für sie diese amtliche Weisung entgegen nahm und die Ausführung derselben für unmöglich erklärte, da die Kranke einen Blutsturz erlitten und für ihr Leben zu fürchten sei.

Gleichgültig, nur für die Mutter besorgt, nahm Julie, der die ganze Scene unerklärlich gewesen, die polizeiliche Ausweisung hin; auch sie war blaß wie eine Leiche und schüttelte auf die Fragen des Arztes nach der Veranlassung zu diesem Unfall nur trauernd und mit Thränen in den Augen den Kopf.

Der Baron von Dörenberg, der, wie er selbst geäußert, in der kleinen Residenz seit mehren Tagen den Festlichkeiten des Hofes beiwohnte, hatte Camilla's Gatten nicht gesehen, ehe er damals mit ihr floh; er hatte Grimmer unter dem Namen Baron Großmann in der Gesellschaft hier gefunden, die er durch sein Unterhaltungstalent allgemein für sich gewonnen hatte und in der er wirklich eine große Rolle spielte. Als Grimmer zufällig an des Barons Seite dem jungen Mädchen begegnet war, hatten ihn ihre Züge frappirt, denn Juliens Züge waren die seinigen; er mußte wissen, wer dieses Mädchen sei. Baron von Dörenberg wiederum war durch Juliens Schönheit so entzückt, daß er in Grimmers Wunsch mit einstimmte, dem Mädchen zu folgen, und so hatten sich denn Beide eine Ueberraschung bereitet, welche der armen Camilla fast das Leben gekostet.

Ohne eine Ahnung, daß in seinem Freunde Baron von Großmann sein eigener Schwager stecke, verließ Dörenberg das Haus der Unglücklichen, trennte sich von ihm auf ein Stündchen, eilte zur Behörde, um die Ausweisung dieser ›Zigeunerin‹, wie er sich ausdrückte, zu erwirken und war mit sich selbst zufrieden, diesem von ihm so gehaßten Weibe einen Streich gespielt zu haben, der ihn wenigstens von ihrer Anwesenheit in dieser Stadt befreite.

Grimmer's Rolle in der hiesigen Gesellschaft ist leicht zu bezeichnen. Durch seine Persönlichkeit, seine Gewandtheit und seine Routine war es ihm gelungen, die Behörden so wie die Gesellschaft hinsichts seiner Person zu täuschen, als er unter einem andern Namen und mit gefälschten Papieren auftrat. Das Unglück hatte ihn vorsichtiger gemacht und während einer langen Reihe von Jahren spielte er den Glücksritter mit dem günstigsten Erfolge, indem er nie länger als ein oder zwei Jahre sich in derselben Stadt aufhielt, auch in derselben einen so vortheilhaften Eindruck zurückließ, daß er bei seiner Wiederkehr mit Freuden empfangen wurde.

Freilich waren auch an ihm die Jahre nicht spurlos vorüber gegangen, indeß war er noch immer ein schöner Mann, der namentlich seine Erfolge bei dem weiblichen Geschlechte auszubeuten wußte. Daß er Weib und Kind längst vergessen, war bei einem Charakter wie dem seinigen erklärlich, und als der Zufall ihn so unerwartet der unglücklichen Camilla gegenüber führte, bedurfte es nur weniger Minuten, um mit der Ueberraschung auch jeden

Vorwurf in sich nieder zu kämpfen. Eine Stunde später sah man den falschen Baron Großmann, in der heitersten Gesellschaft beim Diner eines Hôtels sitzen, neben ihm den Baron von Dörenberg, der in der glücklichsten Laune war und sich namentlich mit einem jungen Mann unterhielt, der durch seine Schönheit, seine Jugend, sein goldfarbiges blondes Haar und eine außerordentliche Lebhaftigkeit in seinem ganzen Wesen sich auszeichnete.

Es war dies Friedrich Sieghardt, ein junger Virtuose, der unter andern künstlerischen Notabilitäten zur Verherrlichung der Hoffestlichkeiten nach der kleinen Residenz gerufen war.

Sieghardt hatte trotz seiner Jugend schon einen bedeutenden Ruf gewonnen, hatte bereits Italien, Frankreich und England durchreist und wie er erzählte, war er im Begriff, von hier zu seinem reichen Wohlthäter zu reisen, der ihn hatte ausbilden lassen und der seinem Ende entgegen sah. Sieghardt, wie jung er war, hatte bereits *gelebt*; seine Virtuosität, verbunden mit so großen körperlichen Vorzügen, hatten ihm mancherlei Triumphe bereitet, die mehr dem Jüngling als dem Künstler galten; man erzählte von seinen Erfolgen bei den Frauen zahllose interessante Anekdotchen, die er allerdings zurückwies, wenn sie ihm zu Ohren kamen, die aber deßhalb nicht minder begründet waren.

Ein hervorstechender Zug in Sieghardt's Charakter war seine Unruhe; er war unstät, hielt es nie länger als einige Wochen an einem Ort aus und war unglücklich, wenn

man ihn länger zu fesseln suchte. Nur hier in der kleinen Residenz fesselte ihn ein Magnet, die Liebe – freilich nicht zum ersten Male, aber mit einer Heftigkeit, die ihm selbst und seinen Ansichten, welche er bisher von der Liebe überhaupt gehabt, bedenklich erschien.

Julie war es, die kleine Virtuosa, mit der er durch Zufall zusammen getroffen war. Als ›Collega‹ hatte er sich ihr vorgestellt; er hatte ihr Spiel sehr mittelmäßig gefunden, seine Ansicht jedoch verschwiegen, denn hundertfach groß war, seine Verehrung für das reizende, eben erst aufblühende Geschöpf, das auch seinerseits ihm einige Hinneigung zu zeigen schien.

Sieghardt als junger Lebemann war fast täglich mit dem falschen Baron Großmann zusammen; er hatte eine gewisse Sympathie für den letzteren, die in Vertrauen übergegangen, und der Abenteurer war nicht wenig überrascht, als der junge Virtuose ihm die Ursach seiner auffallenden Zerstreutheit anvertraute; war es doch seine eigne Tochter, die der junge Mann mit solcher Leidenschaft verehrte.

Indeß nach dem ersten Eindruck dieser Mittheilung ward dieselbe dem vergnügungssüchtigen Abenteurer sehr gleichgültig, er dachte kaum noch daran und kümmerte sich wenig um den jungen Virtuosen; wie lieb er diesen auch gehabt, ihn beschäftigten jetzt andere Angelegenheiten und Friedrich Sieghardt und er sahen sich seltener wurden sich gleichgültig. Selbst die Nachricht, daß Sieghardt plötzlich abgereist, hatte endlich

nur wenig Interesse für ihn, denn es waren ihm inmit-
ten der erfolgreichsten Operationen Unannehmlichkeiten
passirt, die seine eigne Person gefährdeten. Er hatte
dem Baron Dörenberg, der seinen Aufenthalt hier wei-
ter ausgedehnt als ursprünglich beabsichtigt war, bedeu-
tende Summen im Spiel abgenommen. Dörenberg, er-
staunt über die Hartnäckigkeit, mit welcher das Glück
ihm, seinem Günstling, den Rücken wendete, war arg-
wöhnisch geworden, es kam zu einer heftigen Scene und
der falsche Baron Großmann ward als falscher Spieler
entlarvt. Nur seiner Gewandtheit hatte es der Abenteu-
rer zu danken, daß ihm die Flucht gelang; seine Papiere
blieben in den Händen der Polizei, man prüfte sie und er-
kannte sie als falsch. Dörenberg mußte zu seinem nicht
geringen Schrecken erfahren, daß er demselben Aben-
teurer, der einst seine Schwester entführt, seine Freundschaft,
sogar sein Vertrauen geschenkt; er schäumte vor
Wuth, setzte Alles in Bewegung, um den Betrüger ergrei-
fen zu lassen und reiste nach der Residenz ab, um auch
dort alle Hebel zur Verfolgung in Anwendung zu brin-
gen – freilich dort wie hier ohne Erfolg, denn weder der
echte Baron von Grimmer, noch der falsche Baron von
Großmann waren zu finden.



Camilla war inzwischen, als sie einigermaßen zu Kräf-
ten gelangt, mit ihrer Tochter ebenfalls nach der Residenz
gereist. Nur Sieghard's Bitten und Vorstellungen hatten

sie bewegen können, eine Stadt zu betreten, welche ihr Bruder bewohnte. Sieghardt hatte es verstanden, ihr ganzes Vertrauen zu gewinnen, Mutter und Tochter waren begeistert von dem interessanten jungen Mann und die erstere sah die Neigung ihres Kindes für denselben mit Freuden, denn sie fühlte, daß ihre Gesundheit für immer zerstört sei und glaubte in einer Vermählung Juliens mit Sieghardt eine Bürgschaft für das Glück der Tochter zu finden.

Die Liebe des jungen Virtuosen für die reizende Julie wuchs in der Residenz von Tag zu Tag. Sieghardt bot Alles auf, um Camilla und ihrem Kinde das Leben zu erheitern, er umgab Julie mit Aufmerksamkeiten, machte ihr kostbare Präsente, bereitete ihr alle nur denkbaren Zerstreungen und führte an der Seite der Mutter das sonst so stille Mädchen in ein Chaos von Zerstreungen und Genüssen.

Camilla hatte nie nach den Vermögensumständen Sieghardt's gefragt; es genügte ihr, zu sehen daß er ohne irgend welche Sorgen stets bedeutende Ausgaben machte und die absichtslosen Aeußerungen, welche er zuweilen fallen ließ, beruhigten sie. Wußte sie doch, daß er einen reichen Wohlthäter besaß, der für seine Ausbildung gesorgt hatte und ihn noch immer freigebig unterstützte.

Was Camilla lange erwartet, geschah; Sieghardt bat um die Hand der Tochter, die ihm gern gewährt wurde. In aller Stille fand die Vermählung des jungen Paares statt.

Kaum sah Camilla ihr Kind versorgt, als sich durch einen Unfall ihr Blutsturz wiederholte, und wenige Wochen später stand Julie trostlos und verzweifelt am Sterbebette der so schwer geprüften Mutter. Mit feierlicher Ruhe schloß Camilla noch einmal ihre Tochter in die Arme.

»Sei glücklicher, mein Kind, als es Deine arme Mutter gewesen!« flüsterte ihr die Sterbende mit halb gebrochener Stimme zu. »Sei glücklich! ... Ich ... war es nie! ... Habe Dank, barmherziger Gott, daß du wenigstens meinen letzten Tagen noch einen Sonnenstrahl beschiedest, daß du mich von hinnen scheiden lässest mit dem Bewußtsein, mein armes Kind nicht schutzlos zurück zu lassen!«

Und Camilla faltete noch einmal die Hände, über ihre Lippen zitterte noch ein leises, unverständliches Gebet; es galt dem Unwürdigen, der ihr ganzes Lebensglück zertrümmert. Wenige Minuten später war sie nicht mehr.

Einige Tage später stand auch Sieghardt am Sterbebette und zwar an dem seines Wohlthäters, der, plötzlich vom Schlage gerührt worden, und zwar nicht ohne große Besorgniß für sich selbst und seine Existenz. Sieghardt hatte sowohl Camilla wie seiner jungen Gattin verschwiegen, daß er nur der Freigebigkeit dieses edlen Mannes, eines alten Junggesellen, die Mittel verdankte, über welche er verfügte. Jetzt konnte diese Quelle für immer versiechen und er war dann wieder auf sein Virtuositentum angewiesen, das er, seit er Julie kennen gelernt, unverzeihlicher Weise vernachlässigt hatte.

Mit Bangen im Herzen folgte er der Leiche seines Wohlthäters, der, als er an dessen Sterbebette geeilt, der Sprache nicht mehr mächtig gewesen war. Sehr verstimmt kehrte er zu seiner jungen Gattin zurück; schweigsam saß er an ihrer Seite und dachte jetzt, da er noch für ein zweites Wesen verantwortlich war, zum ersten Male an die Zukunft. Sein Leben als Virtuose hatte für ihn viel Reiz gehabt, so lange er frei und unabhängig in der Welt herum ziehen konnte, jetzt fühlte er ein fremdes Gewicht an seinen Füßen, ja ihm war's, als seien auch die Flügel seines Genies erlahmt, und die Prosa trat an die Stelle der Poesie. Das Leben erschien ihm plötzlich grau und verblaßt, reizlos und alltäglich, ihn dünkte, er habe sich leichtsinnig in ein Gefängniß begeben, dessen Pforten sich hinter ihm geschlossen; die Blumen, welche dasselbe geschmückt und ihn hier hinein gelockt hatten, waren verwelkt und die kahlen, nackten Wände desselben starrten ihn an.

Freilich mußte er sich selbst gestehen, daß Julie schön sei, er mußte sich sogar sagen, daß er beneidet werde; aber er wollte ja nicht beneidet werden, er hätte gern dieses Glück sammt den Fesseln desselben seinen Neidern gegönnt, wenn er nur wieder hätte frei sein können, frei wie er es einst gewesen und glücklich wie es nach seiner Ueberzeugung nur der Freie sein kann.

Sieghardt hatte gewissermaßen Recht: das Virtuosenhum, wie er es verstand und liebte, paßt nicht in die engen Schranken, welche das häusliche Leben zieht, dem Genius erscheint es wie eine Galeere und jedesmal, wenn

er seinen Flug in die Lüfte machen will, zieht ihn die eiserne Kette häuslicher Pflicht wieder zu Boden. Schal, alltäglich und fadenscheinig, schwung- und poesielos drängt sich dem in seiner wilden Schrankenlosigkeit verirrt Genie die Wirklichkeit zu jeder Stunde auf, die materiellen Bedürfnisse, die seine Natur doch ebenso wenig entbehren kann wie jeder Staubgeborene erscheinen ihm wie eine Profanation eines erhabenen Berufs, einer eminenten Sendung, selbst das Weib, das von ihm angebetet worden, steht in seinen Augen da wie ein katholisches Heiligenbild, dem durch eitel Verehrung und Anbetung das Roth von den Wangen geküßt ist.

Zahllos sind die Künstlerehen dieser Art, welche in glühendster, überschwenglichster Liebe, in einer Leidenschaft geschlossen worden, der aber schon nach einer Spanne Zeit die erbarmenloseste Nüchternheit folgte, sobald die Wirklichkeit die Liebenden, von der Wahrheit des Jean Paul'schen Ausspruchs überzeugte, daß man nicht allein ein paar Flügel für die Luft, sondern auch ein paar Schuhe für die Erde haben müsse; grenzenlos ist das Elend, welches solchen Ehen nur allzu oft zu folgen pflegt, und leider drohte Sieghardt's Ehe ein gleiches Schicksal.

Der Rausch des Virtuosen verflieg mit demselben Augenblick, wo durch den Tod seines so freigebigen Wohltäters sich ihm die Frage aufdrängte, wovon er jetzt leben werde, wo die Nothwendigkeit ihn zur Thätigkeit

rief. Thätig sein, ja das wollte er allerdings, aber in seiner genialen Weise, nur so, wie es ihm seine jugendliche, unreife Lebensanschauung vorspiegelte. Sein Talent leuchten lassen in der glänzendsten Weise, wie ein Komet am Himmel erscheinen, nicht aber wie die zahllosen gewöhnlichen Sterne, welche die sehr alltägliche Aufgabe tragen, diese miserable Welt mit all ihren elenden Kreaturen zu beleuchten. Für sein Weib und demnächst sogar für sein Kind arbeiten, welche spießbürgerliche Aufgabe, eines Genies so unwürdig! Als er sich vermählte, hatte er mit keinem Gedanken daran gedacht, daß man um sein tägliches Brod ringen müsse, äöwissith, daß man als Gatte sich Mühen und Sorgen, die ganze Prosa des bürgerlichen Lebens auslade, das er doch bisher so mitleidig betrachtet, daß man ein Zugpferd werden müsse wie sie Alle, die vor ihrer freiwillig aufgebürdeten Last keuchen, bis sie ermattet, erschöpft zusammen brechen.

Sieghardt hatte vom Leben nur den idealen Begriff, dem die Enttäuschung immer folgt, und jede Ueberlegung dieser in seinen Augen so armseligen Stellung trug dazu bei, ihn noch mehr zu verbittern.

Einige Wochen genügten, um ihn Julie zu entfremden; sah er sie weinen, so hielt er das für einen Vorwurf, der ihr nicht geziemte, sah er sie stumm und ergeben dulden, so erschien ihm dies als ein *noch* größerer Vorwurf. Warum *sprach* sie nicht? Warum sagte sie nicht zu ihm: das ertrage ich nicht, das *kann* ich nicht ertragen! So hätte er sich mit ihr aussprechen können, so hätten sie sich, meinte er, versöhnt oder sie hätten beschlossen, sich zu

trennen, der Eine hiehin, der Andere dorthin zu gehen; es hätte ein Donnerwetter gegeben, und das reinigt die Luft, oder es – – jedenfalls war er der Ueberzeugung, daß es anders besser gewesen wäre.

So ist der Mensch, d. h. der ungewöhnliche, der die hohe Mission fühlt, ein Genie, also etwas ganz Andres als Andre zu sein!

Sieghardt, der sich unglücklich fühlte durch die Verpflichtung, mit seinem hohen Talent wie jeder gewöhnliche Tagelöhner für Weib und Kind arbeiten zu müssen, ward einige Wochen nach dem Tode seines Wohlthäters, als er bereits innerlich zu dem Entschluß gekommen, um jeden Preis diese verhaßten Fesseln zu brechen, durch die Nachricht überrascht, daß er von dem Verblichenen zum Erben eingesetzt worden und also in den Besitz eines ziemlich ansehnlichen Vermögens kommen werde.

Sofort betrachtete er das Leben, also seine Rechte, nicht aber seine Pflichten von einer ganz andern Seite. Er war jetzt reich und konnte sein Talent nun üben, so weit es ihm als reichem Mann Vergnügen machte, so weit er seine Person dadurch illustrierte und persönliche Triumphe feiern konnte. Jetzt erklärte es sich also, daß der eigentlichste Grund von Sieghardt's totaler Verstimmung in der Beschränkung lag, welche die Ehe einer Eitelkeit als schöner und talentbegabter Mann auferlegte.

Er, den die Weiber bisher so verwöhnt, sah sich als Ehemann in den Schatten gestellt, sein Weib genügte seiner Eitelkeit nicht mehr, seit er sie besaß; Julie versäumte es auch vollständig, seiner grenzenlosen Eitelkeit zu

schmeicheln, und das verzieh er ihr nicht, das war in seinen Augen, ohne daß er es sich selbst gestand, ein Capital-Verbrechen.

Jetzt also sah Sieghardt sich im Besitz alles Dessen, was er ersehnt, und gerade jetzt mußte er mit den Ketten des ehelichen Lebens belastet sein!

Ohne Julie in sein Glück einzuweihen, ohne ihr von der Erbschaft ein Wort zu sagen, begann er sich unter die *jeunesse dorée* der Residenz zu mischen, die an dem lebenslustigen, vermögenden und durch seine Talente ausgezeichneten jungen Mann Gefallen fand. Die gänzlich auf das Haus angewiesene junge Frau, der jeder Umgang abgeschnitten ward, erfuhr nur zufällig, daß ihr Gatte in öffentlichen Concerten, in den glänzendsten aristokratischen Kreisen, sogar am Hofe auftrat und durch sein Spiel die großartigsten Triumphe feierte. Sie ahnte nicht, wie dem schönen jungen Virtuosen die Herzen, namentlich der leichtfertigen Weiber, deren diese Sphäre genug zählt, entgegen schlugen, sie wußte nicht, in welchem Taumel er sich befand, sie sah ihn nur gänzlich erschöpft seine Wohnung aufsuchen, sie empfand es mit tiefstem Schmerz, daß er immer wortkarger und abstoßender gegen sie ward, daß allmählich auch das Fünkchen von Liebe, welches die Gewohnheit in uns immer wieder mühselig anzufachen bemüht ist, erlosch, daß er sie als eine Last betrachtete und vergeblich nach dem Zauberwort suchte, das ihn von ihr befreien könne.

Selbst als Julie ihren Gatten mit einem blonden, allerliebsten Mädchen beschenkte, das ganz feine Züge

trug, hatte Sieghardt wenig oder nur vorübergehendes Gefühl für dasselbe und nur nach und nach, wenn er nach wüst verbrachten Nächten, heimkehrte und sich zerstreut, mißmuthig an die Wiege stellte, begann das natürliche Vatergefühl sich in ihm zu regen, ohne indeß eine Annäherung zwischen den beiden Gatten herbei zu führen.

Der Sommer kam, Sieghardt und Julie waren seit einem Jahre vermählt. Der erstere erblickte in der schönen Jahreszeit eine günstige Gelegenheit, für einige Zeit ganz seine Freiheit wieder zu genießen. Er erklärte seiner jungen Frau, er werde eine Badereise machen und zwei Monate ausbleiben. Die Mutterpflicht versagte es Julien natürlich, ihn zu begleiten, und hierauf hatte er eben seinen Reiseplan berechnet.

Mit Thränen entließ ihn das arme Weib; ein banges Gefühl prophezeite ihr noch größeres Unglück, indeß keine Bitte konnten Sieghardt bestimmen, zu bleiben. Er reiste. Im Bade begegnete ihm der Baron von Großmann, den er vor anderthalb Jahren in der kleinen Residenz an der Seite des Baron von Dörenberg kennen und als den liebenswürdigsten Gesellschafter lieben gelernt. Großmann war allerdings anfangs ein wenig verlegen, als er aber aus Sieghardt's Benehmen ersah, daß dieser von seinem Fiasko an jenem Orte nichts wußte, vertraute er ihm an, er nenne sich hier ganz einfach Behrmann, weil er seinen wirklichen Namen nicht in der Fremdenliste sehen wolle, aus Gründen, die er ihm später nennen werde, er möge ihn also ja mit diesem Namen anreden.

Sieghardt fand hierin nicht Außerordentliches. Beide setzten ihren Umgang intimer fort als früher. Behrmann gebot über ziemliche Mittel und hörte bald von dem Glück, das inzwischen den jungen Virtuosen getroffen; von seiner Vermählung fiel kein Wort. Sieghardt hatte ja keine Ahnung von den engen Banden welche zwischen seiner Gattin und diesem Manne bestanden. Zwei pflichtvergessene Gatten fanden einander also hier und gleiche Sympathien fesselten sie gegenseitig wie das bei gleichen Neigungen und gleichen Schwächen sehr erklärlich.

Für den falschen Baron Großmann, der, wie wir sahen, wiederum auch der Schlinge entgangen, welche man ihm vor anderthalb Jahren um den Hals werfen wollte, war ein leichtsinniger, lebenslustiger junger Mann wie Sieghardt eine unbezahlbare Eroberung; er betrachtete ihn wie eine frische saftige Citrone, die er auszudrücken die Aufgabe hatte. Männer wie dieser jetzt genannte Behrmann sind für Freundschaftsgefühle selbst wenn sie ihnen mit der rührendsten Innigkeit entgegen getragen werden, unempfänglich, wie sie es für alle wärmeren Empfindungen sind; ihr Interesse dictirt Alles, denn Täuschung und Betrug sind ihr Handwerk.

In schlimmere Hände als die dieses Behrmann konnte Sieghardt also nicht gerathen. Der erstere bemühte sich, seinen jungen Freund in alle Kreise einzuführen, er überredete ihn, sich öffentlich in den Concerten des Curorts hören zu lassen, um seine Eitelkeit zu stacheln, er führte

ihn sogar in die frivolen kleinen Soiréen, welche von einigen aus Frankreich herüber gekommenen Loretten veranstaltet wurden, und wußte, mit einem Wort seinen jungen Freund von einem Taumel in den andern zu stürzen.

Sechs Wochen verstrichen Sieghardt im Curorte unter den wildesten Zerstreungen, bis man sich eines Morgens lächelnd auf der Brunnen-Promenade erzählte, der schöne junge Virtuose sei gestern Abend in Gesellschaft einer Französin abgereist, die nicht nur durch ihre Reize, sondern namentlich auch durch ihr heiteres, übermüthiges Temperament allgemeine Bewunderung erregt hatte.

Behrmann schlug sich vor den Kopf, als er dies hörte. Sieghardt war allerdings von ihm schon sehr stark gerupft worden, derselbe hatte bereits dreimal von seinem Bankier große Summen requirirt, von denen der größte Theil bei Spiel und Champagner in Behrmann's Tasche gewandert war daß aber der junge Freund sich ihm so heimlich entwand, empörte ihn, das betrachtete er als einen Schurkenstreich, denn Behrmann glaubte die vollgültigsten Ansprüche auch auf den Rest von Sieghardt's Vermögen zu haben, den er jetzt sicher anderweitig verwendete, wahrscheinlich sogar in den Schooß dieser intriganten, schönen Französin warf.

Am nächsten Tage schon machte sich auch Behrmann auf; er hatte in Erfahrung gebracht, daß das Bad Spaa das Ziel Sieghardt's und seiner Gefährtin sei und folgte ihnen dorthin.

Acht Wochen später schlich Sieghardt leichenblaß abgezehrt, mit tief zurückgesunkenen Augen, aus welchen die Verzweiflung sprach über die Boulevards von Paris.

»Hätt' ich nur so viel noch übrig behalten, um mir eine Geige zu kaufen und meinen Unterhalt zu verdienen!« murmelte er, mit den Zähnen knirschend, vor sich hin, während er vergeblich mit den Händen in den Taschen wühlte. »Mein Weib und mein Kind werden darben daheim, sie werden nach mir rufen, umsonst nach mir suchen! ... Aber was nützte es, wenn ich zu ihnen zurückkehrte, wenn ich das Geld zur Rückkehr hätte; ich käme mit leeren Händen, mit leerem Herzen und einem Bewußtsein, das mich meine eignen Gedanken fliehen läßt! ... Ich habe Alles vergeudet, habe mit strafbarem Leichtsinn selbst mein Herzblut verschwendet! Ich bin eine wandelnde Ruine, ein Todter, der nicht einmal so viel übrig behalten, sich einen Sarg zu kaufen, ein Schatten, der spricht und denkt, der dem Leichtsinnigen, dem er einst gehörte, unaufhörlich die entsetzlichsten Anklagen zuruft, ihm Dinge nachsagt, die nicht einmal Verläumdung sind! ... Daheim weinen mein Weib und mein Kind, und *dieses* Weib hier wies mir lachend die Thür, als ich kam, sie wenigstens um so viel anzuflehen, daß ich mir ein Instrument kaufen könne, damit ich nicht zu betteln brauche für meinen Unterhalt ... Tausende verschwendete ich für sie, und *sie* ...«

Mit einem Hohngelächter unterbrach er sich selbst und blieb vor dem Schaufenster einer großen Musikalienhandlung stehen.

»Ich will hinein gehen zu diesem Mann,« sprach er vor sich hin; »ich will ihn bitten, mir eine Geige in die Hand zu geben, will versuchen, ob ich den Bogen noch führen kann; vielleicht ist er barmherzig genug, mir irgendwo für mein Spiel ein paar Franken zu verschaffen, womit ich ihm das Instrument bezahle; und dann will ich umher ziehen, will auf den Märkten, auf den Kirchweihen spielen und mir mein kümmerlich Brod erwerben.«

Sieghardt trat ein. Hier verlieren wir ihn einstweilen aus den Augen.

XII. EINE UNNATÜRLICHE MUTTER.

Die Aehnlichkeit des Geschickes der Kinder mit dem der Eltern ist oft bis zum Erschrecken groß; erben die Sünden der Väter bis in's dritte und vierte Glied so rächt sich die Schwäche der Eltern nicht selten an den unschuldigen Kindern; man möchte behaupten, dasselbe Blut treibe zu denselben Thorheiten, und dieselben Thorheiten erzeugen dieselben Folgen.

Eben um dies darzuthun und den Titel unsrer Geschichte zu rechtfertigen, griffen wir so weit in derselben zurück; den Fluch der Unstärheit und Ruhelosigkeit, den angeborenen Instinct des Unglücks zu finden, die angeerbte Prädestination, zu deren Erfüllung das Blut der Väter treibt, sollte hier in Generationen geschildert werden, so weit es die Episode zuließ, in der wir vielleicht umständlicher waren, als es beabsichtigt wurde.

Das Schicksal der Tochter ward ein nicht minder beklagenswerthes als das der unglücklichen Mutter, die in blinder Hast, ihr Kind versorgt zu sehen, der Neigung ihres Kindes Vorschub leistete und von der Vorsehung wenigstens bewahrt wurde, das Elend derselben noch zu erleben. War Camilla's Gatte ein herzloser, routinirter Abenteurer, so war der Juliens ein eitler, leichtsinniger Mann, der sich für zu gut, zu erhaben hielt, als daß er verpflichtet sein könne, die kleinen und großen Lasten des häuslichen Lebens auf sich zu bürden. War Grimmer ein Zigeuner aus Profession mit allen Lastern und Treulosigkeiten eines solchen, so war es Sieghardt aus Gewohnheit und Leidenschaft; den ersteren trieb sein Hang für Ausschweifung dazu, seine gesellschaftliche und körperliche Gewandtheit zu allerlei gesellschaftlichen Zigeunerkünsten zu mißbrauchen, Andre auszubeuten, zu betrügen und so in ewiger Flucht vor Entdeckung und Verhaftung zu leben; dem Andren war seine Geige ganz dasselbe, was dem Zigeuner seine Fidel ist. Das Schicksal spielte ihm den Possen, ihn reich zu machen, und er streute das Geld Jedem in den Schooß, der seiner Eitelkeit zu schmeicheln wußte.

Wohl fühlte Sieghardt, als er wieder allein und verlassen von seinen falschen Freunden in der Welt dastand, die heftigsten Gewissensbisse über seine Handlungsweise, und wenn er auch Julie in der That nicht mehr liebte, er sagte sich selbst, daß er an ihr zum Schurken geworden. Wie aber sollte er jetzt vor sie hintreten? Mußte der

Anblick seines Weibes, seines Kindes ihm nicht zur fürchterlichsten Gewissensqual werden; war er nicht beschämt vor der ganzen Gesellschaft, in der er eine so glänzende Rolle gespielt? Würde man nicht mit Fingern auf ihn zeigen? . . . Nein, lieber die Armen, die ja doch einmal unglücklich waren, der Barmherzigkeit Anderer überlassen, als auch sie noch tiefer mit sich in sein Elend hinabziehen! Später . . . ja später, wenn es ihm gelungen, sich wieder aufzuschwingen, wollte er sie wieder finden, wollte er gut machen, was er an ihnen gefrevelt.

Aber Sieghardt fühlte leider schon, als wir ihn auf dem Boulevard sahen, daß seine ohnehin schwächliche Gesundheit untergraben war durch Monate lange Ausschweifungen, und daß sein guter Wille an seiner körperlichen Hinfälligkeit bald seine Grenzen finden werde.

Inzwischen verlebte Julie die qualvollsten Tage. Ihre flehenden Briefe an den Gatten blieben ohne Antwort, Wochen, Monate vergingen, keine Nachricht von Sieghardt.

Endlich vermochte sie es nicht mehr, ihre Angst zu zügeln.. Noch besaß sie eine kleine Summe von Dem, was ihr Sieghardt großmüthig zurückgelassen; sie übergab dieselbe der Amme ihres Kindes, überließ dieser ihre Wohnung und machte sich auf, ihren Gatten zu suchen.

Sie fand ihn nicht; was sie jedoch über ihn hörte, war hinreichend, um sie in die tiefste Verzweiflung zu stürzen. Abermals eilte sie seiner Spur nach; sie verkaufte Alles, was sie noch Werthvolles besaß, sie dachte nicht an die Existenz ihres Kindes, nur an ihr eignes Schicksal; sie

verleugnete ihr Muttergefühl im Sturm aller der Gefühle, deren Spielball sie war, denn wie sanft und hingebend sie auch in ihrer Ruhe war, ebenso heftig, rücksichtslos und überstürzend ward sie, als sie sich von dem Frevel überzeugte, der an ihr verübt worden.

Julie hatte sich seit ihrer Vermählung zu einer der imponirendsten und blendendsten Schönheiten entwickelt; nur einen Mann wie Sieghardt, der in ihr nichts sah als ein Wesen, das ihn an die Erde fesselte, während er zum Himmel aufstrebte, nur ihn konnten die Reize dieses Weibes kalt und gefühllos lassen, dieselben Reize, die ihn einst entzückt hatten. Als Gegensatz der Sanftmuth, welche Camilla bei gleichem Schicksal entwickelt, fühlte Julie, die lange duldend gewartet hatte, daß der Gatte umkehren und ihren Werth zu schätzen wissen werde, sich tödtlich verletzt; mit der aufrichtigsten Hingebung hatte sie Allem entsagt, hatte still wie eine Märtyrerin daheim geweint, wenn sie den Gatten draußen im Kreise seiner Freunde wußte; jetzt empörte sich in ihr der Stolz des Weibes gegen solchen Undank und diese Empörung wuchs zur Raserei, als sie durch Zufall erfahren, was Sieghardt ihr verschwiegen, daß er in Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt und im Zuge sei, dieses Vermögen auf die unverzeihlichste Weise zu vergeuden.

Julie suchte abermals vergebens; in ihrer Heftigkeit schoß sie oft über die Spur hinaus, wenn sie ganz in ihrer Nähe war. Als sie Paris erreichte, hatte Sieghardt die Stadt wieder verlassen. Niemand wußte, wohin er sich gewendet; Alles, was sie erfuhr, bestand darin, daß er

arm wie ein Bettler, daß er Wochenlang in einem *maison de santé* gelegen, auf Kosten einiger barmherziger Künstler dort gepflegt worden sei und noch ganz gelähmt dieses Haus verlassen habe.

Bis hieher hatten die Mittel des unglücklichen jungen Weibes gereicht; sie sah sich plötzlich inmitten des großen Babels von allen Hilfsquellen verlassen, keine Rettung bot sich ihr zur Fristung des armseligen Lebens.

Aber Julie war schön und *hier* sollte sie erst den Werth der Schönheit kennen lernen. Die unglückliche junge Frau ward von der Noth an den Rand des Strudels gedrängt, in welchem selbst der kräftigste Schwimmer untergeht. Sie schloß die Augen vor dem, was vor ihr lag, sie zwang sich zu vergessen, was hinter ihr lag. Um nicht täglich, stündlich an den Treulosen erinnert zu werden, legte sie sogar seinen Namen ab, und ohne Ahnung, wie geächtet der Name ihres Vaters war, griff sie zu diesem zurück. Sieghardt's verlassene Gattin brillirte als Baronin von Grimmer, eine bewunderte Schönheit, in glänzender Equipage im Bois de Boulogne; zu ihren Füßen lag ein junger Mann von fürstlichem Range und unermeßlichem Vermögen, der sie anbetete und in dessen Gesellschaft sie *wirklich* vergessen lernte.

Anfangs freilich gehört viel Lärm, viel Zerstreung, ein ununterbrochener Taumel dazu, um das vorwurfsvolle Pochen des Herzens, die immer wiederholten Vorwürfe des Gewissens in der Brust eines jungen Weibes zu über-täuben, das sich schuldig weiß, indeß allmählich erlahmt das Herz, schweigen die innern Vorwürfe und wer die

Brücke hinter sich abgebrannt, muß schon am andern Ufer bleiben.

Julie ward eine der gefeiertsten ›Zigeunerinnen‹ des wilden pariser Lebens. Sie bewohnte eine glänzende Etage mit königlicher Ausstattung und sah in ihren Salons die ersten Gestirne vom Himmel des pariser Leichtsinns. Sie besuchte mit jedem Sommer die französischen Bäder, machte, von diesen kommend, die interessantesten Reisen, verschwendete Tausende und Abertausende und ward bewundert und beneidet.

Die stille Frage des Mutterherzens, was aus ihrem Kinde geworden, verlangte zwar während der ersten Jahre oft und stürmisch von ihr Antwort, indeß auch sie schwieg allmählich. Erst als Julie einsehen mußte, daß nichts so treu wie das Unglück, nichts so unzuverlässig wie das Glück, erst da begann sie wieder sich Vorwürfe zu machen, freilich als es längst zu spät war.

Wir übergehen die Reihe von Jahren, während welcher Julie nicht schöner, sondern älter ward, und dies rechtfertigte ihre Schicksale. Verschwunden war der Mann, der ihr seine unermesslichen Reichthümer zu Füßen gelegt, und Julie sah zu spät ein, daß sie diese nicht zu erhalten verstanden. Sie hatte den Mann anfangs zwar nur geachtet, er aber hatte sie gezwungen, ihn zu lieben. Jetzt zwang er sie, ihn zu vergessen.

Julie trauerte um ihn und verzehrte was sie von seinen reichen Geschenken übrig behalten; dann fand sie sich genöthigt, auch ihn zu vergessen, und dieselbe Nothwendigkeit wiederholte sich mehre Male. Endlich empfand

sie einen Ekel an dieser Existenz, sie begann an das Vaterland zurück zu denken; sie wollte wieder gut machen, was sie gefehlt, wollte ihr Kind aufsuchen und von den wenigen Tausend Franken, die sie noch gerettet hatte, daheim ein stilles, zurückgezogenes Dasein führen. Sie wollte zuvörderst das Grab ihrer Mutter besuchen, dann dem Verbleiben ihres Kindes nachforschen und dann ... Weiter gingen ihre Pläne nicht.

Noch immer war Julie schön, obgleich fast funfzehn Jahre verstrichen waren seit sie nach Paris kam; aber diese Schönheit war eben nur noch eine künstliche. Mit so klassischen Zügen, so edler Gesichtsform, so junonischem Wuchs mußte es einem Weibe, das die Kunst der Toilette versteht (und wer erlernte diese in Paris nicht) sehr leicht fallen, äußerlich der Zeit zu trotzen, und da sie wie alle Weiber, denen die Existenz die Eitelkeit zur Pflicht macht, sich nicht entschließen konnte, der Schönheit zu entsagen, so fanden wir sie noch als schönes Weib, das vermöge der hohen Schule, welche sie durchgemacht, in der Koketterie das Erstaunlichste leistete und noch heute der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war.

Da Julie während ihrer kurzen Ehe in der Residenz ein stilles, häusliches Leben geführt, erkannte sie Niemand, als sie hieher zurückkehrte, denn auch den Namen ihres Gatten hatte sie nicht wieder angenommen. Fruchtlos war das Suchen nach ihrem Kinde. Die Leute, die damals in dem Hause gewohnt, waren nicht mehr am Leben;

von dem Verbleiben der Amme, der sie das Kind übergeben, wußte selbst die Behörde nichts, da inzwischen ein zu großer Zeitraum verstrichen war; ebenso wenig erfuhr sie hier etwas über Sieghardt, zumal sie es niemals wagte, seinen Namen auf ihre Zunge zu nehmen. Und dennoch – sonderbarer Widerspruch in dem Gefühlsleben des Weibes! – dennoch bewahrte sie das Bild ihres Gatten in ihrem Schlafgemach unter einem Flor. Diesem Bild verdankte sie wenigstens, daß der Zufall ihr einigen, wenn auch unbedeutenden Aufschluß über das Verschwinden ihres Kindes gegeben. Als ihr Weg sie nämlich eines Tages an einer Trödler-Bude vorbeiführte, sah sie zu ihrer nicht geringen Ueberraschung ein von einer dicken Staubkruste überzogenes Oelgemälde, aus welchem sie, erkennbar selbst unter dieser Staubkruste, die Züge Sieghardt's anstarrten.

Minuten lang stand sie wie gelähmt, unbeweglich da, dann trat sie in den Laden ein, fragte den Besitzer desselben, wie er zu diesem Bilde gekommen und erfuhr, daß ihm dasselbe nebst verschiedenen andren Gegenständen, Mobilien u. dergl., vor wohl funfzehn Jahren von einem jungen Mann verkauft worden sei. Noch heute, meinte er, könne er sich erinnern, wie bleich und leidend dieser Mann gewesen, ein Todes-Kandidat, der bei Lebzeiten wohl schon für seine Begräbnißkosten gesorgt habe, setzte der Trödler hinzu. Weitere Auskunft über ihn zu geben war er nicht im Stande.

Wer anders als Sieghardt konnte dies gewesen sein; wer anders hätte das Recht gehabt, diese Gegenstände

zu verkaufen. Also war er dennoch wieder hier gewesen, hatte sie vielleicht gesucht, ja vielleicht hatte ihn sein Gewissen wieder zurück geführt; während sie im Süden war, irrte er damals im Norden umher; er war bleich und krank gewesen, das stimmte mit den Nachrichten überein, welche sie in Paris über ihn erhielt, denn er hatte ja damals das Krankenhaus in einem Zustande verlassen, den man ihr als fast hoffnungslos geschildert.

Aber Jahre, lange Jahre waren seitdem verstrichen. Hatte Sieghardt sein Kind noch gefunden? Hatte er es mit sich genommen? Lebte er noch und wo? Das Alles waren Fragen, auf die ihr Niemand Antwort zu geben vermochte.

Julie kaufte das Bild und verhüllte es mit einem Flor. Sie besaß Pietät genug, um es aufzubewahren, aber nur wenn sie sich in der trübsten Stimmung befand, wagte sie es, diesen Flor zu entfernen und mit Thränen im Auge, einer kurzen, schönen Zeit zu gedenken, deren Wonne sie mit so vielen Prüfungen und mit dem Verlust ihrer Seelenreinheit bezahlte.

Nur zu bald mußte sie auch einsehen, daß trotz allen Einschränkungen die Mittel, welche ihr geblieben waren, nicht lange ausreichen konnten, daß sie neuen Entsagungen entgegen gehe. Julie entschloß sich bei Zeiten, auch die letzten Kostbarkeiten zu verkaufen, welche sie noch besaß. Man wies sie zu dem alten Salomon. Diesen interessirte die hohe, aristokratische Gestalt des fremden

Weibes, der Adel, welcher in ihrer Haltung, in allen ihren Bewegungen lag, während der Kummer deutlich aus ihren bleichen Zügen sprach.

Der alte Salomon, der mit mancherlei vornehmen Persönlichkeiten in geheimer Beziehung stand, hatte Sinn für ›das Gentile‹, wie er sich ausdrückte; er prüfte bald die Geschmeide, welche ihm Julie übergab, bald die leidenden Züge der Fremden und mißbrauchte die Verlegenheit, in welcher diese sich offenbar befand, um sich über ihre Person die nöthigen Aufschlüsse zu verschaffen, er erklärte ihr, die Sachen nicht anders kaufen zu können, als wenn er genau über deren Ursprung und die Lebensverhältnisse ihrer Besitzerin aufgeklärt werde.

Thränen feuchteten die dunklen Augen Juliens, als sie sich gezwungen sah, ihre Verhältnisse, ihren Namen preis zu geben; indeß welche Gründe hatte sie, hier aus ihrer Person ein Geheimniß zu machen?

Kaum hatte Salomon den Namen Grimmer gehört, als es in seinem listigen Auge blitzte.

»Von Grimmer ... Grimmer!« rief er mit dem Kopfe nickend. »Kenn' ich doch den Namen! Hm! Fährt mir doch eine Erinnerung durch den Kopf, eine Erinnerung ...«

Salomon trommelte sich mit den langen magern Fingern vor die Stirn, um dadurch den schlaunen, prüfenden Blick zu verstecken, den er auf die Fremde warf.

»Ganz recht!« rief er endlich. »Herr von Grimmer! Er vermählte sich vor nun schon vielen Jahren mit einer Baronesse von Dörenberg und ging mit ihr nach London!

... Vielleicht ein Verwandter von Ihnen? Mir ist der Name nur einmal vorgekommen!«

»Diese Baroness von Dörenberg war meine Mutter!« antwortete Julie vor sich niederblickend.

»Hm! Sie *war* ... So ist sie also todt!«

»Noch gestern stand ich an ihrem Grabe!«

»Also *hier* ist sie gestorben!« fuhr Salomon den Kopf wiegend fort. »Habe sie nicht gekannt persönlich, kenne nur ihren Bruder, den Kammerherrn von Dörenberg ... Ein sehr reicher, sehr vornehmer, sehr einflußreicher Mann!« setzte er mit eigenthümlicher Betonung hinzu.

Julie fuhr kaum merkbar zusammen, dem schlaunen alten Fuchs entging das nicht. Ihre Mutter hatte ihr einige Wochen vor ihrem Tode ihre ganze Lebens- und Leidensgeschichte erzählt und in dieser Erzählung hatte der Kammerherr keine vortheilhafte Rolle gespielt, denn Camilla hatte ihr ausdrücklich gesagt, daß dieser Bruder sie mit teuflischer Malice verfolgt, daß sie es ihm zum Theil verdanke, daß ihr nirgendwo Ruhe vergönnt worden sei. Julie hatte auch schon mehrmals zufällig von dem Kammerherrn sprechen gehört und der Name dieses Mannes hatte für sie nothwendig etwas Unangenehmes; sie fürchtete ihn, wie ihn die Mutter gefürchtet hatte.

Salomon, dessen geheime Beziehungen zu den Dörenbergs wir bisher angedeutet, sah in Julie eine Person, die ihm von Nutzen werden könne und deren er sich versichern müsse. Er übernahm die Schmucksachen nur als Pfand, zeigte eine Großmuth, welche Julie rührte, zahlte

ihr eine Summe, die ihre Erwartungen bei weitem übertraf, und bat sie, sein Haus als das eines Freundes zu betrachten, wenn sie sich verlassen fühlte wie er zu glauben Ursach habe.

Nicht gewohnt an so uneigennützig Theilnahme, Vertrauen fassend, weil sie hoffte, von dem Alten Weiteres über ihre Familie zu hören, die sie nur aus den Erzählungen der Mutter kannte, ging sie auf die Ideen Salomon's ein und dieser that das Unerhörte, er führte sie hinauf zu seiner Tochter, zu der ebenso vereinsamten Rahel, der natürlich jedes Wesen willkommen war, dem sie sich mittheilen konnte.

Julie war fortab die Einzige, welche freundschaftlicher Weise Sami Salomon's Haus betrat; sie kam allwöchentlich einmal und dieser Besuch war für Rahel stets ein freudiges Ereigniß. Wie aber Alles gemäßbraucht wird, so geschah es auch hier. Kaum hatte Rahel außerhalb des Hauses einen Anknüpfungspunkt, als sie auch Mittel und Wege fand, die Aufmerksamkeit ihres Vaters zu täuschen, und wenn Julie nur einmal wöchentlich zu Rahel kam, so erschien diese desto öfter heimlich bei Julie und benutzte jede Stunde, wenn der Alte das Haus verlassen hatte, um durch die Hinterpforte zu entwischen.

Salomon's Töchterlein war auf schlimmen Wegen, wie sie schon zu Anfang unsrer Geschichte angedeutet wurde und wie wir dies ferner sehen werden.

Der Zufall, der selten etwas Gutes stiftet, aber, schadenfroh keine Gelegenheit versäumt, das Gegentheil zu besorgen, ließ Julie eines Abends als die Vereinsamung

ihr unerträglich, dem Kammerherrn und seinem Neffen Gerhard im Theater begegnen. Der Letztere schien hingerissen von Juliens Schönheit, denn sie hatte die einfachste, aber geschmackvollste Toilette gemacht und entwickelte in dieser stets die französische Schule.

Kammerherr von Dörenberg war, wie wir wissen, stets bereit, die Thorheiten seines Neffen zu unterstützen. Juliens Antlitz erinnerte ihn an ein Gesicht, das ihm früher vor Jahren begegnet, indeß wußte er nicht mit seinem Gedächtniß einig zu werden. Julie nahm Gerhard's Aufmerksamkeit, die er in der Loge gegenüber zeigte, mit Gleichgültigkeit hin, sie bemerkte aber, daß nach der Vorstellung eine Equipage ihrem Fiaker folgte.

Am nächsten Mittag erschien der Kammerherr vor ihrer Wohnung. Als die Dienerin ihr die Karte des Kammerherrn von Dörenberg überbrachte, der über sie nichts weiter hatte erfahren können, als daß sie eine junge Wittwe sei, die von Paris hieher gezogen; als Julie diese Karte in ihrer zitternden Hand hielt, mußte sie erst überlegen, was zu thun sei. Welche Pläne sie faßte, bleibe dahingestellt, sie empfing den Kammerherrn und nahm ihre ganze Fassung zusammen, um keinerlei innere Bewegung zu zeigen. Der galante Kavalier, der mehr um seines Neffen als um seiner selbst willen gekommen war, um, wie er sich ausdrückte, »einer so seltenen Schönheit seine Huldigung zu bringen«, äußerte in der so gewandt von ihm eröffneten Unterhaltung, er müsse schon einmal das Glück gehabt haben, ihr zu begegnen und hierauf gründe er die

Freiheit, die er sich genommen, ihr seine Aufwartung zu machen.

»Sie kennen meinen Namen vermuthlich nicht, Herr von Dörenberg?« fragte Julie mit scharfem Ton.

»Ich gestehe . . . ich bekenne zu meiner Verlegenheit . . .« antwortete der Kammerherr ein wenig consternirt. »Aber wer kann solchen Reizen gegenüber so profan sein, nach dem Namen zu fragen,« rief er aus; »es giebt ja nur einen Namen für . . .«

»Der meinige ist Julie von Grimmer!« unterbrach Julie den Kammerherrn, ihn scharf fixirend.

Keinerlei Röthe der Verlegenheit zeigte sich auf dem gepuderten und geschminkten Antlitz des Gastes, er biß flüchtig die Lippen zusammen und affectirte ein Lächeln.

»Allerdings, der Name ist mir bekannt!« antwortete er schnell. »Sehr bekannt!«

»*Verwandt!* So sagte mir meine selige Mutter, Camilla von Dörenberg!« ergänzte Julie.

Der Kammerherr befand sich in einer peinlichen Lage, indeß er hatte schon weit schlimmere überstanden. Seine Schwester war todt, das hörte er aus Juliens Munde, ohne daß ihn dies irgendwie berührte; war sie ihm doch auch bei Lebzeiten nichts gewesen. In Julie selbst sah er ein Weib vor sich, dessen ganze Erscheinung ihm eine gewisse Achtung einflößte, während zugleich ihr Benehmen ihm jenen Blick auf ihre Vergangenheit gewährte, der einem geschulten Lebemann niemals schwer wird.

Ohne die entfernteste Ahnung davon gehabt zu haben, befand er sich seiner *Nichte* gegenüber und jetzt erst

ward ihm auch erinnerlich, wann und wo er diese Züge schon gesehen. Als er Julie gestern Abend im Theater bemerkt und den Entschluß faßte sie aufzusuchen, war er noch nicht mit sich selbst einig, ob er ihre Bekanntschaft nicht im eignen Interesse suchen sollte; jetzt, als er sich überzeugte, daß dieses Weib einem unerfahrenen und leichtsinnigen jungen Manne wie Gerhard im höchsten Grade gefährlich werden könne, glaubte er für seinen Neffen keine interessantere Acquisition machen zu können als diese. Es galt also unter allen Umständen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, denn hier konnte er vielleicht zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: er führte Gerhard mit einem jungen Weibe zusammen, das seiner Meinung nach einem erfahrenen Kavalier zum Verderben werden könnte, und – übte seinen Haß, seine Verachtung gegen die Schwester selbst über deren Grab hinaus.

Ein verbindliches Lächeln des Kammerherrn sollte zuvörderst Julie überzeugen, daß er keineswegs die Absicht habe, diese Verwandtschaft zurück zu weisen, er ergriff ihre Hand, führte sie mit Eleganz an seine Lippen und blickte dann wieder mit süßem Lächeln zu ihr auf.

»Verzeihung, meine Gnädige,« sagte er galant; »wie konnte ich ahnen, daß ich das Glück habe, in einer solchen Zauberin eine Nichte zu besitzen! Nur die Schuld meiner – Schwester war es (dem Kammerherrn ward es schwer, das Wort über die Lippen zu bringen), wenn ein so enges Band wie das unsrige zerrissen ward. Ich weiß nicht, ob Sie die Schicksale Ihrer Mutter kennen, unrecht

wär' es von mir, wollte ich der Unglücklichen im Grabe noch zürnen, ihr Andenken in dem Herzen der Tochter verletzen; seien Sie überzeugt, daß ich ihr niemals gegrollt, daß ich lange genug betrauert habe, als sie sich von uns riß und unsre ganze Familie durch einen unüberlegten Schritt . . . Doch lassen Sie mich abbrechen,« setzte er nach einer Pause hinzu. »Die Zeit ist darüber hinweg gegangen, ich danke dem Zufall, der mich auf eine so überraschende Weise Ihnen begegnen ließ, und bitte ganz über mich verfügen zu wollen.«

Der Kammerherr warf nach diesen Worten einen besorgten und prüfenden Blick auf das Zimmer umher, um die Vermögensverhältnisse seiner Nichte zu beurtheilen; diese schien ihrerseits ganz betroffen durch die Aeußerungen ihres Oheims, denn was die Mutter ihr über diesen Mann gesagt hatte, wenn sie wirklich einmal von ihm sprach, stand im schreiendsten Widerspruch zu dem Benehmen desselben. Der Kammerherr errieth, was in ihr vorging, und versäumte nicht, den guten Eindruck seiner Worte zu erhalten.

»Täusche ich mich nicht,« sagte er, »so stehen Sie allein, und trägt auch die Außenwelt in der Regel wenig zu unserm wirklichen Glücke bei, so pflegt doch der Einsame in den seltensten Fällen *glücklich* zu sein. Was in meinen Kräften steht, Ihnen nützlich zu sein, wird jederzeit geschehen, wenn Sie nicht an der Aufrichtigkeit meiner Gefühle für Sie zweifeln wollen. Vielleicht bemerkten Sie gestern in meiner Gesellschaft einen jungen Mann, auf welchen Ihre Schönheit einen ebenso rapiden wie tiefen

Eindruck machte; dieser junge Mann ist ein Neffe von mir, Ihr Vetter also, Gerhard von Dörenberg. Auch er war nicht minder begierig, als ich, Ihre Bekanntschaft zu machen, auch er bittet um die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden. Wie die Sachen mal stehen, kann ich ihm dies nicht versagen, er würde in meiner Handlungsweise unlautere Motive suchen. Auf der andern Seite aber nöthigt mich meine Pflicht als Oheim, Sie auf den Charakter des jungen Mannes aufmerksam zu machen, der als einer der leichtesten und unbesonnensten Tollköpfe der Residenz bekannt ist. Setzen wir uns und lassen Sie uns überlegen, wie das anzustellen sein wird. Gerhard hat keine Idee davon, daß Ihr Name dem unsrigen verwandt ist; leider knüpfen sich an diesen Namen Umstände, die auch Ihnen nicht vortheilhaft, denn Ihr Vater, der, wie ich glaube, auch längst im Grabe ruht, war leichtsinnig und warf einen Flecken auf diesen Namen, welchen selbst die Zeit noch nicht verwischt hat. Zürnen Sie mir nicht, wenn ich dies berühre, es ist nothwendig und Sie müssen meine Offenheit zu schätzen wissen. Damit nun auch ich Ihnen nahe bleiben kann – denn ich habe meiner Stellung am Hofe wegen die peinlichsten Rücksichten zu nehmen – halten wir unsre Verwandtschaft einstweilen geheim, bis es mir gestattet sein wird, dieses Geheimniß zu beseitigen. Weder die Welt, noch Gerhard darf wissen, daß ich Ihr Oheim bin; empfangen Sie den Jungen, wenn er sich Ihnen präsentirt, mit so viel Artigkeit als Sie ihm zu zollen bereit sind, er ist ein liebenswürdiger, heittrer Kavalier, der Ihnen in Ihrer Zurückgezogenheit manche

Gelegenheit zu nöthigen Zerstreungen gewähren wird, wenn Sie sich nach solchen sehnen, und sagen Sie ihm nichts von *mir*, denn was er zu wissen braucht, werde ich ihm selbst mittheilen. Sehen darf er mich niemals hier.«

Der Kammerherr sprach alles so bestimmt, zugleich mit so viel zarter Rücksicht und einschmeichelndem Ton, daß Julie, wie sehr sie gegen ihn eingenommen war, sich zu ihm hingezogen fühlte. Wußte sie doch von keinerlei Gründen, die ihren Gast hätten bestimmen können, nicht aufrichtig zu sein. Daß er als Kammerherr in seiner hohen Stellung Rücksichten nehmen mußte, war erklärlich, ja konnte er nicht vielleicht von Andern schon gehört haben, daß sie in Paris in Verhältnissen gelebt, die sie selbst gern verschwieg? Auch die Art und Weise, wie er ihr seinen Neffen empfahl, klang so unverfänglich, daß sie nichts Böses darin finden konnte; war doch der junge Mann ihr nahe verwandt und hatte er doch das Recht, sich ihr zu nähern.

Mit einem Worte, Julie war, als der Kammerherr sich wieder verabschiedete, sehr erfreut, endlich ein Mitglied ihrer Familie kennen gelernt zu haben, das sich ihrer anzunehmen versprach. Sie beschloß zu vergessen, was die Mutter ihr, vielleicht verbittert durch die eignen Leiden, über diesen Mann gesagt und der Kammerherr verstand es meisterhaft, sie durch aufopfernde Liebenswürdigkeit von jedem Mißtrauen fern zu halten.

Auch Gerhard kam, um ihr seine Huldigungen zu bringen. Julie behandelte ihn mit merkbarer Auszeichnung,

hielt aber durch strenge Beobachtung der Grenzen, welche Gerhard in seiner Lebhaftigkeit oft zu überspringen Lust zeigte, den jungen Mann ihr gegenüber stets in einer Verfassung, welche seine Bewunderung für sie nur zu steigern vermochte. Trotz Gerhard's Flatterhaftigkeit kehrte er stets wieder zu ihr zurück, wenn sie ihm einmal mit eisiger Kälte begegnet war. Julie machte durch Herzlichkeit wieder gut, was sie ihm angethan, aber um wenige Tage darauf in dieselbe abstoßende Kälte zurück zu fallen.

Das Benehmen des Kammerherrn ward inzwischen ein wenig durchsichtiger. Juliens feiner Instinct errieth allmählich, daß das Wohlwollen dieses Mannes sich auf Pläne gründe, die mit *ihrer* Glücke nichts gemein haben konnten. Er verheimlichte seine freilich nur seltenen Besuche bei ihr dem Neffen auf's sorgfältigste, versäumte aber dabei niemals, ihr die größte Liebenswürdigkeit gegen den Jungen anzuempfehlen, ja er ging so weit, ihr anzudeuten, es sei ja nicht unmöglich, daß Gerhard, so vernarrt wie er sei, dereinst noch ihr Gatte werde, und sie sei also hierdurch berechtigt, von ihm die theuersten Geschenke anzunehmen.

Julie war zu gescheidt, um hieran zu glauben, sie war vorurtheilsfrei genug gegen sich selbst, um dies für unmöglich zu halten; stand ja doch ihr verschollener Gatte solchen Gedanken im Wege! Uebrigens durchschaute sie

wohl, daß der Kammerherr sie hiedurch nur zu Unbesonnenheiten verleiten wolle. Ihr Verhältniß zu dem Letzteren ward hiedurch nach und nach ein wenig kühl; es sollte auch nicht an einer Gelegenheit fehlen, die ihr über die wohlwollenden Absichten dieses Mannes Aufschluß gab.

Wie wir hörten, empfing Julie die heimlichen Besuche Rahel's; diese wurden immer häufiger; zu ihrem Erstaunen bemerkte Julie, daß Salomon's Tochter sich bis über die Ohren in den hübschen Gerhard verliebt, daß sie stets kam, wenn sie diesen bei ihrer Freundin vermuthete. Desto sorgsamer wußte Julie ein solches Zusammentreffen zu hindern, nur ein einziges Mal und zwar auf der Promenade hatte es Julie nicht vermeiden können, daß Rahel in ihrer Gesellschaft dem jungen Mann begegnete und dieses Zusammentreffen warf vollends den Brander in Rahel's empfängliches Herz . . .

Sami Salomon war es, der Julie bei einer günstigen Gelegenheit, nachdem er lange reiflich überlegt, Mittheilungen über ihre Familie machte, wie sie eben in seine eigennützigen Pläne paßten. Er hatte von ihr gehört, daß der Kammerherr sie zuweilen besuche, und schwieg darüber; er hörte von ihr sogar, wie der Kammerherr bemüht sei, seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu ihr nicht nur vor der Welt, sondern sogar vor seinem Neffen zu verheimlichen, und der alte Salomon hatte anstatt jeder Bemerkung nur ein eigenthümliches Lächeln.

Die Natur seines Geschäftsbetriebes machte es Sami Salomon nothwendig, eine Anzahl von Agenten zu halten, welche in allen Angelegenheiten, die baare Capitalien verlangten, sich an ihn wandten und ihm natürlich auch den Löwenantheil lassen mußten. Nie betrat einer dieser Männer sein Haus; Sami kam zu ihnen, sobald es ihm der Mühe werth schien, und blieb auch bei Abschluß des Geschäftes stets hinter den Coulissen, denn zuweilen war dasselbe delicateser Natur und Sami Salomon wollte vor der Welt nicht in den Verdacht kommen, als beschmutze er seine Hände.

Eines Tages kam er in Folge eines Briefes zu einem seiner Agenten, in dessen finstern und schmutzigem Comptoir er eine lange, dürftig gekleidete Männergestalt sitzen sah. Sami hatte eine Aversion gegen alle Menschen, die äußerlich nicht makellos waren; innerlich mochten sie sein wie sie wollten. Mit offnem Abscheu vermied er es, in die Nähe dieses Menschen zu kommen, und als derselbe das verwilderte abenteuerliche Gesicht erhob, fühlte er den entschiedensten Widerwillen. Mit einem fragenden Blick auf seinen Geschäftsfreund zog er sich in die andre Ecke des Zimmers zurück, wohin ihm dieser folgte.

Salomon unterhielt sich hier flüsternd eine Zeit lang mit seinem Agenten und warf inzwischen musternde Seitenblicke auf den Fremden, der vor sich hin blickend,

die Arme auf der Brust kreuzend, mit finstrem Gesichte der Unterhaltung gar keine Aufmerksamkeit schenkte und vollständig gleichgültig gegen die Außenwelt erschien. Endlich mochte Salomon seine Abneigung gegen den schäbigen Anzug des Mannes überwunden haben; mit seinem eigenthümlichen, schlaun Lächeln näherte er sich ihm und legte die Hand auf die Schulter des düsteren Mannes.

»Sie haben mir zu erzählen von Zehneck!« sagte er. »Sie sind arm, und haben nichts zu essen! Wie kann man hungern, wenn man weiß so schöne Dinge wie Sie! Ich will Ihnen geben das Geld, das Sie brauchen, will Ihnen geben noch viel mehr, wenn Sie mir sagen, was Sie wissen. Gottes Wunder, wie kann man darben mit so wichtigen Dingen auf dem Herzen! Giebt es doch Menschen, die nicht haben eine Idee von Speculation und vor Hunger umkommen, wo sie doch können strecken ganz gemächlich ihre Füße unter die reichsten Tische!«

Der Mann schaute noch ebenso düster und mißtrauisch zu ihm auf; ohne eine Miene zu verziehen starrte er den Alten an und gab ihm offen den Widerwillen zurück, den Salomon ihm vorher gezeigt. Schon die Berührung desselben schien ihm unangenehm zu sein, denn er zog den Oberkörper langsam zurück, als Salomon ihm noch näher trat.

»Ich habe nichts verlangt und verlange auch jetzt nichts,« sagte er; »ich habe dem Mann dort nur meine Papiere gezeigt, die den Beweis liefern, daß ich nach den Vorschriften des Gesetzes mich vermählte. Ich habe

auch nur um Rath gefragt, weil ich vogelfrei bin und kein Recht in diesem Staate begehren darf, ohne selbst seinen Gesetzen in die Hände zu fallen!«

Salomon schüttelte unwillig den Kopf und trommelte sich wieder mit den Fingern vor die Stirn, um inzwischen seinen Mann zu fixiren und darnach seine Pläne zu fassen.

»Wahr! Sehr wahr!« murmelte er halblaut vor sich hin denn, in der Bestätigung der Rechtlosigkeit dieses Mannes mußte er einen Vortheil für sich selbst erkannt haben. »Aber läßt sich doch Alles machen, wenn man's nur anfaßt beim rechten Zipfel! ... Steht mir Alles noch ganz klar vor dem Gedächtniß, wird mir immer klarer, je mehr ich zurück denke! Erzählte man sich doch damals so vielerlei auf dem Schlosse Zehneck, aber es klang immer wie Märchen und Keiner wollte recht glauben daran, bis zuletzt auch die Geschichte mit dem Selbstmord des Rittmeisters ... War *auch* nicht ganz klar die Sache, wollte auch Niemand recht dran glauben, aber es ist gewachsen Gras über die Sache. Der junge Herr Gerhard ist geworden adoptirt von der gnädigen Frau Rittmeisterin, nachdem sein Vater gestorben, weil sie selbst hat keine Kinder, und das ganze große Gut wird fallen in seine Hände ... «

In meine Hände! setzte Salomon im Geiste hinzu, trommelte sich wieder vor die Stirn und berechnete, in wie fern ihm vielleicht das Auftreten dieses Mannes sogar schaden und die Schuldscheine, welche er von Gerhard in Händen hatte, beeinträchtigen könne. Salomon besaß in Geschäftssachen einen so scharfen, durchdringenden

Verstand, daß er die ganze große Angelegenheit, welche ihm hier so plötzlich in die Hände gerieth, während weniger Minuten vollständig aus ihrer ganzen Verwicklung heraus arbeitete, daß ihm alles Für und Wider klar vor Augen stand und er genau Alles abwog. Dabei tauchte vor ihm das Bild einer Person auf, die er haßte wie den Tod, die Person des Kammerherrn, gegen den er insgeheim einen Krieg führte, ohne daß dieser davon wußte. Sein Auge leuchtete, seine scharfen Mundwinkel verzogen sich, sein Haarbüschel sträubte sich, wie es immer geschah, wenn es heftig in ihm arbeitete.

»Ich will's machen; bei meiner Ehre, ich will's machen!« rief er aus, setzte sich auf einen der morschen Stühle, rieb sich mit den mageren Händen die Knie, nickte vor sich hinblickend mit dem Kopf, sprang wieder auf, schritt in dem engen Comptoir bin und her, während sein Agent ihm selbstzufrieden nachschaute, und blieb wieder vor dem Fremden stehen, der noch immer ebenso gleichgültig und finster dasaß.

»Ich will lesen die Papiere! Sie sollen mir erzählen Alles, wenn Sie kommen zu mir heut Abend in mein Haus; aber es darf Sie sehen Niemand, denn kein Mensch darf ahnen, daß ich habe meine Hand in der Sache! . . . Brauchen Sie Geld, Sie sollen haben so viel als nothwendig; der Mann hier soll Ihnen geben,« setzte er auf den Agenten deutend hinzu. »Kommen Sie also heut Abend; der Mann wird Sie zu mir führen, wir wollen sehen, was sich läßt machen!«

Und Sami Salomon griff nach seinem schäbigen Hut und seinem Krückstock. Was er hier nur in undeutlichen Umrissen gehört, schloß ein ganzes Gemälde in sich; so bunt, so vielgestaltig stand es vor seiner Seele, daß er hinaus mußte, um den ganzen Eindruck der Sache im Freien zu verarbeiten. Er vergaß den Fremden und seinen Agenten zu grüßen und schob sich in gebückter Haltung zur Thür hinaus.

»Einen Schlüssel hab' ich plötzlich gefunden, einen Schlüssel, der eine halbe Million erschließt; einen Schlüssel, der diesen übermüthigen, hochfahrenden Betrüger in's Zuchthaus schließen soll, einen Schlüssel, der ... «

Sami war seit Jahren nicht in solcher Aufregung gewesen; jede Fiber zuckte in ihm, seine Gesichtsmuskeln spielten unter der runzlichen Haut, aus seinem Luchsauge, sprühte ein fast höllisches Feuer.

»Und dieser junge Mann, dieser Gerhard ... und dieses Weib, was werd' ich machen mit ihnen, was werd' ich ihnen sagen! Nichts werd' ich ihnen sagen; nur so viel als mir dünkt klug und als sie werden wissen müssen, wenn's mir nützlich erscheint ... Werd' ich sein so thöricht und geben aus der Hand den Schlüssel! Suchen werd' ich, bis ich's habe, was er mir aufgeschlossen, und dann ... «

Ein heiseres Lächeln verrieth die Schadenfreude des Alten. Er hielt's nicht aus auf der Straße, er mußte nach Hause in sein einsames Comptoir, um die Sache ungestört in sich weiter zu verarbeiten. Heut Abend sollte der Fremde zu ihm kommen und bis dahin mußte er ganz mit sich einig sein; damit er keine Uebereilung begehe,

mußte er sich Alles vorher ordnen und zerlegen, und hier blieb ihm ja Zeit genug. Hatte er doch trotz seiner Neugier den Fremden erst zum Abend bestellt, um in einer so verwickelten Angelegenheit mit der nothwendigen Ruhe zu handeln.

Acht Tage später erschien Salomon bei Julie und theilte ihr unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit mit, er glaube die Spur ihres verschollenen Vaters gefunden zu haben, sie solle nicht weiter in ihn dringen, solle ihm die Nachforschungen überlassen und überzeugt sein, daß er in ihrem Interesse Alles aufbieten werde, um ihn zu finden. Das Letztere sei nothwendig, damit sie in gewissen Familien-Angelegenheiten einen Beschützer habe; es sei nicht zu fürchten, daß das Gesetz noch seine Hand auf ihn legen werde, denn es werde demselben schwer fallen, jetzt noch die Zeugen für jene vor langen Jahren gegen ihn gerichtete Anklage aufzutreiben; wenn man ihn nur erst aufgefunden, werde das Uebrige sich von selbst machen.

Sami versäumte dabei nicht, einige Aeüßerungen gegen den Kammerherrn hinzuwerfen, welche die Abneigung Julien's gegen diesen Mann nur vergrößerten, da derselbe, ihre Verlegenheit und Hülflosigkeit mißbrauchend, in der That ihr inzwischen Zumuthungen mit frecher Hindeutung auf Gerhard gemacht, welche sie empörten. Julie verschwieg dies dem alten Salomon jetzt nicht.

»Ob ich ihn kenne, diesen Mann!« rief Sami. »Weiß ich's doch lange, daß er will verderben den armen Jungen, daß er selbst ihn antreibt zu allem Leichtsinn, um, wenn die gnädige Tante wird sterben heut oder morgen, sich zum Vormund des Jungen und zum Verwalter seines Vermögens zu machen, ihn dann als Verschwender erklären zu lassen oder ihn so weit in Schulden hinein zu stürzen, daß er muß davon gehen mit Schimpf und Schanden und mich soll betrügen; um . . . «

Sami wollte sagen: um all das Geld, das ich ihm geborgt, er verschluckte dies jedoch und wandte sich zu Julie zurück.

»Hat er doch geäußert, der hochfahrende Narr, daß Sie hätten ruinirt in Paris einen Crösus und würden auch ruiniren seinen Neffen!« fuhr Sami absichtlich indiscret fort. »Hat er doch geglaubt, Sie würden mißbrauchen die Leidenschaft seines Neffen für Sie, weil er Sie hält für ein leichtsinniges Weib, was doch eine schändliche Verleumdung ist. Ein elender Lump und Schuldenmacher ist er, dieser vornehme und einflußreiche Mann! Weiß das doch Niemand besser als ich, der ich habe in Händen seine Wechsel von meinen Agenten, die er niemals wird können bezahlen! Soll er doch kennenlernen jetzt den alten Sami, den er immer anguckt über die Schulter, seit ich ihm habe gekündigt den Credit und seit . . . «

Sami verschluckte wieder, was er in seiner Aufregung auszuplaudern in Gefahr war, und kehrte zu dem eigentlichen Zweck seines Besuches zurück.

»Sein Sie nicht böse, Frau Baronin,« sagte er gutmüthig vor sich lächelnd, »daß ich Ihnen habe erzählt, was dieser Kammerherr von Ihnen gesprochen und warum er Sie mit seinem Neffen gemacht hat bekannt. Sie werden erfahren noch viel mehr und der Herr Kammerherr auch. Ueberlassen Sie es mir, zu finden Ihren Vater; sein Sie freundlich gegen den jungen Herrn von Dörenberg, aber hüten Sie sich vor dem Alten. Ich werde heute verreisen auf acht Tage, wenn's auch meinen müden Gliedern fällt sehr schwer, und Sie sollen sehen, daß Sie haben einen aufrichtigen Freund an dem alten Salomon . . . Jetzt aber leben Sie wohl, Gott behüte Sie, meine schöne gnädige Frau, bis Sie wieder hören von mir!«

Sami ließ Julie in großer Aufregung zurück. Was dieser ihr von den Aeüßerungen des Kammerherrn gesagt, warf ein grelles Licht auf dessen Benehmen gegen sie, auf seine wenn auch stets nur angedeuteten schnöden Zumuthungen, welche die Verlassene hatte hinnehmen müssen, da in der That der Kammerherr der einzige war, der, seit die Summe erschöpft war, welche Salomon ihr auf die Schmucksachen gegeben, sie mit wirklicher Großmuth unterstützte. Unzählige Male hatte Julie schon den Entschluß gefaßt, die unsichre Existenz aufzugeben, welche sie führte, sich von der Barmherzigkeit des Kammerherrn unabhängig zu machen und sich irgendwo ein Unterkommen als Gesellschaftsdame zu suchen; aber ein Wesen, das wie sie bisher so frei und ungebunden gelebt, das nie einen andren Willen über sich gekannt, ist nicht so leicht in dergleichen Fesseln zu legen. Zudem fühlte sie nur zu

gut, daß sie nicht ausdauern werde, regte sich doch ohnehin so oft in ihr die alte Wanderlust, die alte Unruhe, die sie so lange umher geschleudert. Zudem wußte sie selbst ja nur zu gut, daß ihre Familie und ihre Vergangenheit nicht ohne Makel gewesen. Ihr Vater ein von den Behörden lange gesuchter Spieler und Betrüger, wie ihn der Kammerherr so oft, um sie zu demüthigen, geschildert, ihr Gatte ein umherziehender Musikant, verschollen wie ihr Vater, sie selbst von der Verzweiflung einst in Verhältnisse gestürzt, die von der Welt jedenfalls verdammt werden mußten – welche Familie hätte ein solches Wesen in ihrer Mitte geduldet, wenn sie von *Juliens* Familie und ihrer Vergangenheit hörte; und konnte nicht tagtäglich irgend ein Zufall zum Verräther werden?

Wie bei so vielen unglücklichen Geschenken ließ auch bei ihr der Fluch der Vergangenheit keinen Segen der Zukunft gedeihen und keinen Entschluß zur Reife kommen, der von der Zukunft diesen Segen hätte ertrotzen können.

Während Sami Salomon verreist war, erschien der Kammerherr mehrmals bei Julie, er war die Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit selbst, da er etwas Besonderes mit Gerhard und Julie im Schilde führte. Diese war unvorsichtig genug, ihm in ihrer Freude zu erzählen, daß sie die Spur ihres Vaters gefunden zu haben glaube, verschwieg ihm jedoch den Antheil, welchen Salomon hieran hatte, wie denn der Kammerherr überhaupt keine Ahnung von der Bekanntschaft Juliens mit dem alten Sami hatte.

Als Salomon von seiner Reise zurückkehrte, war er unruhig und nachdenkend; er schien mit dem Resultate seiner Reise nicht ganz zufrieden, und dennoch hatte ihm dieselbe alle diejenigen Aufschlüsse gegeben, welche er gesucht. Salomon hatte in jungen Jahren bereits Korngeschäfte mit dem Vater des Kammerherrn gemacht, er war alljährlich mehrmals nach Schloß Zehneck gekommen, hatte sogar mancherlei Geldgeschäfte für den alten hypochondrischen Baron besorgt, dieselben auch für den Rittmeister fortgesetzt und als dieser ein so entsetzliches Ende nahm, der Wittve desselben, welche mit dem Verwalter das Gut weiter bewirthschaftete, sich in vielerlei Hinsicht nützlich zu machen gewußt, natürlich wie immer zu seinem eignen Nutzen. Daher datirte denn auch seine Bekanntschaft mit dem Kammerherrn, die freilich seit lange schon abgebrochen war.

Schon bei Lebzeiten des alten Barons hatte Salomon sich mit dem vertrauten Diener desselben auf freundschaftlichen Fuß zu setzen gewußt; Salomon kam nie nach Zehneck, ohne dem alten Wagner irgend ein kleines Geschenk mitzubringen; auch der Verwalter des Rittmeisters sah in Salomon einen der thätigsten und zuverlässigsten Geschäftsleute und unterhielt die Beziehungen zu demselben sehr gern; als der Verwalter starb, setzte sein Nachfolger diese Beziehungen fort, und war auch der alte Wagner längst in's Jenseits hinüber gegangen, Salomon blieb in ununterbrochener Verbindung mit dem großen Gute.

Salomon's Reiseziel war auch diesmal das Schloß Zehneck gewesen, freilich diesmal in ganz andren Zwecken. Als er zurückkehrte, wartete er einige Tage vergeblich auf den Mann, welchen er, wie wir sahen, im Comptoir seines Agenten kennen gelernt; fruchtlos waren die Nachforschungen seines Agenten. Allerdings hatte er diesen Menschen als eines der unzuverlässigsten Individuen kennen gelernt, aber er brauchte ihn, er *mußte* ihn haben. Salomon hatte ihm Geld auszahlen lassen, hatte ihm eine Wohnung verschafft und Alles gethan, um ihn anständig unterzubringen; am nächsten Tage war das Geld verschwunden, der Mann kam abermals, um wieder Geld zu haben. Wieder zahlte der Agent, weil er in Salomon's Interesse zu handeln glaubte; der Mann ließ sich nicht sehen. Als der Agent ihn in seiner Wohnung aufsuchte, hieß es: dieser Mensch sei ein liederliches Subject, ein Herumtreiber, ein Säufer, ein Spieler, der sich bis jetzt keine einzige Nacht in seiner Wohnung habe sehen lassen, überhaupt im Ganzen noch keine Stunde von seiner Wohnung Gebrauch gemacht habe und wie es schien überhaupt gar keiner Wohnung bedürfe.

Es gelang dem Agenten, den Menschen durch seine Spürnasen auffinden zu lassen, und es wiederholte sich dasselbe. Der Agent, fürchtend, den so wichtigen Mann auf diese Weise ganz aus den Augen zu verlieren, umgab ihn ohne sein Wissen mit Wächtern, die ihm auf Schritt und Tritt folgten und Unglaubliches von den sonderbaren

Instincten und Gewohnheiten dieses Menschen erzählten. Endlich gelang es ihm aber auch die Aufmerksamkeit der Wächter zu tauschen und verschwunden war er ohne jede Spur.

Die Verlegenheit Salomon's bei dieser Nachricht war keine geringe, gerade jetzt bedurfte er dieses Menschen auf's dringendste. Ein glücklicher Zufall führte am dritten Morgen Gerhard von Dörenberg zu ihm, als er gerade nach einem Vorwande suchte, diesem selbst seinen Besuch zu machen.

Zu Gerhard's Befremden that der alte Salomon, ehe er sich bereit erklärte, eine neue Summe herzugeben, allerlei sonderbare Fragen an den jungen Mann, welche diesem sehr bald langweilig wurden. Diese Fragen betrafen Familienverhältnisse des Schlosses Zehneck, über welche Gerhard am wenigsten Auskunft zu geben im Stande war, da sie alle eine lange entschwundene Zeit betrafen und Gerhard es niemals der Mühe werth gefunden hatte, sich um ›alte Geschichten‹, wie er dies nannte, zu kümmern. Ungeduldig, mit Salomon zu Ende zu kommen, schnitt er die Fragen desselben ab.

»Alle Welt molestirt mich mit diesem alten Plunder jetzt!« rief er unwillig aus. »Auch die gnädige Tante schickte mir einen alten Folianten mit Actenstücken und Familiengeschichten, den ich durchlesen, sorgfältig aufbewahren und dann ihr zurück schicken soll. Ich habe keine Zeit zu dergleichen und noch weniger Sinn dafür; sobald ich aber gelesen haben werde, will ich sehen, Herr

Salomon, wie viel ich von Ihren Fragen werde beantworten können.«

Salomon verbarg seine angenehme Ueberraschung, indem er ein Blatt des großen Contobuchs umschlug und die Nase hinein steckte. Wir haben gesehen, wie er sich bald darauf durch sein Erscheinen in Gerhard's Wohnung von dem wirklichen Vorhandensein des Actenstückes überzeugete und wie er, um Gerhard nicht mit weiteren Fragen zu belästigen, sich in Besitz desselben zu setzen verstand.

Hiermit sind wir wieder da angelangt, wo wir unsere Geschichte unterbrochen, und bitten den Leser um Entschuldigung für diese vielleicht allzu lange Episode.

XIII. GERHARD'S WANDLUNG.

Am Morgen nach jenem Abend, an welchem wir die drei Concurrenten um Gerhard's papiernen Schatz auftreten sahen, erschien Gerhard in Juliens Hause, um ihr zu melden, daß derselbe auf eine unerklärliche Weise aus seinem Zimmer verschwunden sei. Jetzt erst nach dem Verschwinden war ihm selbst eingefallen, daß dieses Heft von größerer Wichtigkeit sein müsse als er vermuthet, denn wer hätte sich sonst die Mühe gegeben, dasselbe zu entwenden.

Kaum hatte ihm Jean beim Erwachen erzählt, daß gestern Abend erstens eine schwarz verschleierte Dame unten im Hausflur verhaftet worden, daß zweitens der alte Salomon ihn lange vergeblich erwartet und drittens der Kammerherr selbst hier gewesen, um ›das alte Buch‹ zu

suchen, das aber auf eine unerklärliche Weise verschwunden sei, als Gerhard der Brief der gnädigen Tante einfiel, der sehr lang gewesen, so lang, daß er nur die erste Seite davon gelesen, wie er es stets mit den Briefen der etwas schreibseligen Tante zu halten pflegte.

Gerhard erhob sich, suchte unter den unordentlich in einer Schublade seines Pultes liegenden Briefen und fand das ziemlich dicke Couvert. In der That, die Tante schrieb in seltsamen, fast räthselhaften Ausdrücken. Schon auf der zweiten Seite des Briefes schlug sie einen höchst feierlichen Ton an; sie fühle ihre Kräfte immer mehr schwinden, sie dürfe sich nicht mehr verhehlen, daß sie ihrer Auflösung entgegen gehe und, daß es die höchste Zeit sei, zu erfüllen, was hienieden noch ihre Aufgabe sei.

»Einer schweren, einer traurigen Pflicht habe ich mich noch zu entledigen,« schrieb sie. »Du, Gerhard, auf den ich meine ganze Liebe übertragen, da Du der einzige bist, an welchen noch mein schwer geprüftes Herz sich klammert, Du sollst erfahren, welch ein entsetzliches Geheimniß mein Leben verbitterte und wie dieses Geheimniß gleich einem düstren Schatten über mir, über unsrer ganzen Familie lastet. Wohl bist Du noch zu jung, um schon zum Träger solcher Geheimnisse gemacht zu werden, aber ich habe ja nur Dich, den ich zum Vertrauten meines Schmerzes machen kann. Lange habe ich mit mir selbst gekämpft, mich gefragt, ob es recht, Dein junges Leben schon mit einem Geheimniß wie diesem zu umdüstern, aber Du *mußt* es kennen; es darf nicht mit mir in's Grab steigen. Du selbst sahst, wie unablässig ich gegen einen

Mann kämpfte, der, wie ich von Andern höre, einen verhängnißvollen Einfluß auf Dein unerfahrenes Herz sich angemaßt hat; Du kanntest niemals die Gründe, welche mich zwangen, diesen Mann zu hassen, ich mußte sie verschweigen, weil ich es für meine Pflicht hielt, die Ehre unsres Namens vor der Welt zu schützen. Der Gedanke, daß es mir nicht gestattet, den Verbrecher, den Mörder an dem, der mir der Theuerste auf dieser Welt gewesen und noch ist, den Gerichten zu überantworten, die entsetzliche Pflicht zu schweigen, auf Vergeltung zu verzichten, als ein ohnmächtiges Weib nur *hassen* zu dürfen und mit diesem meinem Haß noch übermüthig verspottet zu werden, zernagte mir Tag und Nacht das Herz; ich schwieg und starb langsam dahin. Gerhard, lies! Prüfe, urtheile, und glaubst Du *handeln* zu müssen, erwäge reiflich vorher! Dir allein sei Alles überlassen, Dir sei dieser Mann überantwortet; aber schonen den Namen unsrer Familie!«

Gerhard legte in höchstem Erstaunen den Brief auf den Schooß und starrte vor sich hin.

»Lies! Prüfe, urtheile!« wiederholte er. »Was soll ich lesen und prüfen, da man mir dieses verwünschte Heft gestohlen hat! ... Doch weiter! Vielleicht giebt mir das Uebrige noch Aufschluß!«

»Das Heft, welches ich Dir hiermit übergebe, enthält in seinem ersten Theil die Aufzeichnungen Deines Großvaters; sie betreffen die ganze düstre Unheilszeit, welche Schloß Zehneck betroffen, Familien-Ereignisse, die Gott sei Dank nicht zur Kenntniß der Welt gekommen sind, wemgleich es, wie es scheint, nicht zu verhüten

war, daß wohl Einzelnes dennoch verrathen wurde; jedenfalls sind es jedoch nur Vermuthungen, welche, wie ich höre, zu jener Zeit außerhalb des Schlosses cursirten. Der letzte Theil, düstrer noch und verhängnißvoller, besteht aus den Auszeichnungen des treuen alten Wagner, des einzigen Zeugen eines unerhörten, unglaublichen Verbrechens. Handle, nachdem Du gelesen, wie Du für gut hältst, Gerhard, aber handle mit Vorsicht! Noch besser: suche noch einmal Deine unglückliche, einsame Tante auf und berathe mit ihr, was zu thun ist, ehe sie für immer ihr Auge schließt, das stets nur über Dein Wohl gewacht.«

Noch einige Seiten lang erging sich die Tante mit echt weiblicher Umständlichkeit in Rathschlägen, mütterlichen Ermahnungen und dergleichen, die Gerhard von ihr in jedem Briefe so im Ueberfluß zu finden gewohnt war, daß er alle Briefe der Tante ungelesen bei Seite zu legen pflegte. Diesmal war's ihm aber doch, als hätte er einen dummen Streich gemacht, indem er nach seiner Gewohnheit handelte.

Als er am Mittage das Haus betrat, in welchem Julie wohnte, fand er die Thür dieser Wohnung geöffnet. Rahel und die schwindsüchtige Dienerin Juliens standen inmitten des Zimmers, beide mit bestürzten Gesichtern. Als die erstere den jungen Mann erblickte, verwandelte sich ihre Blässe in glühendes Roth, verlegen schlug sie das Auge nieder, während Gerhard das Zimmer betrat.

»Herr von Dörenberg, Sie bringen uns vielleicht Nachricht von der Baronin?« rief die Dienerin ihm entgegen eilend.

Gerhard blickte die beiden Frauen überrascht an, denn in Beider Wesen lag eine unverkennbare Angst.

»Ich? Nachrichten von der Baronin?« wiederholte Gerhard. »Ich komme eben, um ihr zu sagen . . . «

»Großer Gott, sie ist ja seit gestern Abend spurlos verschwunden!« rief die Dienerin enttäuscht. »Sie verließ gestern Abend das Haus, um sogleich zurück zu kehren; sie erwartend, schloß ich die ganze Nacht hindurch kein Auge! Ich glaubte anfangs, sie sei bei Fräulein Salomon, diese aber kommt soeben, um mir zu sagen, daß sie die Baronin gestern gar nicht gesehen. Es ist das Aergste zu befürchten, es muß ihr ein Unglück widerfahren sein, vielleicht sogar . . . Gott im Himmel, ich zittre, wenn ich nur an die Möglichkeit denke! Sie war gestern den ganzen Tag hindurch sehr aufgereggt, sie hatte keine Ruhe, es war immer, als erwarte sie Jemanden, ich hörte sie sogar einmal ausrufen: wenn nur der Abend erst da wäre! Es wäre fürchterlich, wenn sie sich selbst ein Leid angethan hätte!«

Gerhard war in der That sehr unangenehm überrascht durch diese Nachricht, nicht minder durch das seltsame Benehmen Rahel's ihm gegenüber, die fortwährend die Farbe wechselte und seinen Blick nicht zu ertragen vermochte.

»Der Tag verspricht interessant zu werden murmelte er vor sich hin. »Heute Morgen der Brief der Tante, worin

von Mord und andren Verbrechen die Rede war, jetzt das Verschwinden der Baronin . . . «

»Ich beschwöre Sie, Herr von Dörenberg, helfen Sie meine Freundin auffinden!« hörte er plötzlich die klangreiche Stimme Rahel's, die sich von ihrer Verlegenheit erholte und von neuer Angst für Juliens Schicksal befallen wurde, denn auch sie war eben erst erschienen, da ihr Vater jetzt häufiger das Haus verließ und sie weniger beobachtete; auch sie hatte eben erst die Nachricht von Juliens Verschwinden erhalten und befand sich wirklich in großer Angst.

Gerhard musterte bei dieser Gelegenheit zum ersten Male die Jüdin; ihre Schönheit überraschte ihn, Rahel's ganze Erscheinung war von so eigenthümlichem, fremdartigem Reiz, daß der junge Mann Julie und ihr Schicksal vergaß und sein Auge sich nicht von ihr loszureißen vermochte.

»Ich bin bereit zu helfen, mein Fräulein,« sagte er, sich erinnernd, daß er ihr an Juliens Seite auf der Promenade begegnet, »ich bin aber in Verlegenheit, wie dies zu beginnen!«

Während er Rahel anblickte, ward das Antlitz des Mädchens bald roth, bald bleich. Gerhard, so wenig Erfahrung er sonst besaß, hatte in dieser Hinsicht bereits Routine genug und wußte, woran er war. Die schöne Jüdin war die wohlfeilste Eroberung, die er machen konnte und dennoch schien er geringen Werth auf dieselbe zu legen. Er hatte Julie bisher den Hof gemacht, nach dem

ersten Aufflammen der Leidenschaft, welche der Kammerherr an ihm entdeckt, aber sich merklich abgekühlt; nur das Bedürfniß der Unterhaltung zog ihn seit einiger Zeit noch zu ihr hin, sie war in seinen Augen ein zwar schönes, aber unerträglich launenhaftes Weib, das ihn mit seinen Gefühlen für sie hin und her schleuderte, sie besaß etwas in ihrem Wesen, das ihn in ihrer Nähe fesselte, seit er aber die schöne Hedwig wieder gesehen, hatte er nur Sinn für diese und raffinirte insgeheim fortwährend über die Möglichkeit, sich ihr trotz all ihrem Widerstand zu nähern. Hatte er Julie Geschenke gebracht, so hatte sie diese angenommen, aber mit einer Miene, aus der offene Mißachtung sprach, bei Seite gelegt; hatte er ihr anfangs von seiner glühenden Verehrung für sie gesprochen, so zeigte ihr Antlitz entweder eine eisige Kälte oder ein mitleidiges Lächeln. Hundertmal hatte er sich vorgenommen, dieses Weib zu meiden, und dennoch zog es ihn täglich wieder zu ihr hin.

Gerhard fehlte es nicht an Zerstreungen, sehr kostspieligen Zerstreungen, aber er hatte sich in seiner Genußsucht bereits ein wenig überstürzt; in demselben Augenblick, wo er durch seinen Abschied seine völlige Freiheit erhalten und sich vorgenommen, dieselbe mit vollen Zügen zu genießen, sah er ein, daß er schon Alles durchgekostet und daß es einiger Raffinerie bedürfe, neue Genüsse zu finden. Leichtfertig wie er war, setzte er sich zwar schnell darüber hinweg, aber in Augenblicken der Ruhe und des Alleinseins, die er freilich haßte und mied, kam es ihm schon am ersten Tage vor, als habe

er seine Erwartungen von dieser Freiheit ein wenig zu hoch gespannt. Es erging ihm wie Andren, die thörichter-weise all ihr Sehnen auf einen Gegenstand concentriren und wenn sie ihn erreicht haben, nicht wissen was sie damit anfangen sollen. Onkel Kammerherr selbst hatte ihm den ersten Tag seiner Freiheit recht verleidet, hatte ihn mit sich herumgeschleppt zu allen möglichen Bekannten, gerade wie einen Sklaven, hatte ihn am Morgen gezwungen, einem koketten Weibe den Hof zu machen, das ihm vollständig gleichgültig war, hatte ihn am Abend bei seinem Souper auf die Unterhaltung mit leichtfertigen Weibern angewiesen, die ihm widerwärtig waren; mit einem Wort: als Gerhard in der Nacht des ersten Tages der Freiheit müde, abgspannt, entsetzlich gelangweilt in seine Wohnung zurückkehrte, stieg er zum ersten Male mit einem Seufzer in's Bett; zum ersten Male waren ihm die Gedanken, mit welchen er sich sonst so gern beschäftigte, matt und verblaßt. Gerhard's Genußsucht hatte ganz plötzlich ihre Spannkraft verloren, seit sie nicht mehr mit dem Gegner, mit der Zwangsjacke zu kämpfen hatte, in welche ihn die militärische Subordination geschnürt; ja selbst der Oheim, der ihm sonst als das Ideal eines vollkommenen Lebemanns vor Augen gestanden, war ihm am gestrigen Abend lange nicht mehr in, strahlender Vollkommenheit erschienen; er glaubte sogar in dem Benehmen dieses seines Ideals Blößen entdeckt zu haben, die nach dem Codex des Gentleman unverzeihlich, und namentlich, als der Kammerherr (wir erinnern uns, warum) eine Aufregung verrieth, die er durch eine

erkünstelte Heiterkeit oft gewaltsam nieder zu drücken und zu verbergen suchte, als er endlich gar beim Souper in eine übermäßige Weinlaune gerieth und ein wenig benebelt seinem Neffen Aeüßerungen in Bezug auf dessen Person und Leben machte, vor welchen Gerhard stutzte – da brach das Ideal des jungen Mannes zusammen und zum ersten Male verließ er eine heitere, ausgelassene Gesellschaft früher als die Uebrigen.

Der Kammerherr hatte namentlich in seiner Weinlaune beleidigende Worte gegen Gerhard's Tante geäußert; an diese war der letztere freilich gewohnt, als er aber am Morgen den Brief der Tante las, in welchem diese fortwährend von einem Manne sprach, den sie hasse, gegen den sie fortwährend angekämpft; als der Brief der Tante diesen Mann sogar eines *Verbrechens* beschuldigte, mußte Gerhard natürlich zunächst auf den Oheim verfallen. Aber wie war es nur denkbar, daß dieser feine Cavaier, der eine so hohe Stellung am Hofe inne hatte – –! Es war undenkbar. Doch was meinte die Tante, von welcher Person sprach sie?

Gerhard war am Morgen sehr erklärlich in verdrießlicher Stimmung; er fühlte in sich eine plötzliche Wandlung, die ihm keineswegs willkommen war, da sie eine gewisse Leere in ihm verursachte; er hatte den Sinn für das, was ihn bisher ganz allein ausgefüllt, verloren, und nichts, was er an dessen Stelle hätte setzen können; dazu kamen noch die geheimnißvollen Worte der Tante, die ihn gänzlich confus machten, da ihm jeder Schlüssel hiezu fehlte.

Der Gerhard von vorgestern würde das so deutlich sprechende Benehmen der schönen Rahel nicht so hölzern und gleichgültig hingenommen haben, wie es jetzt geschah. Gerhard fühlte nur, daß das Mädchen schön, daß sie sogar verführerisch sei, er begriff ihre Verlegenheit vollkommen, aber heute ließ ihn selbst eine Eitelkeit im Stiche, die ihn sonst antrieb, weniger wählerisch zu sein und hinzunehmen, was der Augenblick ihm bot. Sonderbar genug war's, daß ihm gerade jetzt wieder die reizende kleine Hedwig einfallen mußte, daß er sich selbst unbewußt einen Vergleich anstellte, bei welchem die arme Rahel den Kürzeren zog.

Helfen sollte er, so verlangte sie. Allerdings war er hier gern bereit, ja das Schicksal Juliens lag ihm selbst am Herzen, aber was sollte er beginnen? Auch in den Zügen der Dienerin lag die höchste Angst ausgedrückt, denn dieselbe, schwächerer Constitution, war fortwährend einer Ohnmacht nahe.

Während alle Drei rathlos dastanden, erschien ein Mann, in Arbeiterkostum mit gemeinem, von Trunksucht aufgeschwemmtem Gesicht auf der Schwelle, der in plumper Höflichkeit die Mütze vom Kopfe zog und das stark von Blut unterlaufene Auge suchend auf die Gruppe richtete.

»Es muß hier doch recht sein ist, begann er endlich. »Ich soll hier einen Auftrag ausrichten von einer Frau, die gestern Abend von der Polizei verhaftet worden ist.«

Ein Angstlaut entfuhr der Dienerin und Rahel, starr und bleich schauten sie den Arbeiter an.

»Ich kam gerade beim Polizei-Gefängniß vorüber, als der Wagen vorfuhr, aus dem sie von zwei Polizeibeamten begleitet herausstieg. Als sie mich sah, rief sie mir zu und fragte die Beamten, ob sie den Mann in ihre Wohnung schicken dürfe, damit ihre Dienerin wisse, was ihr widerfahren sei. Die hatten natürlich nichts dagegen, sie gab mir ein Stück Geld und beauftragte mich, hieher zu gehen und zu sagen, daß sie verhaftet worden sei. Sie wisse von keinem Vergehen und könne nur vermuthen, daß die Drohungen, welche sie gegen den Kammerherrn von Dörenberg geäußert, der Grund zu ihrer Verhaftung sei.«

Herr Fromm, Rose's Vater, dem der Zufall diesen Auftrag in seine sehr unzuverlässigen Hände gelegt, fügte mit anerkennenswerther Offenheit hinzu:

»Ich sollte gestern Abend sogleich hieher gehen, aber ich habe erst das Geld vertrunken, weil ich glaubte, es werde dadurch ja doch nichts geändert.«

Gerhard erschrak, als er den Namen seines Oheims hörte. Julie hatte Drohungen gegen ihn ausgestoßen, während er doch nie gehört, daß sie mit ihm in Berührung gekommen.

»Habt Ihr den Namen auch verwechselt?« fragte er den biedren Fromm.

»Gott bewahre! Sie nannte mir ihn sehr deutlich, und wer kennt nicht den Kammerherrn von Dörenberg! . . .«

»Es ist gut, lieber Freund!« unterbrach ihn Gerhard, ihm ein Stück Geld in die Hand steckend, und gab ihm

einen Wink, sich zu entfernen, von welchem Fromm, der wieder Geld in der Hand fühlte, eilig Gebrauch machte.

»Mein Oheim!« rief Gerhard in einem Ernst, der ihm sonst sehr fremd gewesen. »Wie kommt mein Oheim zu der Baronin! Es ist unmöglich!«

»Und dennoch. Herr von Dörenberg,« fiel die Dienerin ein. »Ich sah den Kammerherrn öfter bei meiner Herrin, und wenn ich nicht irre, herrschte schon seit einiger Zeit eine gewisse Spannung zwischen ihnen.«

Für Gerhard war diese Nachricht eine frappirende. Weder Julie noch der Oheim hatte ihm von diesen Besuchen je gesprochen; er mußte einen Zusammenhang zwischen Beiden vermuthen, der ihm sorgfältig verheimlicht worden. Noch gestern erst hatte ihn der Oheim aufgefordert, seine Bekanntschaft mit Julie abubrechen, damit er sich nicht compromittire; offenbar hatte der Oheim dies gethan, weil er diese Verhaftung erwartete, er konnte derselben also nicht fremd sein. Aber welche Gründe hatte er hiezu, und was für Drohungen hatte Julie gegen ihn äußern können?

Wieder fiel ihm der Brief der Tante ein; nur auf ihn, auf den Oheim konnte sie mit der fürchterlichen Anklage hingedeutet haben; diese Anklage aber war eine so entsetzliche, daß Gerhard's junges und wohlwollendes Gemüth sich davor entsetzte, die Worte der Tante zu begreifen.

»Ich beschwöre Sie, Herr von Dörenberg, retten Sie die arme Baronin!« unterbrach ihn in seinem Nachdenken Rahel's Stimme, während sich zugleich eine weiche, weiße Hand auf seinen Arm legte. »Sie ist unschuldig,

ich weiß es! Sie ist nicht im Stande, etwas Böses zu thun! Gewiß hat dieser Mann, der Kammerherr, der freilich Ihr Oheim sein soll, etwas Unrechtes gegen sie ausgesagt; ich kenne ihn nicht, aber ich habe meinen Vater oft über ihn sprechen gehört; auch er haßt ihn, ich weiß es, auch er verwünscht ihn, obgleich ich nicht weiß, warum!«

Eine neue Anklage gegen den Kammerherrn, die Gerhard soeben hören mußte. Auch Sami Salomon haßte ihn, und wenn dieser haßte, so mußte er seine Gründe haben. Gegen *ihn* hatte der Oheim sich nie den Schein gegeben, als kenne er den alten Wucherer, und dies war nur ein Beweis mehr dafür, daß er Ursache hatte, denselben zu meiden. Gerhard hatte *auch* keine Aufforderung, den Alten zu lieben, aber er achtete ihn, weil er ihm und seinem Leichtsinn stets bereitwillig ein Helfer in der Noth gewesen.

Gerhard stand vor lauter Räthseln, zu deren Lösung ihm jedoch Rahel keine Zeit ließ, da sie von Neuem in ihn drang.

»Sie haben einflußreiche Bekanntschaften, Herr von Dörenberg,« bat sie. »Ihnen wird es nicht schwer sein, ein gutes Wort für die Arme einzulegen! Erinnern Sie sich, daß die Baronin Sie stets geschätzt, daß sie stets mit solchem Interesse von Ihnen sprach!«

»Sie sehen mich bereit,« antwortete Gerhard, der in seiner Einmischung in diese Angelegenheit ein Mittel sah, sich Licht zu verschaffen. »Ich gehe auf der Stelle, um von dem Präsidenten selbst das Nähere zu erfahren.«

»Und wo höre ich von Ihnen, Herr von Dörenberg?«

»Hier, wenn es Ihnen beliebt. Ich kehre zurück, sobald ich das Nöthige erfahren, und steht es in meiner Macht, so Sorge ich für ihre Befreiung!«

Mit einem Blick der innigsten Dankbarkeit entließ Rahel den jungen Mann, der durch Alles, was so plötzlich auf ihn einstürmte, sich in einer Verwirrung befand, welche ihn diesen Blick nicht einmal gewahren ließ.

XIV. VATER UND TOCHTER.

Inzwischen hatte am Abend vorher der Zufall, oder vielmehr die Bosheit des Kammerherrn zwei Personen unter ein Dach geführt, die sich sonst schwerlich begegnet sein würden.

In dem düstren Saal, in welchen die Polizeigefangenen zunächst geführt wurden, ehe man sie zu strengerer Detention brachte, wenn diese nothwendig war, erschien zunächst derselbe lange, hagere Mann, welcher der armen Hedwig und ihrer's Gefährtin Rose einen solchen Schreck eingeflößt; derselbe, welchen wir bei dem Agenten des alten Sami Salomon so schweigsam und zerknirscht in der Ecke sitzen sahen. Sein ganzes Wesen verrieth den bis auf die letzte Stufe des Elends herabgesunkenen Abenteurer, der selbst auf dieser untersten Staffel noch das unverwischbare Gepräge guter Herkunft und sorgfältiger Erziehung verräth; finster und verschlossen, in demselben schäbigen Costum, in welchem wir ihn als

Schlafkameraden des biedren Fromm sahen, mit verwildertem Bart, hageren, bleichen Zügen und tief zurück gesunkenen Augen, aus welchen noch ein letzter Funke verzehrender Leidenschaft zuweilen aufblitzte, nach seiner Gewohnheit die Arme über der Brust krenzend, nahm er auf der rohen Bank Platz, welche man ihm anwies.

Ungewöhnlicher Weise beherbergte der Saal noch kein andres Individuum als ihn; man erwartete jedoch ersichtlich einen zweiten Schub, denn im Hintergrunde gingen einige Polizeidiener gelangweilt auf und ab.

Eine halbe Stunde verstrich, während welcher der Verhaftete sich kaum bewegte; starr und nur zuweilen kaum merkbar mit dem Kopf nickend blickte er vor sich hin und würdigte die Unterbeamten keines Blickes.

Erst das wiederholte Oeffnen der Pforte, durch welche man ihn herein geführt, weckte ihn aus seinem Brüten. Er blickte gleichgültig auf, seine Züge aber verriethen doch einige Theilnahme, als er sich in einer Gesellschaft sah, die er hier nicht vermuthet haben mochte. Mit gerade soviel Höflichkeit, mit welcher man überhaupt einen Menschen in guter Kleidung in das Polizeigewahrsam führt, ließ man eine schwarz gekleidete Dame von schlankem, hohem Wuchs herein, deren Antlitz vom Schleier bedeckt war.

Mit allen Zeichen der Angst blickte die Gefangene umher; die kahlen, schmutzigen Wände schienen ihr Abscheu einzuflößen, ihre Füße wankten, so viel der Schleier von ihrem Antlitz sehen ließ war dasselbe leichenblaß.

Mühsam nur erhielt sie sich aufrecht und wankte mit Widerwillen zu der dem andren Gefangenen gegenüber befindlichen Bank, auf welche sie sich mit einem Seufzer nieder ließ.

»Melden Sie sofort, daß man diese Frau, die Baronin von Grimmer eingebracht!« rief der Polizeidiener, welcher die Gesangene herein geführt, einem der auf und nieder gehenden Wärter zu.

Die Dame erschrak, als sie ihren Namen hier und mit so wenig Schonung nennen hörte; sie zog den Schleier dichter über das Gesicht. Während der Polizeidiener sich zurück zog und einer der Wärter sich in den zu den Verhörzimmern führenden Gang vertiefte, hatte der andre Gefangene eine ganz auffallende Bewegung gezeigt. Der Name seiner Unglücksgefährtin hatte wie ein Blitzstrahl auf ihn gewirkt; er war von der Bank aufgesprungen, richtete sich in seiner ganzen Länge auf, starrte die nur zehn Schritte von ihm sitzende Dame fest und unverwandt einige Secunden lang an und trat dann entschlossen auf sie zu.

»Ich höre einen Namen,« rief er, während Julie mit Schrecken sich zurück beugte; »ich höre einen Namen, der nicht Dir gehören kann, Weib! Einen Namen, der . . . Sag' mir, wer Du bist! Eine Betrügerin, die man hieher geschleppt, weil Du Dir einen falschen Namen angemessen eine Diebin . . .«

Mit diesen Worten erfaßte er, ehe Julie es hindern konnte, ihren Schleier und blickte ihr, sich herab beugend, in's Antlitz.

Das matte Licht, welches den Saal erleuchtete, war doch hinreichend, um ihn die Züge Juliens erkennen zu lassen, und diese Züge übten auf ihn eine fast vernichtende, so blendende Wirkung, daß er zurücktaumelte und mit beiden Händen das Gesicht verhüllte.

Julie, die sich von ihrem Schrecken jetzt erholte, wagte es, zu ihm aufzublicken. Die Haltung des Fremden, der sie soeben wie ein Wahnsinniger überfallen, ließ sie ihre eigne Lage vergessen und erregte ihr Mitleid, zugleich aber auch ihre Neugier, die wiederum ein Gefühl in ihr erzeugte, das sie mit unwiderstehlicher Gewalt ergriff.

Die Wirkung, welche ihr Name auf diesen Mann gemacht, seine Zerknirschung, als er ihr in's Antlitz geblickt, beides war so auffallend, daß es Julie zu schnellen Combinationen führen mußte. Wenn dieser Mann, dieser Unglückliche, denn ein solcher war er offenbar, wenn er auch Julie stieß einen Laut der Ueberraschung aus, der den bleichen, hageren Mann wieder in die Gegenwart zurückrief. Seine Arme sanken herab, sein Kopf senkte sich verzweifelnd, Leichenblässe stand auf seinem Antlitz.

»Es sind ihre Züge, es ist mein Kind!« jammerte er. »Meine eigenen Züge, mein unglückliches Kind, das ich samms der Mutter dem Elend, der Verzweiflung überließ! Sie ist es, denn eine Stimme spricht in mir, die sich nicht täuschen kann!«

Julie, wie elektrisirt durch diese halblaut gesprochenen Worte, hatte sich von der Bank erhoben, sie wagte es, forschend dem Mann in's Auge zu blicken, während

die höchste Spannung auf ihrem Antlitz stand. Ihre Lippen stammelten Worte, die unverständlich waren, ihre Arme hoben sich flehend zu diesem Mann, der so elend, so jammernd, erdrückt von eignen Vorwürfen, dastand, und dennoch machte sie eine gewisse Furcht erzittern. Wie sehnsüchtig sie nach ihrem verschollenen Vater gesucht, ihn *so*, ihn *hier* zu finden, das mischte ihre Freude mit Schrecken. Und wenn sie sich täuschte, wenn er sich täuschte! Salomon hatte ihr allerdings gesagt, er habe seine Spur gefunden, aber seitdem hatte sie nichts mehr von ihm gehört.

Während Beide noch schweigend einander gegenüber standen und der Gefangene eben das Auge wieder erhob, um sich zu überzeugen, ob er sich nicht dennoch getäuscht, trat der Wärter heran und wies den Gefangenen barsch auf seinen Platz zurück. Schweigend und gebietend winkte er Julie, ihm zu folgen.

»Barbar, kennst Du kein Erbarmen! Kannst Du ein Kind von der Seite des Vaters reißen in dem Augenblick, wo sich beide hier gefunden?« rief der Gefangene. »Dieses Weib ist mein Kind und ich ... wohlan, ich bin der Baron von Grimmer, den man lange vergeblich gesucht und der unter den verschiedensten Namen Eure Wachsamkeit zu täuschen gewußt hat ... Nehmt mich mit ihr, denn nichts soll mich mehr von meinem unglücklichen Kinde trennen!«

Betroffen stand der Polizeidiener da und wußte nicht, ob er mit einem Verrückten oder mit einem Betrüger zu

thun habe. Der Name, welchen er als den seinigen nannte, während er unter einem ganz andren als Vagabond und vermuthlicher Gauner verhaftet worden, war dem Beamten vollständig fremd, er hielt die ganze Scene für eine Komödie, für einen wahrscheinlich zwischen beiden Delinquenten abgekarteten Auftritt, dessen Zweck er nicht zu durchschauen vermochte, und winkte dem in einiger Entfernung stehenden Wärter, den Gefangenen vorläufig abzuführen.

»Nichts in der Welt wird mich von meinem Kinde trennen!« rief Grimmer, den wir nach so langer Zeit wieder vor uns sehen, und der die Carriere aller Abenteurer gemacht, die wenn es ihnen nicht gelingt, sich irgendwie wieder aufzuschwingen von Stufe zu Stufe in ihrem gefährlichen Broderwerb sinken und endlich aus der Sphäre raffinirten Betrugs in die des brutalen Verbrechens sinken, wenn sie auch nicht immer thätlich an demselben betheiligt sind. »Ist dieses unglückliche Weib schuldig,« fuhr er in seiner Extase fort, »wohlan, so thut mit ihr, was das Gesetz Euch vorschreibt, aber gönnt mir wenigstens die traurige Erfüllung einer Pflicht, die ich stets versäumt, sie in meine Arme zu schließen, sie um Verzeihung zu bitten für das, was ich an ihr gefrevelt, als ich, gehetzt mein ganzes Leben lang durch die Verfolgung der Gerichte, nur an die eigne Erhaltung dachte und Weib und Kind ihrem Schicksal überließ! ... Mein Weg ist zu Ende, mein Ziel ist erreicht!« setzte er muthlos hinzu. »Was nutzt es, noch länger gegen meine Verfolger anzukämpfen! Mich ekelt dieses Leben an, seit nur der

Abschaum der Gesellschaft mich noch aufnimmt, seit nur das Verbrechen noch mir hülfreich die Hand reicht, seit ich einsehen muß, daß diese Gemeinschaft auch mich zum Galgen führen muß, weil ich nur mit seinen Kandidaten noch verkehre! . . . Führt mich mit ihr zum Richter; sie kann nicht schuldig sein, und ist sie's wirklich, so war ich es, der sie zur Schuld trieb, weil ich sie bereits dem Verderben opferte, als sie noch ein Kind war!«

»Das Alles kümmert nicht *mich!*« antwortete der Polizeidiener. »Wer schuldig ist, wird bestraft, *warum*, das ist nicht *meine* Sache!«

Grimmer war durch das unerwartete Wiederfinden seines Kindes durch die Wucht der Vorwürfe, welche sich beim Anblick seines Kindes auf ihn gewälzt, so erschüttert, vor seinem Geiste entrollten sich die Bilder einer wechselreichen und stürmischen Vergangenheit mit so überwältigender Macht, daß er die Worte des Beamten gar nicht hörte; vor sich nieder blickend sah er nicht, wie Julie abgeführt wurde, und als er wieder aufschauend sich allein sah, wankte er zu seiner Bank zurück.

»Es ist zu Ende mit mir,« murmelte er vor sich hin; »es muß wohl zu Ende mit meiner geistigen Kraft gehen, seit ich dahin gekommen, vor mir selbst zu schaudern! Was ich bisher that, Eins war stets die Folge des Andre, Eins gebar das Andre, die Acht, in welche mich Gesetz und Gesellschaft erklärt, zwang mich zu ewiger Fehde gegen dieselben; das Glück, mit welchem ich stets gegen das

Gesetz kämpfte, hat mich zwar nie verlassen, aber allmählig erlahmend, erschöpft in meinen geistigen Hilfsmitteln, sank ich aus einer Sphäre in die andre. Was ich gegen Weib und Kind gethan, es hat mich nie gequält, nie empfand ich Gewissensbisse, so lange es mir wohl ging; erst als ich immer tiefer sank, erst als es hier innen so leer und öde ward, füllte sich meine Seele mit folternden Bildern, die meine Nächte beunruhigten, meine Tage verbitterten, dem Leben den Werth nahmen, welchen es früher für mich hatte. Die Genüsse, die ich mir erkaufte, verloren ihren Reiz für mich, denn ich ward älter und abgespannt; um mich zu beschäftigen, um mich vor den Selbstverwürfen zu schützen nahm ich meine Zuflucht zu allen Mitteln; der Ueberreiz führte zum Ueberdruß, zum Ekel, und dieser zum Widerwillen gegen Alles, was mir sonst zur Vertheidigung meiner Existenz gedient. Ausgestoßen von denen, die gleich mir sich künstlich in der Gesellschaft erhielten, suchte ich andre Gesellschaft, sank auch aus dieser noch, und so bin ich endlich dahin gekommen, daß ich verlassen von mir selbst und Allen, die Genossenschaft der elendesten, zerlumptesten Gauner suchen und mich selbst von diesen bemitleiden lassen muß, weil ich unfähig bin, ihr Handwerk zu theilen ... Mag jetzt geschehen mit mir was da will! Ich hätte die Mittel in Händen, mich wieder zu einer glänzenden Existenz aufzuschwingen, aber ich besitze die Kraft nicht, diese Hebel anzuwenden, und ich weiß, daß selbst wenn ich den hohen Preis erränge, wenn es dem Geächteten, Vogelfreien gelänge, seine alte Rechnung mit dem

Gesetz zu tilgen, kein Glanz, kein Reichthum ihm die Schmach abwaschen könnte, mit der sein Name bedeckt ist; scheinbar glücklich im Reichthum, würde ich doch das elendeste Geschöpf sein, ja ich gestehe mir selbst, dieser Reichthum würde mir wie eine Kohle in der Hand glühen, ich würde ihn fort werfen, ihn verschleudern, und ein flüchtiger Besitz wäre nicht das Elend werth, das ich hiedurch auf einen *Andren* würfe, der freilich weit schlimmer mit der Gerechtigkeit steht und vor dem sich dennoch Alles beugt. Der Zufall hat es gewollt, daß mein Geheimniß, das ich eroberte, als ich heimlich und unerkannt Zehneck einst besuchte, in die Hände von Männern gerathen ist, in welchen es zur schneidigen Waffe werden kann; man entlockte es mir durch Geld, als mich der Hunger verzehrte; man bestach mich durch Geld und wieder Geld; bereuend was ich gethan, trieb mich eine dämonische Gewalt, dieses Geld auf die Straße zu werfen; ich hatte keine Ruhe mehr, ich, der ich selbst mit der höchsten Schuld beladen, der ich diese Schuld eine Lebenszeit fast gleichgültig getragen, schrak davor zurück, einen *Andren* zur Rechenschaft ziehen zu lassen; wie durch Furien ward ich gejagt, rettete mich in die elendeste Gesellschaft, nur um nicht allein zu sein, bis mich wieder der Hunger packte, bis ich mittellos wieder ohne Obdach war ... Ich hätte zu diesem Juden gehen können, denn ich weiß, er wird mich suchen; ich hätte wieder Geld von ihm fordern können und er würde es mir nicht verweigert haben, aber mir graut vor dem Juden, der selbst Schlimmes vorhaben muß; ich will untergehen,

ich will mich in's Wasser stürzen, um diesem fluchbeladenen Leben ein Ende zu machen, will ... Aber *sie*, die Arme! Mein unglückliches Kind, das ich hier an dieser Stelle des Schreckens wieder sehen mußte! ... Doch ja, ich *will* ein Ende machen, sobald ich Gelegenheit finde, wieder zu entwischen, und diese Gelegenheit werde ich finden, wie ich sie immer fand! Ich kann ihr nicht wieder in's Auge sehen, kann diese Züge nicht sehen, meine eigenen Züge, welche mir einst entgegen lachten, als ich sie auf den Armen trug, ohne zu empfinden, was Vaterfreude ist! Ich war ein leichtsinniger Mensch, war es immer, jetzt bin ich ein Schurke, ein von der Welt ausgestoßenes Subject, elender als der Wurm, den ich mit meinen Füßen zertrete! ... Was auch geschehen mag, ich *will* das Ende nicht sehen, will nicht, der ich selbst stets das Werkzeug meiner elenden Leidenschaften war, noch zuletzt das Werkzeug Andrer werden es soll, es muß zu Ende gehen! ... «

Grimmer ward hier in seinem Nachdenken gestört, da auch er zum Verhör gerufen wurde. Frei und offen trat er vor den Beamten, er hielt sich selber Wort, indem er sein Incognito ablegte und sich als denselben Baron von Grimmer bekannte, den man vor vielen Jahren vergeblich zu ergreifen gesucht.

Für den Beamten war diese Enthüllung eine interessante. Man schlug sofort nach, fand den Namen des Verhafteten unter den als verschollen bezeichneten Verbrechern, nahm die sämtlichen Aussagen, welche Grimmer über sein bisheriges, ruheloses Leben machte, zu

Protokoll und Grimmer war aufrichtig genug, die verschiedenen Masken und Namen zu nennen, unter welchen er anfangs als falscher Spieler, später als Schnapphahn der Gesellschaft überhaupt und endlich als obdachloser Vagabond sich umher getrieben.

Die Polizei hatte in ihm einen der interessantesten Verbrecher erwischt, dessen Verhaftung, wie man sich schmeichelte, zur Ergreifung einer ganzen Reihe von verdächtigen Individuen führen sollte.

XV. SALOMON'S ENTDECKUNGSREISE.

Als Sami Salomon nach dem Schlosse Zehneck kam, ließ er sich sofort bei der gnädigen Baronin melden, die als hochbetagte Wittwe noch immer den trüben Erinnerungen an den Gatten und an dessen entsetzliches Ende lebte.

Sami stand, wie wir schon erwähnten, bei der alten Dame als alter und zuverlässiger Geschäftsmann gut angeschrieben und ward bereitwillig empfangen. Seit mehreren Jahren hatte er die Rittmeisterin nicht mehr gesehen; er fand sie sehr geschwächt und was sie von ihrer wahrscheinlichen baldigen Auflösung sagte, erschien Salomon nur allzu begründet. Lange und umständlich sprach er mit ihr über die Zustände ihrer Besitzungen, über ihren einzigen Erben Gerhard und schilderte diesen auf die dringenden Fragen der Matrone als einen jungen Mann, der zwar alle Fehler der Jugend habe, aber sicherlich zur Vernunft kommen werde, sobald das Leben mit ernstern Ansprüchen an ihn heran treten werde. Salomon hütete

sich wohl, ihr zu gestehen, daß er in Gerhard's Schuldverschreibungen bereits einen guten Theil dieser Besitzungen in Händen und zugleich die beste Aussicht habe, auch den übrigen Theil noch zu gewinnen.

Salomon kam hiernach auf die geschäftlichen Zwecke, die ihn hieher führten, da er gerade auf einer Reise begriffen; als auch diese erledigt waren, gab ihm die alte Dame zu verstehen, daß die Unterhaltung sie angreife und es ihr angenehm sein werde, wenn er sie verlasse. Sami aber rückte auf seinem Stuhl hin und her und wußte die Nerven der alten Dame dadurch wieder zu spannen, daß er auf die Familienverhältnisse kam und zunächst den Namen des Kammerherrn von Dörenberg nannte.

Dieser Name berührte die Baronin stets wie ein Skorpionstich. Salomon sah, daß er sich nicht geirrt und hielt das Thema fest. Er kannte den Haß der Rittmeisterin gegen diesen Mann, was er aber auf dem Herzen hatte, war etwas so Ungeheures, daß er zugleich bedacht sein mußte, in geschicktester Weise die Nervenschwäche der Markone zu schonen und trotzdem Alles zu berühren, was hier nothwendig war.

»Ich fürchte,« fuhr er fort, »daß auch dem gottlosen Leben dieses Mannes ein Ende gesetzt werden wird; ich habe so eine Ahnung, als müsse etwas herein brechen über seinem Haupt, etwas . . . etwas Unglaubliches, das aber der Welt wird öffnen die Augen über den Charakter eines Mannes, der selbst am Hofe und bei Seiner Majestät gilt so viel!«

Die Baronin horchte auf, ihre plötzlich blitzenden Augen fixirten den alten Sami, der sinnend vor sich hin schaute.

»Sie sagten, Herr Salomon? ...« fragte sie, als Sami eine Pause machte.

»Ich sagte, gnädigste Frau Baronin, daß der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht, und daß es giebt Leute, vor denen Jedermann zieht seinen Hut, während ihnen ihr eigener Kopf schon längst nicht mehr gehört.«

»Ich verstehe Sie nicht, Herr Salomon! Sie meinen vielleicht, der Kammerherr sei so verschuldet, daß er ...«

»Ich meine, gnädigste Frau Baronin, daß der Herr Kammerherr allerdings hat mehr Schulden als er hat Haar auf seinem Kopfe, daß ich aber gebe für seinen Kopf nicht einen Heller, wenn Andre wissen, was *ich* weiß!«

»Und was wissen Sie, lieber Salomon?« fragte die Baronin in eigenthümlicher Spannung. »Gewiß hat er viel Schlechtes begangen und ich erschrecke stets, wenn ich mir denke, daß mein Neffe, der arme Gerhard, in seinen Händen steckt! All mein Bitten ist ja vergebens; dieser Mann hält, wie man mir sagt, den armen Jungen so fest in seinen Klauen ...«

Salomon schüttelte den Kopf.

»Hat keine Gefahr, gnädigste Baronin,« sagte er. »Hab' ich mich doch immer interessirt für den gnädigen jungen Herrn Baron, der so ein lebenswürdiger, heiterer junger Herr ist, und brauchte ich doch nur ein einziges Wort zu sprechen, um ihn zu erlösen aus diesen Klauen, sobald sie mir wirklich erscheinen gefährlich!«

Alles, was gegen den Kammerherrn gerichtet, war der Matrone Balsam für die nie verharrschende Wunde. Salomon's Aeußerung spannte sie auf's höchste.

»Und dieses Wort, Herr Salomon?« fragte sie mit bewegter Stimme.

»Ich darf es nicht sprechen aus, gnädige Frau Baronin, weil ich weiß, daß Sie haben schwache Nerven . . . «

»Sprechen Sie, Herr Salomon! Sie wissen, ich kann stark sein wie mein Haß gegen diesen sündigen Menschen. *Dieses Wort*, Herr Salomon?«

»Dieses Wort, gnädigste Frau Baronin, schließt ein die ganze Hölle und heißt: Brudermörder!«

Mit einem Schreckenslaut sank die Baronin in ihren Sessel zurück. Salomon sah, wie sie sich bemühte, ihre Fassung zu erhalten, er wußte, daß sie dieselbe wiederfinden werde und blieb deßhalb regungslos an seinem Platz.

Minuten verstrichen, bis die Matrone wieder zu sich gekommen war; mit von Angst und Entsetzen gespannten Zügen blickte sie ihren Gast an.

»Herr . . . Salomon!« stammelte sie mühsam. »Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir: wer hat Sie in ein Geheimniß eingeweiht, das . . . das nur mir, wie ich glaubte, bekannt war! Sein Sie offen gegen mich!«

Salomon schüttelte den Kopf und rieb sich die Knie.

»Ich weiß, was ich weiß, gnädigste Frau Baronin! Das Geheimniß ist gut bei mir aufgehoben.

»Sie werden es nicht verrathen?«

»Ich niemals, gnädigste Frau Baronin! Aber wenn nun Andre treten auf gegen ihn, wenn nun Andre heben die Hand gegen ihn?«

»Andre? Großer Gott, so ist das entsetzliche Geheimniß auch in den Händen Anderer?«

»Anderer, von denen ich es erfahren habe! Es ist in den Händen eines Unglücklichen, gnädigste Frau, der durch Ihre Familie ist geworden ein armer Elender, aber nicht den Muth hatte, durch dieses Geheimniß sich aus dem Elend heraus zu reißen, weil er ist zu schwach, um zu heben die Hand gegen einen Mann, der steht so hoch, so sehr hoch . . . «

»Und wer ist dieser Andre? Sagen Sie mir Alles, Herr Salomon!«

»Die gnädige Frau werden sich erinnern eines Mannes der vor langen Jahren liebte ein Fräulein aus diesem Hause, eine Baronesse von Dörenberg . . . Camilla von Dörenberg, die ich noch gekannt habe sehr gut und die mit diesem Mann entfloh nach England oder Amerika, ich weiß nicht wohin.«

»Ja, ja, ich erinnere mich! Mein seliger Gemahl sprach mir einmal von dieser unglücklichen Schwester! Sie wurde verstoßen, enterbt vom Vater . . . «

»Und ihr Gemahl hat es verschmäht, das Erbtheil seines Weibes in Anspruch zu nehmen,« fuhr Salomon in einen feierlichen Ton übergehend fort. »Er und sein armes Weib sind in der Welt umher geschleudert worden, weil die Brüder des armen Weibes darauf drangen, daß sie enterbt werde und ihnen zufalle, was *ihr* gebührte.

Das arme Weib ist umgekommen in Noth und Elend und der Mann ist versunken in Laster und Unfähigkeit zum Erwerb, daß es ist ein Jammer mit anzusehen!«

Die Baronin versank in Nachdenken und nickte dabei zuweilen traurig mit dem Kopf.

»Die arme Camilla! Ich habe von ihr gehört! Zuletzt noch als der alte Wagner in hohem Alter starb und mich an sein Todtenbette rufen ließ, sagte er mir mit gebrochener Stimme, die Familie habe ein schweres Unrecht gut zu machen gegen eins ihrer Mitglieder, das längst verschollen sei. Man solle die beiden Zimmer gegen Westen öffnen die auf Befehl des alten Barons vermauert worden und nach dem Wortlaute seines Testamentes nicht mehr geöffnet werden dürften; man werde dort finden was geeignet sei, über so manche Ereignisse in der Familie Aufschluß zu geben, namentlich jedoch über ein Geheimniß, das außer mir, der er es längst anvertraut, nur noch eine Person kenne, nämlich der Gatte der unglücklichen Camilla, der einst unvermuthet und in ärmlicher Kleidung bei ihm ganz insgeheim erschienen, sich mehre Tage unerkant in seinem Dachkämmerchen aufgehalten und dem er das Geheimniß mitgetheilt, um ihn zum Rächer an dem zu machen, was man gegen sein armes Weib gesündigt . . . Ich konnte mich Jahre lang nicht entschließen, gegen den Willen des alten Barons zu handeln,« fuhr die Matrone in ihrem halblauten Selbstgespräch fort, »ich wagte es nicht, die Zimmer der unglücklichen Camilla öffnen zu lassen, bis endlich ein zufälliges Ereigniß vor Kurzem den Wunsch des alten Wagner

in's Werk setzte. Das Actenstück, welches ich in den vermauerten Zimmern fand und das auf unerklärliche Weise von Wagner dahinein gebracht sein mußte, enthielt neben der Chronik unsrer Familie, einer traurigen, verhängnißvollen Reihe von unheimlichen Thatsachen, die Schilderung einer That, deren Zeuge Wagner freilich nicht gewesen, von der er aber behauptet, er habe den Mörder zur nächtlichen Stunde in das Arbeitszimmer meines unglücklichen Gatten treten und nach geschehener That zur Kabinetsthür hinaus schleichen gesehen . . . Ich habe Gerhard das Actenstück zugesandt, mag er jetzt entscheiden, was geschehen soll, ich will keinen Antheil an der Vergeltung haben!« murmelte die Baronin mit immer schwächerer Stimme vor sich hin und ließ dann das Kinn auf die Brust sinken.

Salomon, der anscheinend theilnahmslos dagesessen, hatte kein Wort von diesem Selbstgespräch verloren, welches die Baronin, ersichtlich den Zeugen vergessend, geführt, selbst die letzten kaum noch verständlichen Worte hatte Salomon wenigstens in ihrem allgemeinen Sinn aufgefaßt und hatte er diesen Sinn richtig verstanden, so bedurfte es keines weiteren Eindringens in die alte Dame, die so entkräftet war von dieser Unterhaltung, daß sie unfähig zur Fortführung derselben, und vollständig theilnahmlos, in sich selbst versunken dasaß. Ihre Augenlider waren herabgesunken, ihre magren Hände lagen regungslos auf den Lehnen ihres Sessels, ihr Athem war matt und nur das träge Heben und Sinken ihrer Brust verrieth noch, daß Leben in ihr sei.

Umsonst bemühte sich Salomon, sie aus ihrer gänzlichen Abspannung zu reißen, umsonst schlug er ein andres Thema an, die Baronin war für Alles unempfindlich und mit heimlicher Genugthuung überzeugte sich Salomon, daß die Zeit immer näher rücke, wo diese todesmatte Existenz, die nur noch durch die Erinnerung mit dem Leben zusammenhing, bald ganz verhauchen und also die Zeit seiner Rechnungsschließung mit ihrem einzigen Erben gekommen sein werde.

Salomon empfahl sich schweigend und hoch befriedigt durch dieses Resultat. Er sandte die Kammerfrau der Baronin hinein, damit sie sich der Frau annehme und verließ das Schloß, um auf einer Promenade durch den ihm wohlbekannten Park nachzusinnen, wie er jetzt zu handeln habe, denn gehandelt mußte werden.

Nur Eins behagte ihm nicht, so weit er dies nämlich aus der kaum verständlichen Rede der Baronin zu entnehmen vermochte: Alles beruhte auf dem schriftlichen Nachlaß des alten Wagner; es lebte kein Zeuge jener That!

Salomon's ganzer Haß gegen den Kammerherrn war einmal aufgeflammt durch die Nahrung, welche ihm die Aussicht auf Rache gewährte. Der Kammerherr, einer der gewandtesten Männer in allen Geldangelegenheiten, in denen er eine bedeutende Routine durch seine ewigen Calamitäten gewonnen, hatte den schlaunen Juden vor Jahren einmal arg überlistet und ihm einen großen Verlust dadurch beigebracht; Salomon vergaß ihm dies nie;

er brach jede Verbindung mit ihm ab, kaufte die Wechsel des Kammerherren, durch die er ihn in seine Gewalt gebracht zu haben glaubte, befand sich aber jetzt in der fatalen Lage, daß er, wenn er diesen Mann den Gesetzen überlieferte und dadurch seine Rache kühlte, abermals in großen Verlust gerieth. Indeß hierin glaubte er ein Mittel finden zu können wenn er die Wechsel mit geringem Schaden weiter gab oder dieselben vor Führung des Streiches gegen ihn auf irgend eine Weise getilgt wurden. Vor Allem bedurfte er der Zeugen für eine That, die diesen Mann mit Leib und Seele in seine Hände lieferte ...

Während Salomon in Gedanken vertieft durch den Park wandelte, Pläne schmiedend, verwerfend und immer wieder schmiedend, bemerkte er auf einer Bank am Wege einen Mann in gebückter Haltung, der mit einer Krücke Figuren in den Sand malte, während ein armer Dorfjunge gleichgültig, aus Schilf sich Pfeifen schneidend, neben ihm im Grase hockte.

Salomon war nicht in der Laune, sich für Andere zu interessiren, dennoch warf er einen flüchtigen Blick auf den Gichtbrüchigen, der eben, auch in seinen Gedanken gestört, zu ihm aufschaute.

Beider Blicke trafen sich wie zwei fliegende Pfeile, Beide stutzten, schärften ihr Auge, um sich zu überzeugen, ob dasselbe sich nicht täusche. Salomon's Fuß wurzelte am Boden.

»Bei Gott, ist's nicht der unglückliche Musikus? murmelte er vor sich hin. »Er ist alt geworden und ich bin älter geworden, er ist verschollen und sitzt jetzt hier an der Landstraße! Ich gäb' ihm ein Almosen, gäb's ihm gern, wenn ich's nur wagte!«

Bei diesen Worten fuhr Salomon's Hand in die Tasche. War er auch sonst nicht so freigebig, heute fühlte er sich zum Wohlthun aufgelegt, aber er fürchtete sich zu beleidigen.

Inzwischen sah der Gelähmte die Bewegung des Juden und unwillkürlich hob seine Hand die Krücke; drohend funkelte sein Blick, während er auf Salomon geheftet war.

»Trügt mich mein Auge nicht, so ist es der alte Gauer, der Salomon, der mir das letzte Mark aus den Knochen sog!« murmelte er zwischen den Zähnen. »Und jetzt hat dieses Ungeheuer die Frechheit, ein Almosen in derselben Tasche zu suchen, die schon das Lebensglück so manches Leichtsinnigen verschlungen hat . . . Er wagt es, mich anzureden!« setzte er hastig hinzu, als er sah, daß Salomon den Muth faßte, zu ihm heran zu treten, und suchte nach Fassung, ihn zu empfangen.

»Gottes Wunder!« rief Salomon, seine verbindlichste Miene aufsetzend und sich tiefer auf seinen Stock beugend, während er näher kam. »Ist's nicht der Herr Naumann, der so lange verschwunden war, von dem die Leute sagten, er sei weit weg über's Meer gegangen und umgekommen unter den Wilden! Muß ich ihn finden hier in

dieser Einsamkeit, anstatt daß er läßt leuchten sein Licht vor den Leuten, wie er es sonst gethan!«

Bei diesen Worten reichte Salomon dem unglücklichen Naumann die Hand, denn er war es, der seit Hedwig's Abreise hier noch immer einsam und verlassen lebte, nur in Gesellschaft eines verwaisten taubstummen Knaben, der stets bei ihm war. Naumann schien Anfangs wenig geneigt, dieses Freundschaftszeichen anzunehmen, das Auftreten des alten Juden rief in ihm so vielerlei Erinnerungen wach, daß es heftig in seinem Innern zuging; trotzdem mochte es für ihn eine, wenn auch bittere, Wohlthat sein, wieder einmal eine Gestalt aus der Welt vor sich auftauchen zu sehen, der er für immer den Rücken gewendet hatte. Mißmuthig und kalt nahm er Salomon's Hand an, ohne den Druck zu erwiedern und blickte dann vor sich hin.

Salomon, dem eine neue Idee durch den Kopf ging, setzte sich unaufgefordert neben ihn.

»Hab' ich doch nie erfahren können etwas über das Verbleiben des Herrn Naumann!« sagte er, einen prüfenden Seitenblick auf das von Leiden abgezehrte Antlitz seines Nachbarn werfend. »Bin ich doch anfangs gefragt worden so viel nach Ihnen, hab' ich doch selbst gefragt so viel, aber Niemand wußte, was aus Ihnen geworden.«

»Wenig, Herr Salomon!« antwortete Naumann mit einem Seufzer. Fragen Sie das Wrack, das hülflos und zerschellt auf der Sandbank liegt, und vor dem sich selbst mitleidig die Wellen zurückziehen, die es in stürmischem Seegange dahin geworfen! Ich habe der Welt Lebewohl

gesagt, seit ich ihr und mir nicht mehr nutzen kann, und lebe hier von dem Almosen braver Leute, die dem Gichtbrüchigen bereitwillig das Leben fristen! . . . Genügt Ihnen diese Auskunft, Herr Salomon?« setzte er bitter hinzu.

»Aber Sie hatten ein *Kind*, Herr Naumann, wenn mir recht ist, ein Mädchen, für das Sie sorgten, um dessenwillen Sie . . .«

Naumann unterbrach ihn hastig.

»Auch dieses Kind habe ich von mir geben müssen, weil ich es nicht verantworten konnte, das Mädchen hier vertrauern zu lassen, und will's Gott, so erlebe ich an ihm die einzige Freude, die mir noch beschieden sein kann.«

»Und wo ist dieses Kind, Herr Naumann, wenn ich zu fragen mir erlauben darf?«

»In der Residenz, wo es auf Kosten der Baronin von Dörenberg erzogen wird! . . .«

»Hm! Hm! Aber hätten *Sie* nicht auch Lust dahin zurück zu kehren? Was einst geschehen, ist ja längst vergessen und glauben Sie mir, Herr Naumann, es soll mir sein eine Genugthuung, wenn ich Ihnen kann sein von Nutzen!«

Naumann war empfänglicher für diese Frage, als es nach seinem vor einigen Jahren geäußerten Widerwillen gegen die Residenz zu erwarten war. Die gänzliche Vereinsamung war ihm eine Last, die schwer auf ihn drückte, die Sehnsucht nach dem Kinde, seinem einzigen Schatz, wuchs mit jedem Tag und längst schon hatte er sich mit der Idee befreundet, dennoch wieder in die Welt

zurückzukehren, in der er ja ebenso zurückgezogen leben konnte wie hier. War er doch einst durch alle Fasern seiner Existenz mit dieser Welt verwachsen gewesen und schwer ist's für den, der das Geräusch dieser Welt geliebt, demselben ganz zu entsagen; auch der festeste Wille ist oft nicht ausreichend, alte Bande zu zerschneiden, selbst wenn sie gerostet und zerbrechlich *erscheinen*. Zwischen Naumann und der Welt existirte ein Band, das unzerstörbar: die Liebe zu seinem Kinde, das er in dieser Welt wußte und für dessen Heil er täglich zitterte. Jetzt sandte ihm der Zufall den alten Salomon, gegen den er, wie wir sahen, alten Groll hegte; derselbe Mann, der einst so unerbittlich gegen ihn gewesen, reichte ihm jetzt die Hand, vielleicht um wieder gut zu machen, was er ihm gethan. Naumann war nie ein starker Charakter gewesen und das Unglück hatte auch seinen Willen noch gebrochen. Das Zigeunerblut, das ihn einst so rastlos in der Welt umhergetrieben, war längst abgekühlt durch körperliche Hinfälligkeit; er fühlte immer mehr den heimlichen Schmerz, welchen ihm der Gedanke verursachte, hier so elend umkommen zu müssen; andre Gedanken an andre Personen gesellten sich hinzu – kurz, Naumann war seit mehr als einem Jahre die Beute einer Sehnsucht, die zu stillen er keine Möglichkeit sah.

Salomon errieth, was in ihm vorging.

»Herr Naumann,« fuhr er fort, »Sie wissen, ich bin einer der Wenigen, welche Ihr Leben kennen; hat früher das Interesse meine Handlungen gegen Sie geleitet, so ist's jetzt aufrichtiges Wohlwollen, das mich zu Ihnen

zog, als ich Sie hier sah so einsam und verlassen. Sie müssen fort von hier, wenn Sie sich nicht wollen verzehren in Gram und Kummer; wollen Sie zu Ihrem Kinde, ich will Ihnen gern gewähren dazu die Mittel, die Sie mir können zurückzahlen, wann es Ihnen ist möglich. Ich habe verdient an Ihnen, Herr Naumann es ist wahr, denn ich bin angewiesen auf den Verdienst, aber jetzt, da ich Sie sehe so unglücklich, geb' ich Ihnen zurück den Verdienst und Sie sollen sagen: der alte Salomon ist doch ein ehrlicher Kerl, der es nur nimmt von Solchen, die er glaubt im Stande, es zu tragen. Nehmen Sie meine Hand, Herr Naumann! Folgen Sie mir in die Residenz, bleiben Sie bei Ihrem Kinde und werden Sie noch einmal glücklich; es kann's ein Jeder, der nur den Willen hat, es zu werden.«

Naumann trat eine Thräne in's Auge, als er Salomon mit einer Wärme sprechen hörte, die ihm an diesem in Geschäften so harten und unerbittlichen Mann ganz fremd, sogar unglaublich war. Salomon's Vorschlag traf die Wunde in seinem Herzen; er ahnte nicht, daß auch dieses Wohlwollen des alten Geschäftsmannes nur durch das Interesse dictirt war, er hielt dasselbe für wirkliche Theilnahme und sah in der Zumuthung desselben eine Aufforderung, welche täglich schon sein Herz an ihn stellte.

»Wer nur den Willen hat, es zu werden!« wiederholte er leise und mit bewegter Stimme. »Wer die *Kraft* hat, es zu werden!« verbesserte er. »Ich bin krank und schwach, ich kenne meinen Zustand nur allzu gut, um noch irgend welche thörichte Hoffnung zu hegen; aber der Anblick

meines Kindes, er könnte mir neuen Muth geben, ja ich fühle es, in ihrer Nähe würde auch einige Lebenskraft in mich wieder einkehren, denn seit Hedwig's Scheiden von hier ging's schnell bergab mit mir und ich erstarre bei dem Gedanken, daß das arme Kind bald eine Waise sein könnte!«

»Wohlan denn, Herr Naumann, wir sind einig!« rief Salomon mit einer Freude, die er nicht verbergen konnte. »Hier nehmen Sie! setzte er hinzu, indem er in die Rocktasche griff und einige Banknoten hervorholte. »Was ich Ihnen gebe, es ist ja nur Ihr Eigenthum; wollen Sie es nicht betrachten als solches, geben Sie's mir wieder, wann es Ihnen ist genehm; packen Sie ein Ihre Habseligkeiten ich nehme Sie mit mir, Sie sollen morgen wiedersehen Ihr Kind, und Sie werden wieder froh sein, ich geb' Ihnen mein Wort!«

Zögernd, aber wie electricirt durch die Berührung der Banknoten, nahm Naumann das Geld und betrachtete es lange, denn ihm war dieses Papier ein lange vermißter Anblick.

»Ich kann nicht so schnell von hier fort, Herr Salomon!« sagte er langsam. »Es wäre Undank gegen die Baronin, die mir so viel Wohlthaten, gegen die Leute des Dorfes, die mir so viel Liebes erwiesen. Ich will erst Abschied von ihnen Allen nehmen und dann folge ich Ihnen, ich verspreche es.«

»Wie Sie wollen, Herr Naumann!« antwortete Salomon sich erhebend. »Geben Sie mir ein Zeichen, wenn Sie sind

angekommen und ich werde bei Ihnen sein auf der Stelle; mein Ehrenwort, auf der Stelle!«

Salomon verabschiedete sich von ihm mit einer ihm sonst ungewohnten Herzlichkeit und eilte in's Schloß zurück.

»Wieder ein Glied aufgefunden von der alten zerrissenen Kette!« rief er vor sich hin. »Ich brauche ihn freilich nicht nothwendig, aber was kann's schaden, wenn er da ist! Vielleicht ist er mir nothwendiger als ich selbst glaube.«

Naumann saß lange da mit den Banknoten in der Hand und sättigte sich mit dem Anblick derselben.

»Wie lange ist's her, daß ich, ein Bettler, von dem Almosen meiner Nachbarn lebe,« murmelte er vor sich hin, »und jetzt nehme ich sogar Almosen von diesem Blut-sauger, nur um meines armen verlassenen Kindes wegen, dessen Briefe, ich kaum noch zu beantworten im Stande, weil auch die Hand bereits gelähmt ist! . . . Aber hatte er nicht Recht?« beruhigte er sich. »Dieses Geld gehört mir, er erpreßte es von mir als Wucherzins in einer Zeit, an die ich mit Trauer und Beschämung zurück denke, der ich mein ganzes Elend verdanke! Ich *darf* es nehmen, dieses Geld, weil er es von *mir* nehmen durfte, und vielleicht, ja vielleicht lacht mir noch einmal ein Sonnenstrahl des Glückes . . . ach, des Glückes! . . .«

Naumann's Augen füllten sich wieder mit Thränen; er stützte die Stirn in beide Hände. Das Bewußtsein, die Mittel zu haben, sich mit seinem einzig geliebten Kinde vereinen zu können, erfüllte ihn mit namenloser Wonne.

Vergessen war seine Abneigung, in die Stadt zurück zu kehren, in der er des Leides so viel erfahren zu haben glaubte; sein Kind, seine Hedwig war ja dort und in stürmischem Entzücken klopfte sein Herz bei dem Gedanken an das Wiedersehen!

XVI. EIN ALTER FUCHS.

Fast acht Tage waren verflossen seit der Verhaftung Juliens und ihres ruhelosen Vaters. Gerhard's Anstrengungen um Befreiung der ersteren waren vergebens gewesen, indeß gelang es ihm endlich, bei den Behörden so viel zu erreichen, daß man sich bereit erklärte, die Baroin gegen eine bedeutende Caution in Freiheit zu setzen.

Eine Caution! Woher sollte Gerhard dieselbe nehmen! Das letzte Darlehn Salomon's war in wenigen Tagen durch Bezahlung von Spiel- und anderen Schulden darauf gegangen und die soliden Vorsätze, welche Gerhard seit seiner plötzlichen Umwandlung gefaßt, waren doch immerhin keine klingende Münze.

Gerhard fühlte sich seit dieser merkwürdigen Umwandlung nüchtern, ganz entsetzlich nüchtern. Sein bisheriger Umgang ekelte ihn an, er floh alle die lustigen Vögel, mit denen er bisher die Nächte durchschwärmt und fand kein Vergnügen mehr weder am Sport, noch am Wein; alle die noblen Passionen, um deren schrankenloser Befriedigung willen er sich seiner militärischen Zwangsjacke entledigt, hatten ihm plötzlich Valet gesagt, ohne ihm einen Ersatz zurück zu lassen.

Ein seltsames Gefühl der Angst, der Unsicherheit bemächtigte sich seiner mit jedem Tage mehr. Die wunderlichen, im Grunde sogar unheimlichen Aeüßerungen der Tante, ihr Haß auf den Oheim, ihre Beschuldigungen, die unfehlbar gegen den letzteren gerichtet sein mußten und ihm immer mehr eine gewisse Furcht vor diesem sonst von ihm angebeteten Manne einflößten, endlich das räthselhafte Verschwinden des Actenstückes, das also doch eine ganz ungewöhnliche Bedeutung haben mußte – alles dies wirkte vereint auf das sonst so unbefangene Gemüth des jungen Mannes und ließ ihm weder Tag noch Nacht eine Stunde Ruhe.

Eine Person gab es, von der er Aufschluß hätte erhalten können: die Baronin Julie. Ihr sonderbares Interesse für das Actenstück mußte aus ihm unbekanntem Motiven entspringen, ohne Zweifel war es nicht nur der romantische Hang dieser in seinen Augen so klugen und geistreichen Frau, der sie nach jenen Blättern so heftig verlangen ließ. War sie doch selbst offenbar eine Andere als die, für welche sie sich ausgab und mußte doch auch ihre Vergangenheit nicht so schuldfrei sein, wie er geglaubt hatte, dafür sprach ja ihre Verhaftung.

Merkwürdigerweise war es ihm nicht gelungen, den Grund der letzteren zu erfahren, Alles, was er hatte herausbringen können, bestand darin, daß man ihrer als Zeugin dringend bedürfe und daß man sie als Theilnehmerin an den Handlungen gewisser anderer ebenfalls ergriffener Personen in Verdacht habe. Wer diese Personen waren, das blieb Gerhard ein Geheimniß.

Indeß wie dem sein mochte, Gerhard mußte die auf mehre Tausend Thaler festgestellte Caution beschaffen. Salomon's Töchterlein interessirte sich lebhaft für die Befreiung der Baronin, der Alte mußte also die Caution heraus rücken.

Gerhard machte sich auf den Weg zu Salomon und fand diesen eifrig rechnend an seinem Pult. Bei Gerhard's Eintritt schielte der Alte mit schlanem Blinzeln zur Thür; der junge Mann bemerkte nicht, mit welcher Befriedigung Salomon ihn erscheinen sah. Nie war Gerhard mit solcher Befangenheit hier eingetreten; wußte er auch sich selbst nicht klar zu machen, was ihm so zentnerschwer auf der Brust lag, so wußte er doch, daß es ihm nie so schwer geworden wie heute, den Alten um Geld anzugehen.

Mehre Secunden verstrichen, bis Salomon die Anwesenheit des jungen Mannes bemerkte und aufschaute.

»Ah, der gnädige Herr Baron!« rief er sein schwarzes Käppchen abnehmend, bei welcher Gelegenheit sich sein Haarbüschel wie ein Kamm in die Höhe sträubte. »Was verschafft mir die unerwartete Ehre . . . ?«

»Eine Geldangelegenheit wie immer, Herr Salomon!« antwortete Gerhard mit beklommener Stimme. »Wie können Sie noch fragen!«

Salomon hörte mit Erstaunen den so ganz veränderten Ton, sah mit ebenso großem Erstaunen die Bescheidenheit von Gerhard's Auftreten und ließ sein Luchsauge auf Gerhard's Antlitz spielen.

»Kann's mir denken, Herr Baron!« versetzte er, während er Gerhard auf das kleine, vom vielen Gebrauch schon blank gescheuerte Sopha einlud und für sich seinen Stuhl heranzog. »Kann's mir denken! Aber der gnädige Herr Baron wissen, daß unsre Geschäftsverbindung annehmen muß einen ganz anderen Charakter seit der Nachricht, die ich habe erhalten diesen Morgen.«

»Welche Nachricht?« versetzte Gerhard, während sein Auge groß und fragend auf dem Alten ruhte.

»Der Herr Baron fragen noch!« antwortete Salomon lächelnd. »Der Herr Baron sind jetzt der Besitzer der großen Güter Ihrer gnädigsten Frau Tante, aber der Herr Baron kennen ohne Zweifel auch den Inhalt der Schuldscheine, die ich habe in Händen?«

»Ich weiß von Beidem nichts!« erwiderte Gerhard, dessen Befangenheit merkbar wuchs. »Sprechen Sie deutlicher, Herr Salomon!«

Dieser fixirte den jungen Mann scharf, durchdringend und überzeugte sich, daß Gerhard ihn wirklich nicht verstand.

»Sollten der Herr Baron noch nicht erhalten haben die Nachricht von dem Tode der alten Frau Baronin?«

Gerhard's Hand entfiel der Hut; sein Antlitz entfärbte sich, sprachlos starrte er den Juden an.

»Von dem *Tode* . . . ?« stammelte er ganz verwirrt. »Verstehe ich Sie recht, Herr Salomon . . . «

Die Verwirrung, die Ueberraschung des jungen Mannes war so natürlich, daß Salomon sie für wahr halten

mußte, zudem kannte er keinen Grund, der Gerhard hätte veranlassen können, Ueberraschung zu heucheln.

»Von dem Tode der gnädigen Frau Tante!« wiederholte er. »Ich habe erhalten die Nachricht vor einer Stunde durch den Telegraphen. Die gnädige Baronin ist gestorben in der verflossenen Nacht und hat am Abend vorher noch die Bestimmung getroffen, daß ihr gnädiger Herr Neffe soll erklärt werden mündig sobald sie verschieden, damit er kann antreten die großen Güter.«

Gerhard saß bei dieser Nachricht da wie eine Bildsäule. Während Salomon's Blick auf ihm ruhte, schien er sich indeß allmählig wieder zu beleben. Salomon sah, daß eine Thräne in Gerhard's Auge perlte; es gehörte das von Geschäften verhärtete und umkrustete Herz des alten Wucherers dazu, um bei diesem in der That rührenden Anblick gleichgültig zu bleiben.

»Sagen Sie mir, Herr Salomon, wache oder träume ich!« klang endlich die bewegte Stimme des jungen Mannes. »Meine Tante, meine Wohlthäterin, der ich all' ihre Liebe wohl mit vielem Undank belohnt . . . sie ist wirklich todt?«

»So wahr wir uns Beide hier sitzen gegenüber, Herr Baron, sind Sie jetzt Besitzer der großen Güter und ich der Besitzer Ihrer Schuldscheine, die sich mögen belaufen nach einer ungefähren Berechnung auf hundertundfünfzigtausend Thaler ohne die Zinsen!«

Gerhard faltete unwillkürlich die Hände und starrte vor sich hin. Hätte man ihm vor acht Tagen nach gesagt, er sei dem Juden das Dreifache schuldig, er würde in

seinem Leichtsinn darüber gelacht haben; nüchtern und verständig, wie er so plötzlich geworden war, erschrak er über diese Summe, über die Möglichkeit, dieselbe dem Alten in drei Jahren schuldig geworden zu sein.

Verwirrt fuhr er sich mit dem Taschentuch über Stirn und Augen. Die Nachricht von dem Tode der Tante mochte auch an ihn heute Morgen gelangt sein, ohne daß er sie erhalten, da er seit Tagesanbruch umher geirrt war; das Gesicht Salomon's aber, als er die Summe aussprach, welche er von ihm zu fordern habe, erschien ihm wie das eines blutdürstigen Tigers, der schon die Zunge nach seinem Opfer leckt.

Der Besitz macht Sorgen. Gerhard hatte nie etwas Andres besessen als was ihm die Tante mit vollen Händen gab, und da ihm dies nicht genügte für seinen Leichtsinn, hatte er dazu geborgt ohne die ihm vorgelegten Schuldscheine jemals gelesen zu haben.

Salomon, der dies wußte, ließ ihn über den Inhalt dieser Schuldscheine nicht lange in Unkenntniß. Mit leuchtenden Augen weidete er sich an der Wirkung welche seine Worte auf den jungen Mann übten, der in der That von ihm kaum die Hälfte der genannten Summe erhalten hatte.

»Da es, wie ich wußte, stets gewesen ist die Absicht der gnädigen Frau Tante, daß der junge Herr Baron gesprochen sollte werden mündig, und da ein Geschäftsmann wie ich nur durfte borgen mit großer Vorsicht an einen so freigebigen Herrn wie der Herr Baron immer nur bedacht war für das Vergnügen seiner Freunde, so verpflichteten

sich der Herr Baron in dem ersten Schuldschein, daß der ehrliche alte Salomon, der Ihnen so redlich geholfen hat aus allen Verlegenheiten, soll werden der Verwalter Ihrer Güter bis die Summe ist getilgt, welche der Herr Baron von mir erhalten haben werde bis zum Tode der gnädigen Tante. Wie brav es mit Ihnen gemeint hat, der alte Salomon, Herr Baron, und wie er Sie stets gehalten hat für einen Ehrenmann, beweist der Umstand, daß der Herr Baron alle diese Schuldscheine sammt ihrem Inhalt können erklären für nichtig, weil sie unterschrieben sind von einem Unmündigen; aber ich wußte doch, daß der Herr Baron nie werden sein im Stande zu einem solchen Schurkenstreich, und deßhalb habe ich geborgt und immer geborgt und nie sitzen gelassen den Herrn Baron, wenn es ihm fehlte an Geld!«

Gerhard's Erschrecken minderte sich durch diese Aufschlüsse keineswegs; ein Seufzer war die einzige Antwort, während er vor sich hin blickte.

»Ich werde halten, was ich leichtsinnig genug versprochen habe, Herr Salomon!« sagte er endlich. »Ich werde meine Verpflichtung wie eine Strafe betrachten, die ich verdient habe, und darf ich Jemandem zürnen, so gilt mein Groll nur mir und meiner eigenen Thorheit. Ich danke Gott, daß ich von derselben geheilt bin, denn ich gestehe mir mit Erschrecken über mich selbst, daß ohne diese so plötzlich über mich gekommene Einsicht und Erkenntniß die Bestimmung meiner seligen Tante nur geeignet gewesen wäre, mich *Alles* verlieren zu lassen.

Schweigen wir also über Dinge, die sich von selbst verstehen, und gestattet es meine Ehre, so lassen Sie mich noch eine Bedingung an die Erfüllung meiner gegen Sie eingegangenen Verpflichtungen knüpfen. Ich bedarf auf der Stelle einer Summe von mehren Tausend Thalern zur Befreiung einer Person, der ich dankbares Interesse schuldig bin.«

Der alte Salomon horchte auf.

»Einer Person?« fragte er gespannt. »Ich will geben dieses Geld auf der Stelle, wenn ich erfahren darf den Namen dieser Person!«

»Es hindert mich nichts, Ihnen den Namen zu nennen. Sie ist eine Freundin von mir, deren freundschaftliche Neigung mir manche Stunde des Leichtsinns durch eine meinen Geist bildende Unterhaltung erspart hat. Es ist die Baronin Julie von Grimmer. Sie selbst kennen sie, denn ich hatte Gelegenheit, Ihre Tochter in der Wohnung der Baronin zu sehen.«

»Meine Tochter in der Wohnung der Baronin!« rief Salomon aufspringend, als habe ihn ein Insect gestochen. »Meine Tochter, die niemals verläßt das Haus! Gott der Barmherzigkeit, betrügt mich mein einziges Kind! Hat mir doch Rahel gesagt, sie habe durch unsre Aufwärtlerin zufällig Nachricht erhalten von dieser Verhaftung!«

»Beruhigen Sie sich, Herr Salomon!« fuhr Gerhard fort, indem er mit tiefem Ernst die Hand auf den Arm des empörten Alten legte. »Ihre Tochter ist eine Freundin dieser Dame; ich selbst sah, mit welcher Anhänglichkeit sie um das Schicksal der Unglücklichen besorgt war; sie verdient

also Verzeihung, wenn sie wirklich gegen ein väterliches Gebot verstoßen. Sprechen wir mit Ruhe über unser Thema.«

Salomon imponirte die Würde, mit welcher Gerhard zum ersten Male zu ihm sprach; er selbst sah ein, daß es hier am klügsten, den beleidigten Vater nicht zu zeigen. Vor sich hin brummend ließ er sich von Gerhard wieder auf seinen Stuhl ziehen.

»Sie haben Recht, Herr Baron! Rahel ist ein gutes, folgsames Kind; ich selbst war Schuld daran, daß sie mit dieser Baronin bekannt wurde; ich selbst war Schuld, Rahel kann nicht dafür ... «

»Und die Summe, Herr Salomon?«

Dieser setzte sich eilig in die Geschäfts-Verfassung zurück, da es sich um Geld handelte. Er wiegte den Kopf und nickte endlich beifällig.

»Soll gezahlt werden auf der Stelle, ... auf der Stelle!« wiederholte er, indem er wieder mit den Händen auf dem Beinkleid zu rutschen begann. »Ich kenne die Baronin, wie ich Ihnen habe gesagt, und sie soll frei werden, gewiß soll sie das! Sie muß frei werden, denn ich kann mir denken, wer sie hat lassen verhaften, und sie soll frei sein um dieses Menschen willen! Es wird jetzt kommen Alles zu Tage und deßhalb *muß* sie sein auf freien Füßen ... «

Salomon wurde hier unterbrochen, denn er hörte die Schelle der Hausthür, und während er aufhorchte, trat derselbe Agent ein, in dessen kleinem Comptoir wir

ihn schon einmal sahen. Zu Salomon's Erstaunen verrieth aber der Mann eine sonderbare Aufregung, er war athemlos und als er Gerhard, erblickte, gab er Salomon hastig ein Zeichen, daß er ihn zu sprechen wünsche.

»Schreiben Sie mir hier auf dieses Papier, was Sie mir haben zu sagen, Herr Aron!« rief Salomon, indem er seinem Handlunger einen Zettel und eine Feder vorlegte. »Ich habe zu besprechen mit dem Herrn Baron hier wichtige Dinge, die nicht dürfen werden unterbrochen und aufgeschoben.«

Mit derselben Hast griff der Agent nach dem Papier und kritzelte einige Zeilen auf dasselbe, während Salomon ihm anfangs neugierig, dann erschreckend über die Achsel schaute.

»Gott, Abraham!« rief er unvorsichtig, während er sich mit der Hand über den kahlen Schädel fuhr. »Was ist's für eine Welt! Will man mich *auch* verhaften! Will man halten eine Haussuchung bei *mir*, der ich gethan habe niemals etwas Böses! ... Verhaften ... wegen ... wegen ...«

Salomon vermochte nicht das Wort ›Wucher‹, das er auf dem Papier las, über seine Lippen zu bringen, dennoch war er leichenblaß im Gesicht und sank fast bewußtlos auf den Stuhl.

»Die ganze Stadt wird verhaftet!« keuchte er vor sich, hin. »Ueberall Verhaftung! ... Haussuchung bei mir, dem ehrlichen Salomon – diese Schande! Will ich doch sterben, wenn ich jemals habe genommen mehr als ...«

Hier fiel ihm ein Gedanke ein, der ihn vom Stuhl auf-schnellte.

»Ich weiß doch, wem ich werde zu verdanken haben die Schande!« rief er aus, ohne sich um seine Gäste zu kümmern. »Aber es soll ihm nicht gelingen, es soll kommen Alles vor den Richter, vor die ganze Welt, die soll zeigen auf ihn mit den Fingern! Hab' ich's doch geschworen, daß ich mich will rächen, an ihm und ich will halten meinen Schwur, so wahr ich will dastehen vor den Leuten wie ein ehrlicher Mann!«

Wieder sank der Alte ermattet, zerschmettert durch den Gedanken an die Schande, welche sein Haus bedrohte, auf den Stuhl zurück. Schonend trat der Agent an ihn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Wollen Sie verlieren den Muth, Salomon, wo die Gefahr vielleicht schon näher ist als wir glauben? War ich nicht froh als ich zur rechten Zeit bekam Wind von der Sache, um noch hieher zu eilen und Sie zu warnen, und jetzt soll Alles sein vergebens?«

»Nein, nein! Nichts soll sein vergebens!« rief Salomon aufspringend und mit den Händen um sich schlagend. »Dieser junge Mann ... der junge Herr Baron, verbesserte er sich, »will haben das Geld, um frei zu machen das Weib! Sogleich soll er es haben!« wiederholte er zu seinem Pult stürzend und eine Anzahl Banknoten hervorholend, die er Gerhard in die Hand preßte. »Gehen Sie sogleich, Herr von Dörenberg,« fuhr er athemlos fort, »machen Sie frei das Weib, aber führen Sie sie nicht in ihre Wohnung, damit schlechte Menschen nicht können

sogleich legen die Hand wieder an sie. Führen Sie das Weib zu einem Mann, dessen Namen und Wohnung ich Ihnen will aufschreiben; Sie werden dort auch treffen meine Tochter Rahel, die ich zuerst muß bringen in Sicherheit, damit sie nicht auch legen die Hand an mein armes Kind!«

Salomon trat, während kalter Angstschweiß auf seiner Stirn perlte, wieder an das Pult, schrieb mit vor Zittern fliegender Hand die Adresse, reichte Gerhard auch diese und schob ihn zur Thür.

»Eilen Sie, Herr Baron, damit man Sie nicht findet hier, denn Niemand soll glauben, daß ich stehe im Complot mit Ihnen!« rief er athemlos. »Sie werden mich wiedersehen, Herr Baron, denn man wird nicht krümmen ein einziges Haar dem armen Salomon! Ich werde beweisen, daß Alles ist eine scheußliche Kabale von einem Mann, den ich werde bringen auf's Schaffot, wo er schon lange hätte stehen müssen! ... Fort, fort! Lassen Sie mich allein, ehe sie kommen!«

Damit schob er Gerhard, der von Allem, was er hier gehört und gesehen, ganz verwirrt war, zur Thür hinaus.

Auf der Straße angelangt, mußte der junge Mann seine Gedanken erst ordnen. Die letzten Aeüßerungen Salomon's hatten ihm einen Schauer durch die Glieder gejagt; aufgeregt wie er war combinirte er unwillkürlich Salomon's Worte mit dem, was schon seit acht Tagen ihn in Angst und Unruhe erhielt, und sich selbst unbewußt, wohin er seine Schritte lenkte, entfernte er sich von Salomon's Hause.

Dieser hatte kaum die Thür hinter Gerhard geschlossen und verriegelt, als er sein Pult wieder aufriß. In fieberhafter Eile suchte er aus allen Fächern eine Anzahl von Papieren zusammen, schlug sie in ein Couvert, versiegelte sie und überreichte sie seinem Geschäftsfreund.

»Aron,« sagte er, »Sie wissen am besten, daß die Ehrlichkeit immer ist gewesen das oberste Prinzip aller meiner Handlungen, aber man will mich ruiniren und ich habe es zu thun mit einem Gegner, der mir selbst aus meiner Ehrlichkeit ein Verbrechen zu machen versteht. Sie, Aron, sind der Mann, dem ich hier Alles, übergebe, meine wichtigsten Papiere, mein Leben! Ich kenne Sie seit dreißig Jahren; wie Sie waren mein treuster Genosse in guten Tagen, werden Sie es auch sein in schlimmen Zeiten, die über mich sollen hereinbrechen. Nehmen Sie dies Packet und bewahren Sie es mir treu, bis ich es fordere zurück. Ich werde jetzt gehen und riegeln zu die Hausthür, denn ich habe noch zu sprechen Manches mit meinem armen Kind, das ich auch gebe in Ihren Schutz und das ich schicken werde in Ihr Haus, wenn man kommt, um mich zu führen in's Gefängniß. Gehen Sie jetzt über den Hof; hier ist der Schlüssel, den Sie behalten an sich; man könnte Ihnen begegnen auf der Straße und auch fassen Verdacht gegen Sie. Gehen Sie jetzt, Aron; bleiben Sie mein treuer Freund, wie Sie es waren immer, denn man wird mir nichts können anhaben und wir sehen uns wieder. Leben Sie wohl, Aron, ich muß hinauf zu meinem Kinde, das ich muß vorbereiten auf das Schlimmste!«

Aron steckte das Packet zu sich, versicherte Salomon seiner Treue und Aufopferung und entfernte sich über den Hof. Salomon eilte inzwischen zur Hausthür, schob den schweren Riegel vor, der nur während der letzten Wochen, wo Salomon mehr Besuch empfing als sonst, nicht auch bei Tage das Haus sperrte, und stand dann lauschend und sinnend einige Minute auf dem dunklen Flur.

»Weiß ich doch, wer geführt hat den Streich gegen mich; aber er soll einsehen was er gethan hat für einen *dummen* Streich! Wenn ich wieder sein werde auf freien Füßen, will ich Aron belohnen wie ein König, weil er mir gebracht hat diese Nachricht! . . . Haussuchung will man halten,« setzte er mit höhnischem Lachen hinzu, Haussuchung nach *was*? . . . Nach dem Actenstück, das ich habe zu spielen gewußt in meine Hände! Gewiß hat er erfahren, daß *ich* es habe und er hat gestempelt durch Geld die Creaturen der Polizei, daß sie beseitigen bei dieser Gelegenheit das schreckliche Buch. Aber Niemand soll es finden bei mir und Niemand wird finden bei mir ein Schnitzelchen, das mir könnte werden zum Verderben. Soll man doch aufstehen viel früher, wenn man will fangen einen alten erfahrenen Fuchs wie den Salomon!«

Noch einmal lauschte er an der Hausthür. Als sich nichts auf der stillen Gasse regte, schlich er zur Treppe und trat in das Wohnzimmer, in welchem die arme Rahel, ein trauriger Vogel im Käfig, wieder ihren Gedanken nachhing. Mit ihrer stillen Liebe für Gerhard im Herzen war das sonst blühende Mädchen von Tag zu Tag bleicher

und stiller geworden. Sonst hatte sie mit Julie von ihm plaudern können, aber auch diese einzige Zerstreuung war ihr genommen, seit man ihr die Freundin geraubt. Sonst hatte sie sich wohl mit der Hoffnung getröstet, daß auch Gerhard etwas für sie fühlen werde, denn sie war ja schön, sie war reich, wenn sie auch des alten Juden Salomon Kind war; aber seit Gerhard ihr in Juliens Wohnung so kalt und gleichgültig gegenüber gestanden, und er ihre Blicke, ihre Verlegenheit nicht hatte verstehen wollen, seitdem war etwas in ihr gebrochen – die Hoffnung, die ja selbst über das größte Herzweh hinweg führt. Gewiß, er liebte Julie, obgleich diese es niemals hatte zugeben wollen, und *sie*, die unglückliche Rahel, die doch schöner und jünger war als jene, sie saß allein und verlassen mit ihrer Leidenschaft im Herzen, die seit jener traurigen Erfahrung nur noch an Heftigkeit gewonnen und sie jede Nacht ihr Kissen mit Thränen feuchten ließ.

Als sich plötzlich die Thür öffnete um eine Zeit, wo sie stets ungestört zu sein pflegte, schrak Rahel aus ihren Träumen auf. Ihre Gedanken waren so ganz bei dem schönen und allgemein beliebten jungen Mann gewesen, daß sie ihn selbst herein treten zu sehen glaubte.

Leichenblaß wandte sie das Antlitz zur Thür. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als sie den Vater gewahrte. Nur mit sich selbst beschäftigt sah sie seine verstörte Miene nicht und versteckte die Thräne, die in ihrem Augen schwamm, indem sie den Blick zu Boden

senkte. Der Vater, auch mit sich selbst beschäftigt, bemerkte seinerseits nicht, wie diese Thräne langsam den Weg über Rahel's Wange fand.

Ohne auf die Tochter zu achten trat Salomon an den eisernen Geldschrank in der Ecke des Zimmers, nahm ein langes versiegeltes Packet heraus, legte einige Papiere zusammen, ordnete die Werthpapiere, welche der Schrank enthielt, überblickte sie noch einmal schnell und wandte sich dann an Rahel.

»Rahel, mein Kind,« begann er feierlich nachdem er tief Athem geholt, »es droht unserm Hause ein Unglück!«

Gleichgültig, als habe sie des Vaters Worte gar nicht gehört, blickte Rahel auf.

»Es droht unserem Hause ein Unglück, Rahel wiederholte Salomon, »ein Unglück, das mir böse Menschen bereitet! Man kann kommen in jeder Minute, um zu verhaften Deinen Vater . . . «

Ein Angstlaut Rahel's verrieth, daß sie jetzt verstanden. In sprachloser Angst starrte sie den Alten an.

»Dich verhaften Vater!« schrie sie auf, während ihre Hand erschreckt zur Brust fuhr.

»Sei unbesorgt, mein Kind, es wird mir geschehen gar nichts, wenn wir sind vorsichtig. Aron hat mir gebracht soeben die Hiobspost und ich habe bei Seite gebracht Alles, was mir kann werden gefährlich. Wenn die Leute kommen, um zu durchsuchen mein Haus, sollen sie finden nichts als was reichen kann zur Ehre einem rechtschaffenen Geschäftsmann . . . Du, Rahel, wirst gehen in Aron's Haus und bleiben dort, bis ich frei bin; vorher

aber wirst Du nehmen dieses Packet und bringen es zu einem Mann, dessen Namen und Wohnung ich Dir habe aufgeschrieben hier. Dieses Packet wirst Du geben dem Mann und ihm sagen, er solle es treu bewahren bis ich werde frei und komme, es abzuholen, denn durch mich und dieses Packet soll er wieder werden glücklich, wie ich es ihm habe versprochen, als ich ihn gesehen habe sitzen an der Landstraße. Das sagst Du zu ihm, Rahel, und dann gehst Du zu Aron. Dieses andere kleine Päckchen wirst Du treu bewahren bei Dir, denn es enthält die Schuldscheine des jungen Baron von Dörenberg, durch die ich werde sein Herr von all dem großen Besitzthum, das er soeben hat geerbt von seiner Tante. Der junge Baron ist ein Verschwender, ich habe ihm geborgt viel, sehr viel Geld, die Hälfte von meinem Vermögen und dadurch bin ich Herr des seinigen. Bewahre getreu die Scheine, Rahel, denn sie enthalten Alles, was gehört Dir. Aron habe ich gegeben in Verwahrung nur diejenigen Papiere, die ihn können compromittiren selbst, weil sie betreffen Geschäfte, die gegangen sind durch seine Hand. Ich will mich nicht verlassen auf fremde Menschen, die mich können verrathen und mir setzen die Pistole auf die Brust, Du aber bist mein Kind und wirst genau befolgen, was ich Dir habe gesagt . . . «

Ein Geräusch auf der Straße unterbrach ihn hier, die alte Angst kehrte zurück.

»Eile Dich, Rahel,« fuhr er fort. »Du mußt schnell verlassen das Haus, damit wie haben die Sicherheit der Papiere. Aron hat den einen Schlüssel zur Thür des Hofes,

hier hast Du den andern. Geh, mein Kind, verbirg die Papiere, die ich gegeben habe in Deine Hand, damit sie nicht gehen verloren; sag' dem Mann, zu dem Du gehen wirst, es hänge sein ganzes Glück von diesem Packet ab, wenn er es nicht anrühre ehe ich komme, um es in seiner Gegenwart zu öffnen und ihn glücklich zu machen . . . Gott schütze Dich, mein Kind so lange bis Dein armer Vater wieder zu Dir kehrt!« schloß er mit Salbung, indem er Rahel umarmte und einen Kuß auf die bleiche Stirn des Mädchens drückte.

Rahel ihrerseits bedurfte einiger Minuten, um sich zu fassen und Alles, was ihr der Vater gesagt, in ihrem Gedächtniß zu ordnen. Der Name Dörenberg hatte sie electrisch berührt und unempfänglich gemacht für alles Uebrige was ihr der Vater gesagt. Inzwischen aber wuchs die Besorgniß des letzteren plötzlich so schnell, da jedes Geräusch auf der Straße ihn zusammen schrecken ließ; er rannte zum Fenster, um hinaus zu schauen, kehrte zu Rahel zurück, um sie noch einmal in sein Arme zu schließen, fuhr sich mit den Händen über den Kopf, sie drückte ihr die Papiere in die Hand, entriß sie ihr wieder, um sich zu überzeugen, ob das Packet auch gut versiegelt, gab ihr Alles zurück und stellte sich händeringend vor sie hin.

»Rahel, mein einziges Kind!« rief er mit bebender Stimme, »wirst Du nicht gehorchen den Bitten Deines unglücklichen Vaters? Sie können hier sein jeden Augenblick und sie werden mir abnehmen was mir das Heiligste ist und was ich *Dir* anvertraut habe weil ich damit erreichen will große und wichtige Zwecke sobald ich wieder bin

frei! . . . Rahel, eile ehe es zu spät ist! Wir sehen uns ja wieder in einigen Tagen und wir werden uns nie wieder trennen und Du sollst werden die Herrin und Besitzerin der großen Güter nach denen ich gestrebt und gelebt drei Jahre hindurch. Rahel, wir werden sein noch einmal so reich als wir es gewesen, wenn Du nicht länger müßig dastehst, während die Gefahr mit jeder Secunde näher rückt! Rahel, mein Kind, soll ich werden irre an Dir, soll ich verzweifeln im Gefängniß über mein eigenes Fleisch und Blut?«

Die Verzweiflung hatte dem Alten dicke Schweißperlen auf die Stirn getrieben, seine stechenden Augen waren tiefer in ihre Höhlen zurück gesunken, während seine Blicke wild umher irrlichterten; ein Fieber der Angst schüttelte seinen Körper der Art, daß seine Hände flogen.

Rahel liebte den Vater, sein Zustand ließ sie endlich die Wirklichkeit begreifen, denn Salomon, das wußte sie, erschrak vor keiner Gefahr dieser Art, wenn sie nicht eine bedenkliche war. Eine Thränenfluth ergoß sich aus ihren großen dunklen Augen, schluchzend warf sie sich an des Vaters Brust.

»Getrennt sein soll ich von Dir, Vater!« rief sie kaum verständlich. »Ich soll allein sein unter fremden Menschen und zittern Tag und Nacht um Dich! Nimm mich, mit Dir, Vater; sie sollen auch mich mit sich schleppen, ich will ihnen sagen, daß Du unschuldig bist, daß nur böse Menschen Dich verläumdten konnten! Ich will sein wo *Du* bist, mein Vater, will Dein Gefängniß theilen, Dich trösten und stützen, wenn Du traurig bist!«

Salomon, anfangs gerührt durch die aufopfernde Liebe seines Kindes, ward endlich doch unwillig und machte sich aus den ihn fest umschlingenden Armen des Mädchens los.

»Bist Du meine vernünftige Rahel?« fragte er wufsvoll, indem er ihr Kinn hob und ihr in's Auge zu blicken suchte. »Hab' ich Du nicht gesagt, sie können hier sein jeden Augenblick, und siehst Du nicht, daß ich zusammennehmen muß all meine Besonnenheit, um zu Schanden zu machen das elende Complot, das sie gegen mich geschmiedet? . . . Sei stark, meine Tochter, wie ich es bin! Bedenke, daß wir nur wenige Tage getrennt sein werden, wenn Du pünktlich und gewissenhaft befolgst was ich Dir habe aufgetragen! Also Muth, mein Kind, diese wenigen Tage werden vorüber gehen, und dann . . .«

Salomon unterbrach sich hier selbst durch einen Schreckenslaut, denn er hörte unten laut und ungeduldig an der Hausschelle ziehen.

»Fort, Rahel, sie sind es!« flüsterte er, indem er dem Mädchen den Sommermantel über die Schulter warf. »Verbirg die Papiere sorgfältig; hier ist der Schlüssel zur Hinterpforte; eile, damit man Dich nicht überrascht, denn es ist zu erwarten, daß sie auch die Pforte besetzen werden. . . . Geh zu Aron, er weiß von Allem, und vergiß nicht, was ich Dir aufgetragen!«

Salomon drückte noch einmal einen langen und herzlichen Kuß auf die Stirn des Mädchens und schob sie dann zur Thür.

Rahel war keines Wortes mächtig. Während Salomon ihr folgte und durch lautes Auftreten ihre flüchtigen Schritte unhörbar zu machen suchte, flog sie mit zitternden Knien die Treppe hinab, über den Hof und verschwand in dem engen, zur Hinterpforte führenden Gäßchen.

»Gott sei gelobt, es ist Alles in Ordnung! Mögen sie suchen, mögen sie jetzt mich mit sich nehmen; Sami Salomon wird vor der Welt rein dastehen und alle die Lästerungen, die ihm Böses nachgesagt, werden verstummen! Ich will ihnen jetzt öffnen die Thür; sie sollen mich sehr überrascht sehen durch ihren Besuch und der Schurke, der Kammerherr, dem ich das Alles verdanke, soll proklamirt sehen seine eigene Schande durch die Briefe, die man wird finden unter meinen Papieren.«

Salomon, nachdem er noch einen Blick auf die Hofthür geworfen und berechnet hatte, daß Rahel bereits die hintere Straße erreicht haben müsse schob den Riegel zurück und sah zwei Männer in Civil vor sich stehen, von denen der eine ihm als Beamter der Criminal-Polizei wohl bekannt war.

Mit anerkennenswerthem Talent spielte Salomon den Erstaunten über diesen Besuch, beugte sich mit gleißnerischer Höflichkeit vor dem Beamten und trat in den Flur zurück. Schweigend schritt er voran zu seinem kleinen Comptoir, ließ hier die beiden Gäste eintreten und blickte den ersten Beamten an, als wolle er fragen, was ihm diese Ehre bereite.

»Herr Salomon!« begann dieser, »ich bedaure die Angelegenheit, welche mich zu Ihnen führt, und versichere Sie, daß sie mir nicht minder unangenehm als Ihnen. Sie sind eines Vergebens dringend verdächtig, über das Ihnen Mittheilung zu machen nicht in meiner Befugniß liegt. Ich habe den Auftrag, Ihre Papiere, so wie Ihr Haus zu durchsuchen; erleichtern Sie mir diese unangenehme Nothwendigkeit und sein Sie überzeugt, daß ich Ihnen dies durch die möglichste Schonung zu danken bereit bin.«

Salomon spielte abermals den Ueberraschten, kein Zug in seinem Antlitz aber verrieth ein peinliches Gefühl, noch weniger irgend welche Angst.

»Herr Criminal-Commissarius,« antwortete er mit schlechender Unterwürfigkeit, »Sie sehen mich im höchsten Grade überrascht, denn mein Gewissen wirft mir nicht der das geringste Unrecht, das ich hätte begangen gegen irgend einen meiner Mitmenschen. Unsre Gesetze sind gerecht und unsre Beamten wissen zu üben die Gewalt, welche diese Gesetze in ihre Hand gegeben, mit Würde und Menschlichkeit. Es schmerzt mich tief, sehr tief, daß ich gerathen konnte in solchen Verdacht, der Schmach und Schande wirft auf mein schlichtes Haus; aber wer reines Herzens ist beugt sich vor dem, was ist über ihn verhängt, und richtet sich auf durch die Genugthuung, welche ihm die Anerkennung und Bestätigung seiner Unschuld gewährt. Es giebt schlechte Menschen genug, denen ich habe erwiesen Wohlthaten, was sie verzeihen niemals, aber ich konnte Ihnen ja nicht sehen in's Herz.

Thun Sie Ihre Pflicht, Herr Beamter, und kümmern Sie sich nicht um das, was dabei vorgeht in dem armen geschmähten und verläumdeten Salomon, der schon gelernt hat des Undanks so viel, daß er stets gefaßt ist auf Böses von den Menschen, denen er hat geholfen . . . Ich bitte Sie, Herr Beamter, thun Sie Ihre Pflicht,« wiederholte er unterwürfig, als der letztere, verwundert über die Ruhe des Alten, ihn scharf und fragend anblickte. »Kümmern Sie sich nicht um den alten Salomon; hier sind die Schlüssel zum ganzen Hause, das nichts enthält, was ich der Behörde zu verbergen Ursach hätte!«

Schweigend schritten die beiden Beamten zur Durchsuchung des Pultes und der Schränke. Salomon, der sie scharf beobachtete, glaubte sehr bald heraus zu erkennen, daß ihre Aufmerksamkeit einem besonderen Gegenstande galt, nach welchem sie merkbar aber umsonst forschten. Aron hatte ihm gesagt, man habe ihn wegen Wuchers in Verdacht; wenn das der Fall, warum gingen die Beamten so gleichgültig über alle die Briefe, Reverse, Verträge und was sonst sein Comptoir enthielt, hinweg? Warum galt dieser Besuch nicht hauptsächlich der Beschlagnahme seiner Geschäftsbücher? Salomon war gewiegt genug, aus dem ganzen Verfahren einen gewissen, durchaus nicht gegen die Führung und den Charakter seiner Geschäfte gerichteten Zweck zu erkennen, und rieb sich heimlich die Hände, als er die Beamten so unbefriedigt über das Resultat ihrer Nachsuchung sah. Als diese im Comptoir beendet, keins seiner Handlungsbücher in Beschlag genommen war und der erste Beamte die

Absicht aussprach, Salomon's Privatwohnung zu durchsuchen, wußte dieser vollends, woran er war. Ein hämisches Lächeln spielte um seine Züge, überzeugte er sich doch jetzt, daß der Verhaftungsbefehl nur ein ganz eventueller, von dem Resultate der Haussuchung abhängiger sei. Salomon's altes Sicherheitsgefühl regte sich wieder, triumphierend schritt er voran, die Treppe hinauf, erschloß hier den eisernen Geldschrank, wies dann auf seine kleine Registratur hin und warf sich gemächlich in den Sessel, um den fruchtlosen Bemühungen der Beamten zuzuschauen.

Zwei Stunden währte im Ganzen die Durchsuchung des Hauses, das bis zum Giebel, bis in die kleinsten und verborgensten Ecken durchstöbert wurde. Ein Hohngeflächter schallte den Beamten aus dem dunklen Hausflur nach, als diese das Haus verlassen und Salomon hinter ihnen den Riegel wieder vorgeschoben hatte.

»Einen Fuchs zu fangen müßt Ihr aufstehen viel früher!« rief er in sein Comptoir zurück. »Konnte ich hegen noch den geringsten Zweifel, so weiß ich jetzt, daß diese Schändung und Durchsuchung meines Hauses nur gerichtet war auf das Actenstück, das dieser Schurke nicht anders in seine Hände zu bekommen hat geglaubt! . . . Verflucht will ich sein, verflucht und elend soll sein mein einziges Kind und was ich zusammen gescharrt durch fünfzig Jahre soll verschwinden, wie der Staub vor dem Winde, wenn ich zaudre noch. Eine Stunde, ihm zu brechen das Genick, ihn zu liefern dahin, wohin er hat bringen wollen *mich!* . . . Ich will schließen mein Geschäft für

immer, denn ich bin alt und habe gesorgt und gearbeitet genug, um zu legen jetzt in Ruhe die Hände in meinen Schooß. Nur *ein* Geschäft noch will ich nehmen in diese Hände, um mir zu verschaffen Genugthuung, und dann will ich tragen langsam und still dieses Haupt zu Grabe, dem es sich schon neigt entgegen seit Jahren. Salomon's letztes Geschäft! soll man sagen, wenn ich ihn habe vernichtet, wie ich es ihm habe geschworen, und wenn es mir ist gelungen, will ich ein edler, ein hochherziger Mann sein und geben dem jungen Baron seine Schuldscheine gegen andre, die er vorher soll durchlesen ganz genau, denn ich habe gesehen, er ist zwar ein leichtsinniger, ein sehr leichtsinniger, aber ein braver Mensch, und er soll sich überzeugen, daß der alte Salomon kein Wucherer ist, wie die bösen Menschen ihm nachsagen!«

Sami Salomon, stolz auf den Glanz, mit welchem er aus dieser Affaire hervorgegangen, nicht minder stolz auf die hochherzigen Vorsätze, welche er soeben gefaßt, verschloß und verriegelte Alles mit der größten Sorgfalt, griff dann nach seinem Hut und seinem Krückstock und verließ das Haus, um zunächst seinen Handlinger Aron von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen.

XVII. DIE TODTEN STEHEN AUF.

Hedwig Naumann, die wir verließen, als sie mit der glücklichen Rose von dem Besuche ihres liderlichen Vaters zurückkehrte, hatte inzwischen traurige Tage erlebt.

Rose, das arme Kind, hatte solange die Tage und Nächte hindurch gearbeitet, um die brutalen Ansprüche ihres Vaters zu erfüllen, hatte so lange heimlich ihre Arbeit mit Thränen genetzt, so lange sich die äußersten Entbehnungen auferlegt, nur um ihre Kindespflicht zu erfüllen, bis ihre Kräfte erschöpft waren. Schwächlich von Natur, war sie durch all ihren Kummer und das Uebermaß der Anstrengung in einen nervösen Zustand gerathen, der die höchste Schonung nothwendig machte. Die Scene, welche sie im Hause ihres Vaters, einem von der Polizei streng überwachten Asyl für Vagabonden und Verbrecher, erlebte, die Seelenangst, mit welcher sie das Haus betrat, hatte ihr schon krankes Nervensystem der Art erschüttert, daß sie noch in der selben Nacht, als Hedwig sie zu Bette gebracht, in ein heftiges Fieber verfiel. Als am andern Morgen der Arzt gerufen wurde, erklärte dieser, es sei seine Gehirn-Entzündung zu befürchten, und kaum waren einige Tage verstrichen, als diese sich wirklich einstellte.

Rose lag Tag und Nacht in den wildesten Fieber-Phantasien. Hedwig, die nicht von ihrem Bette wich, ihre eigenen Studien vergaß und sich nur der Pflege den armen Freundin widmete, Hedwig vergaß auch ihre heitere Laune; ihr blaues Auge füllte sich mit Thränen, wenn es auf dem abgezehrten Antlitz der Unglücklichen ruhte, und als endlich der Arzt an ihrer Rettung verzweifelte, weil das arme Mädchen so an Kräften erschöpft, daß

die jugendliche Natur der Verwüstung der Krankheit keinen Widerstand zu bieten vermochte, war auch der letzte Rest von Hedwig's Frohsinn verschwunden. Sie selbst ward bleich und still, ihre sonst so frischen Wangen zeigten eine krankhafte Blässe und vergebens waren alle Zureden, sich selbst zu schonen.

Es waren bald acht Tage verstrichen; die Krise nahte, die Hoffnung floh jedoch mit jeder Stunde weiter.

Eines Abends, als Rose in einen kurzen Schlummer versunken war, saß Hedwig, das bleiche Lockenköpfchen in die Hand gestützt, trauernd am Fenster; Thränen standen ihr in den Augen. So im ersten Sonnenschein ihres Daseins sollte diese arme Rose schon verblühen, sie, die von des Lebens Freuden bisher kaum einen Schimmer gesehen und in edler, aber übertriebener kindlicher Aufopferung sich selbst vernichtet hatte!

Der Arzt hatte Hedwig vor einer Stunde, als sie ging, auf das Schlimmste vorbereitet. Wenn Rose starb, war Hedwig wieder ganz allein. War das arme Mädchen mit dem trauernden Herzen auch nie im Stande gewesen, ihre Heiterkeit zu theilen, so hatte Rose's bleiches Antlitz doch so oft gelächelt, aber die tollen Einfälle, welche Hedwig's stets lustigem Köpfchen entsprudelten, und wie oft, wenn Rose wieder das bleiche Antlitz auf ihre Arbeit, gesenkt und emsig bis in die Nacht hinein gestichelt, um noch einige Groschen in der Nacht zu verdienen, war Hedwig ihr an den Hals gesprungen, hatte ihr die Arbeit entrissen und gerufen: »Richte dich auf, du kleine Trauerweide!« und dann wieder war sie an's Piano geeilt und

hatte die lustigsten Melodien gespielt, um Rose zu erheitern, daß die ganze Einwohnerschaft des Hauses aus dem Schlafe aufgeschreckt ward.

Und jetzt sollte Rose nicht mehr unter Thränen lächeln, sie sollte hinüber gehen, wo es keinen Schmerz, keinen Kummer mehr gab. Hedwig sollte allein bleiben!

Dieser Gedanke war dem kleinen heiteren Wesen unerträglich. Rose und sie waren trotz der Verschiedenheit ihrer Temperamente neben einander gefesselt wie Licht und Schatten.

Plötzlich glaubte Hedwig auf der Treppe ein ungewöhnliches Geräusch zu vernehmen. Sie horchte auf. Vor wenigen Minuten hatte sie einen Wagen auf der Straße gehört, dem sie keine Aufmerksamkeit geschenkt; sollte irgend ein unerwarteter Besuch . . . ?

Hedwig warf einen besorgten Blick in das Kabinet, in welchem die Kranke schlief. Das Geräusch kam näher; sie erhob sich und schlich auf den Fußspitzen nach dem Kabinet, um sich zu überzeugen, ob Rose auch nicht geweckt werde. Eben ruhte ihre Auge noch mit zärtlicher Besorgniß auf dem abgezehrten Antlitz, das schon halb verklärt erschien, als die Thür des Zimmers sich öffnete und die Wirthin in derselben erschien.

Mit einem stummen Wink, rief diese Hedwig herbei. Ebenso leise und behutsam eilte Hedwig auf den Zehen zur Thür, hier aber entschlüpfte, trotz ihrer Vorsicht, ein Laut der freudigsten Ueberraschung ihren Lippen, denn vor ihr stand, gestützt auf seine Krücken, der Vater, der

in seiner Schwäche verlangend seine Arme nach ihr ausstreckte, während er von einem fremden Mann gestützt wurde.

Hedwig's Ueberraschung war so groß, daß sie ihren Sinnen nicht traute; die ganze Lebhaftigkeit ihres Empfindens machte sich aber wieder geltend bei diesem Anblick.

»Mein Vater! Ist's wahr! Ist's möglich!« rief sie auf den Flur stürzend und ihn umarmend. Und erst als der Vater sie in seine Arme schloß, als er ihre Stirn, ihre Lippen mit Küssen bedeckte und in namenloser Freude ausrief: »Mein Kind, meine Hedwig, ich habe Dich wieder!« erst da wagte auch sie an die Wirklichkeit zu glauben und vor Freude schluchzend umschlang auch sie den geliebten Vater.

Auf Naumann, der sich seit einem Jahre, wie wir wissen, in Sehnsucht nach seinem Kinde verzehrte, hatte das Bewußtsein, Hedwig wieder sehen zu dürfen, nicht mehr von seinem einzigen geliebten Kinde getrennt zu werden, eine neu belebende Wirkung geübt. War auch die Lähmung seiner Glieder dieselbe, so hatte sein Gemüth sich doch wieder aufgerichtet, neuer Lebensmuth erfüllte ihn und aus seinem Auge leuchtete ein Freudenstrahl, so feurig und jugendlich wie er vor langen Jahren diesem Auge eigen gewesen, als dasselbe sich noch seiner Triumphe bewußt war.

Lange währte es, ehe Hedwig sich in ihrer Freude zu fassen vermochte. Unterstützt von ihrer Wirthin führte

sie den Vater in das Zimmer, sie bestürmte ihn mit Liebkosungen und Fragen, jauchzte vor Wonne, als sie vernahm, daß sie nicht wieder von ihm getrennt werden solle, und erst das aus dem Kabinet dringende Wimmern erinnerte sie an ihre unglückliche Freundin, die sie in ihrer Seligkeit ganz vergessen hatte.

Wie glücklich war sie gegen die arme Rose! Sie, die sie so oft in trüben Stunden den Himmel gebeten, sie dereinst mit ihrem armen Vater wieder zu vereinen, schloß ihn jetzt in ihre Arme, während Rose's unnatürlicher Vater sich selbst jetzt nicht um sein unglückliches Kind bekümmerte! Schon dreimal hatte sie einen Boten in jenes unheimliche Haus gesandt, um dem würdigen Fromm sagen zu lasse, seine Tochter liege auf dem Sterbebette und verlange ihn noch einmal zu sehen. Der alte Fromm aber war niemals anzutreffen, und auch die Botschaft, welche man im Hause irgend einem vielleicht ebenso unzuverlässigen Individuum zur Bestellung zurückgelassen, hatte ihn nicht an das Sterbebette des unglücklichen Kindes geführt. Rose rief vergebens nach ihrem Vater, um dessen willen sie ja so früh dahin welkte, und vergebens suchte man immer neue Vorwände, verhiess man ihr das Erscheinen des Vaters von einem Tage zum andern, der Unmensch kam nicht, um seiner Tochter Lebewohl zu sagen, ihr das Scheiden zu erleichtern.

Hedwig's Vater lebte von Neuem wieder auf unter der Pflege seiner Tochter, auf deren Bitten ihn in demselben

Hause ein freundliches Zimmer eingeräumt wurde. Hedwig theilte fortan ihre Sorgfalt zwischen dem Vater und der Freundin.

Trotz der Muthlosigkeit des Arztes überwand die letztere dennoch die Krise, ihre wilden Phantasien schwiegen, sie ward ruhiger, aber der Gehirn-Entzündung folgte eine gänzliche Entkräftung und trotz allen stärkenden Mitteln schien die unglückliche Rose sich von Tag zu Tag einer gänzlichen Auflösung zu nähern.

Zu Hedwig's Erstaunen erhielt Naumann schon am nächsten Tage den Besuch eines fremden Mannes, welchen er ihr sorgfältig zu verbergen bemüht war. Als sie, nachdem der Mann fort war, zu ihm trat, fand sie den Vater zerstreut und aufgereggt: Noch mehr befremdete es sie, als sie am folgenden Tage von der Wirthin hörte, es habe soeben eine sehr schöne junge Dame nach Herrn Naumann gefragt, die jetzt in seinem Zimmer sei und ihm wie es schein etwas überbracht habe.

Unwillkürlich erinnerte dies Hedwig an den geheimnißvollen Zusammenhang ihres Vaters mit dieser Stadt und gewissen Persönlichkeiten, der ihr nie hatte klar werden können. Hatte nicht ihr Vater eine so unüberwindliche Abneigung gegen seine Rückkehr hieher gezeigt, und was war es gewesen, das diese Abneigung endlich doch überwunden hatte?

Indeß Hedwigs Erstaunen sollte noch größer werden. Neugierig wie sie war, stand sie wie festgebannt auf dem Hausflur, seit sie gehört, daß der Vater den Besuch einer Dame erhalten habe. Unschlüssig, ob sie es wagen sollte,

an der Thür zu lauschen, noch kämpfend mit ihrem Respect für die Geheimnisse des Vaters, hörte sie plötzlich Tritte auf der unteren Treppe, ja sie glaubte sogar eine Stimme zuerkennen, die sie freudig erschrecken machte. Scheu zog sie sich hinter den Vorsprung der Treppe zurück; sie wäre in ihr Zimmer geeilt, aber sie wagte es nicht; verwirrt, ohne zu wissen, wie sie sich verhalten solle, schmiegte sie sich in dem halbdunkeln Flur an die Mauer.

Inzwischen näherten sich die Tritte. Hedwig sah zwei Gestalten auf dem Flur erscheinen, deren Gesichter, beleuchtet durch das Flurfenster, vor welchem sie standen, ihr bekannt waren.

»Gerhard!« rief sie flüsternd. »Er ist wirklich! . . . Und dieselbe Dame, die ich einmal neben ihm auf der Promenade sah! . . . Großer Gott, was kann er hier wollen!«

Während auch die Beiden einen Augenblick unschlüssig dastanden und einige halblaute Worte sprachen, faßte Hedwig ein Herz und huschte aus der Ecke in ihr Zimmer. Hier stand sie ebenso rathlos. Ohne Zweifel galt *ihr* der Besuch. Gerhard war von ihr zu verschiedenen Malen abgewiesen worden. er wußte, daß sie seinen Besuch mißbilligte; was führte ihn dennoch wieder hieher, und in Begleitung dieser Dame, in deren Gegenwart sie, als sie dieselbe nur ein einziges Mal flüchtig gesehen, ein so, sie wußte selbst nicht ob unheimliches, jedenfalls aber sonderbares Gefühl überfallen hatte.

Sollte sie jetzt das Zimmer von innen verschließen, um ihm den Eintritt zu wehren, der doch wie er wußte, ihm

verlegt war? . . . Aber er kam ja in Begleitung dieser Dame! Was wollte sie bei ihr, und was wollten Beide *zusammen* hier?

Noch stand Hedwig unschlüssig da, die Hand auf das Schloß der Thür gelegt; als stark an diese gepocht wurde. Erschreckt fuhr das Mädchen zurück und mit bleichem Antlitz stand sie da, als die Thür sich öffnete und die große, imponirende Dame herein trat, hinter ihr Gerhard, dessen Antlitz heute auch nicht mehr jenen übermüthigen Ausdruck hatte, vielmehr etwas Feierliches zeigte, das ihn seltsam kleidete.

Die Dame, eben eingetreten, verneigte sich vor Hedwig nicht ohne einige Verlegenheit und mit außerordentlicher Freundlichkeit; ihr Antlitz war bleich, man sah es ihr an, daß es sie Mühe kostete, ein Lächeln auf dieses Antlitz zu rufen. Fragend, starrte Hedwig bald sie, bald Gerhard an.

Dieser trat indeß mit seiner gesellschaftlichen Gewandtheit sofort in den Vordergrund und näherte sich Hedwig mit bittendem und bescheidenem Blick.

»Fräulein Hedwig,« begann er, »ich weiß, daß diese Schwelle meinem Fuß auf's strengste untersagt ist; zürnen Sie also nicht, wenn ich einem Verbote zuwider handle, das mir heilig ist, das ich aber heute verletzen *mußte*. Mein Erscheinen hier gilt nicht Ihnen, wie sehr mich auch mein Herz stets hieher zog; zu meinem Erstaunen erfuhr ich heute Morgen, daß Ihr verehrter Vater hier ist, der mich als Knaben aus dem Gute meiner seligen Tante stets gern hatte, oder vielmehr, ich *vermuthete*,

daß er hier sei, da mir heute Morgen der Auftrag wurde, eine Dame zu ihm zu führen, die ich seinem Schutze zu übergeben den Auftrag habe; ich *mußte* das vermuthen, als ich seinen Namen neben einer Adresse las, die mir unvergeßlich in's Herz gegraben ist; Sie begreifen also, daß ich Ihren Zorn nicht verdiene, wenn ich gegen Ihr Verbot handelte. Was mich hieher führte, ist der aufrichtige Wunsch, nützlich zu sein, wo es in meinen Kräften steht.«

Gerhard's Worte waren keineswegs geeignet, Hedwig's Erstaunen zu mindern. Diese Dame in den Schutz ihres Vaters zu führen hatte er den Auftrag? In welchem Zusammenhange konnte ihr Vater mit derselben stehen, er, der seit langen Jahren gar keinem Zusammenhang mit der Welt gestanden?

Während Hedwig noch nach einer Antwort suchte, die ihr durch die Verlegenheit sehr schwer gemacht wurde, hörte sie das ihr bekannte Geräusch von des Vaters beiden Krücken auf dem Hausflur dicht vor ihrer Thür; fast in demselben Augenblick öffnete sich diese und der Vater stand vor ihr, neben ihm Rahel Salomon's Töchterlein, die soeben den ihr vom Vater übergebenen Auftrag gewissenhaft ausgeführt hatte.

Verwundert blieb Naumann, auf seine Krücken gestützt, stehen, als er seine sonst stets einsame Tochter in Gesellschaft zweier Personen sah. Rahel's Auge irrte inzwischen von Gerhard zu Hedwig und wieder zurück; ein

Gefühl wie Eifersucht bemächtigte sich ihrer und wiederum erschrak sie freudig, als sie die Baronin Julie erkannte. Gern wäre sie an diese zugeeilt, gern hätte sie dieselbe in ihre Arme geschlossen, aber die Rücksicht gegen den unglücklichen Naumann und eine gewisse Zurückhaltung, welche ihr die Anwesenheit des blonden jungen Mädchens einflößte, hielt sie zurück.

Als Gerhard war es auch jetzt wieder, der den Bann der Verlegenheit brach, indem er, Naumann erkennend, diesem entgegen eilte.

»Ich bin's ja, ihr ungezogener Gerhard!« rief er, indem er Naumann's Hand ergriff, während dieser auf seine Krücken gelehnt dastand. »Kennen Sie denn Ihren alten Freund nicht mehr, der soeben erst zu seiner Freude von Ihrem Hiersein gehört hat?«

Ein gutmüthiges Lächeln überflog Naumann's Züge, als er den jungen Mann erkannte, der ihm oft genug vom Schlosse Zehneck allerlei Liebesgaben überbracht und mit Hedwig vor der Thür seiner Hütte gespielt hatte.

»Sein Sie mir willkommen, Herr Baron!« rief er, den Druck der jugendlich kräftigen Hand erwidern so gut es seine Lähmung zuließ. »Wer konnte in einem so stattlichen Herrn auch den Knaben von damals erkennen! . . . Aber . . .«

Gerhard, der inzwischen Naumann behülflich war, die Schwelle zu überschreiten und ihn zu seinem Sessel zu führen, bemerkte zu seinem Erstaunen, wie Naumann's Blick dabei fortwährend und mit einem seltsamen Ausdruck auf der Baronin haftete. Während Rahel der

schwerfälligen Bewegung Naumann's in's Zimmer folgte und auch Hedwig dem Vater behülflich war, vernahmen Alle plötzlich einen Schreckenslaut. Als Hedwig aufblickte, sah sie die fremde Dame wanken, sie sah ihr Antlitz leichenblaß, sah wie sie mit den Händen nach einem Gegenstand suchte, um sich aufrecht zu erhalten, und dabei zusammen zu brechen drohte.

Auch Gerhard, durch den Schreckenslaut aufmerksam gemacht und verwundert über Naumann's plötzlichliches Erstarren, blickte erst diesen, dann Julie an. Naumann's Antlitz hatte sich entfärbt, sein Auge haftete unverwandt auf der Baronin, als erblicke es ein Gespenst. Schnell gefaßt, überließ er Hedwig den Vater und sprang Julie zur Seite.

»Um des Himmels willen, was ist geschehen!« rief er, indem er die halb Ohnmächtige zu einem Sessel führte und sie auf denselben niederließ.

»Sieghardt ... Sieghardt! ...« ertönte es matt und halblaut von Juliens Lippen, während sie das Antlitz auf die Brust sinken ließ und es mit beiden Händen verhüllte.

Secunden verstrichen in peinlicher Stille. Naumann stand da und starrte Julie an, seine Glieder bebten, seine Hände erhoben sich zitternd, während Hedwig durch einen Blick Gerhard beschwor, ihr zu Hülfe zu kommen, um den Vater aufrecht zu erhalten.

»Sie ist's ... *Mein Weib!*« rief endlich Naumann mit sichtbarem Entsetzen. »Die Todten stehen auf, um mir zu fluchen, um mich an Zeiten zu mahnen, die ...«

Und abermals heftete Naumann das Auge fest und durchdringend auf Julie, taumelte jedoch in Gerhard's Arm zurück, als diese sich plötzlich erhob, mit geisterbleichem Antlitz auf ihn zuwankte, vor ihm niedersank und seine Knie umklammerte.

Kein Laut kam über ihre Lippen, nur ein unterdrücktes Schluchzen unterbrach die Stille.

Hedwig stand inzwischen da wie eine Bildsäule. Diese Fremde die Gattin ihres Vaters, von der er niemals zu ihr gesprochen, sie wie oft sie auch nach ihrer Mutter gefragt! Und diese Mutter lag jetzt vor ihr, schluchzend zu den Füßen ihres Vaters ... Welch ein entsetzliches Geheimniß löste sich vor ihrem Auge, ohne ihr dennoch für den Moment eine wirkliche Lösung zu geben!

Naumann gelang es inzwischen, einige Fassung zu gewinnen. Zitternd in seiner körperlichen Unsicherheit beugte sie sich zu der Wiedergefundenen hinab, und suchte seine Knie aus ihrer Umarmung zu befreien.

»Steh' auf, Julie!« rief er mit versöhnender, bittender Stimme; »nicht *Dir* ziemt es, vor mir zu knien! Ich ... ich bin der Schuldige, ich bin es, der *Dir* abzubitten hat für Das, was er im lange bereuten Leichtsinne gegen Dich fehlte! ... Steh' auf; laß uns vergessen, was hinter uns liegt und kann ich Dir einen Ersatz bieten für Alles, was Du vielleicht erlitten, sieh hier Dein Kind, Julie, die ich fand, als ich vergebens nach Dir suchte, das ich zur Jungfrau erzogen und das ich jetzt in Deine Arme lege!«

Julie, als sie von ihrem Kinde sprechen härte, zuckte zusammen, sie erhob das bleiche Antlitz, das feuchte

Auge, sie starrte Hedwig lange und forschend an. Dann erhob sie sich hastig und umschlang die noch immer versteinerte Hedwig mit einer Heftigkeit, einer Gluth, in welcher ebenso viel Reue über ihre Vernachlässigung des heiligsten Pflichtgefühls des Weibes, der Mutterliebe, wie andererseits innigste Freude über dieses Wiederfinden lag. Dann wieder ließ sie Hedwig aus ihren Armen, erfaßte ihre Hände, schaute ihr mit namenloser, stolzer Freude in's Antlitz, preßte sie abermals an ihre Brust und konnte sich nicht satt sehen an den frischen jugendlichen Zügen des Mädchens.

»Friedrich,« sagte sie zu Naumann sich zurück wendend, »laß uns vergessen, was geschehen! Wir Beide sind schuldig und mir am wenigsten geziemt es, wieder wach zu rufen, was uns eine Vergangenheit trübte, in welcher wir Beide aus Mangel an gegenseitigem Verständniß fehlten. Dein heißes Blut, das Dich einst ruhelos machte, hat sich abgekühlt; was ich damals nicht begriff, ich verstehe es jetzt, die Ruhelosigkeit, welche Dir den häuslichen Herd zum Gefängniß machte! Der Himmels wollte es nicht, daß ich Dich finden sollte, als ich Dich suchend umherzog, um freudig alle Mühseligkeiten mit Dir zu theilen, um Dir als Deine Magd zur Seite zu sein, Dir den Weg zu ebenen Dir die Dornen von demselben zu lesen, denn ich *liebte* Dich, Friedrich, ich liebte Dich mit einer Wahrheit, einer Hingebung, wie noch kein Weib geliebt, Du warst mein Ideal, der Inbegriff meines Denkens und Sinnens, meiner Phantasie, meiner Träume! Aber es kam eine Zeit, eine Zeit, an die ich mit Entsetzen zurückdenke; mein

Ideal brach zusammen, mein Herz blutete aus einer Wunde, die nur durch Vergessen geschlossen werden konnte, die Verzweiflung, die Noth kam hinzu und . . . «

Julie verhüllte ihr Antlitz. Die Gegenwart der Zeugen, namentlich des Mädchens verbot ihr jedes fernere Geständniß. Das sonst so stolze, imponirende Weib stand in reumüthiger, zerknirrschter Haltung da, denn das Wiedersehen des so lange verlorenen Gatten rief ihr den ganzen Umfang der eignen Schuld in's Gedächtniß, während der traurige Zustand in welchem sie ihren Gatten wiedersehen mußte, ihn in ihren Augen gegen jeden Vorwurf schützte.

»Ich glaubte Dich todt, Friedrich!« fuhr sie nach einer Pause fort. »Was ich an Schuld auf mich lud, war eine Folge der Verzweiflung, des Verlassenseins; ich wußte selbst nicht mehr was ich that, ich wußte nur, daß ich den Schmerz betäuben müsse, der in mir tobte. Ich vergaß auch mein Kind, denn ich *mußte* es vergessen, weil seine Züge mir stets Dein Bild wieder vor Augen geführt hätten, und dieses Bild würde mir täglich, stündlich ein Vorwurf gewesen sein . . . Vergieb mir, was ich als Mutter an Dir gesündigt,« setzte sie hinzu, indem sie Hedwig die Hand reichte, »und Du, Friedrich fuhr sie wieder zu Namann gewendet fort, »sei fortab mir ein Freund, denn die Bande, die uns einst an einander fesselten, sind zerrissen und nicht wieder zu knüpfen. Laß uns als Freunde fortab bei einander sein, gestatte mir, Dich mit all der Liebe zu umgeben, welche Dir eine treue aufopfernde Freundin spenden kann, und danke mir die Liebe durch

gleiche Freundschaft . . . Willst Du, Friedrich?« schloß sie in einem Ton, der aus dem Innersten des Herzens herauf drang.

Naumann erfaßte die ihm dargereichte Hand und preßte sie an seine Lippen.

»Was aus Deinen Worten aus der Vergangenheit noch herüber klingt, was Du gefehlt haben magst, Julie, darf *ich* nicht richten, denn ich allein war es, der Dich in's Unglück stieß. Du hast mich errathen. Du selbst hast es ausgesprochen, was ich als einzige Entschuldigung für mein Vergehen anzuführen vermöchte. Rast- und ruhelos wie ich damals war, unfähig, an einer häuslichen Existenz, an einem stillen Familienglück Genüge zu finden, ward mir der häusliche Herd zur Galeere. Der Gedanke, an das Haus gefesselt zu sein, ward mir mit jedem Tage unerträglicher und stieß mich in Zerstreungen hinein, in welchen ich mein besseres Selbst verlor. Ich lernte den Werth Deines Herzens verkennen, ich ward durch die Außenwelt Dir täglich mehr entfremdet; falsche Freunde, die meine Eitelkeit fortwährend zu stacheln suchten und meinem Talente Weihrauch spendeten, weil sie sahen, daß ich die Früchte desselben mit ihnen vergeudete, ließen mir in Stunden der Nüchternheit in der stillen Häuslichkeit einen vorwurfsvollen Mahner erwachen, dessen Stimme mich erschreckte und immer wieder hinaus jagte, wenn ich wirklich einmal zu Dir zurückkehrte. Als nun gar mein Wohlthäter starb und mich zum Erben seines Vermögens machte, verschwieg ich Dir dies Glück, denn die Ausschweifung hatte mich bereits mit Schulden

überhäuft, der Zufall hatte mich mit einem Manne bekannt gemacht, der mir mit großen Summen geholfen und sich dafür enorme Procente hatte verschreiben lassen. Ich entledigte mich seiner und verschwendete den übrigen bedeutenderen Theil des mir zugefallenen Vermögens, das ich Dir verheimlichte, weil ich selbst einen stummen Vorwurf von Dir nicht hätte ertragen können. Als auch dies Vermögen dahin, war ich gänzlich verloren für Dich. Mangel und Krankheit zerstörten meinen Geist und meine Gesundheit. Noch einmal gelang es mir, mich aufzuraffen; mein bischen Talent, das wieder erwachte Vertrauen zu meiner Kunst galvanisirte mich noch einmal. Ich kehrte hieher zurück; aber mich meiner begangenen Thorheiten schämend, die ehemaligen Freunde meidend, denen ich meinen Untergang verdankt hatte, trat ich unter andrem Namen, unter meinem jetzigen Namen Naumann auf. Ich fand Gönner, Verehrer; noch einmal trug mich das Glück auf Händen, aber wiederum mißbrauchte ich es. Ich fand keine Ruhe, der Gedanke an Dich die ich hier einst hülflos zurück gelassen, die ich vergebens suchte, ließ mir keinen Frieden. Dem Zufall dankte ich es, daß ich wenigstens unser Kind fand. Ich nahm mir vor, an ihm hundertfach gut zu machen was ich an der Mutter gesündigt; ich war glücklich und unglücklich, wenn ich unserm Kinde in's Antlitz schaute, denn trug es auch unverkennbar *meine* Züge, so war es doch immer eine Mahnung an meine Frevel, an meinen Leichtsinn. Hedwig, die Liebe für mein Kind, so hoffte ich, sollte mir endlich die Ruhe einflößen, nach der ich

vergeblich bisher gerungen; ich nahm mir vor, meine unselige Zerfahrenheit nieder zu kämpfen, ein geregeltes Leben zu führen, für die Zukunft unseres Kindes zu arbeiten und glücklich zu sein in der schwachen Hoffnung, dereinst auch mit *Dir* wieder vereint zu werden ... Da aber,« (Naumann's Antlitz umdüsterte sich, seine Stimme ward matter) »da packte mich inmitten meiner besten Vorsätze wiederum der alte Dämon, er schleuderte mich noch einmal in den Strudel des Leichtsinns und zernichtet, zerschmettert an Leib und Seele, verachtet von Denen, die es wohl mit mir gemeint, die von meiner Kunst noch Großes erhofft, fand ich mich eines Tages von Brandung an den Strand gespült. Zu meinen Füßen lag weinend und meine Knie umschlingend mein armes Kind, das ich vernachlässigt und vergessen hatte ... Bei seinem Anblick that ich den feierlichsten Schwur, fortab die Bahn der Pflicht, der Ehre nicht wieder zu verlassen, eine Welt zu meiden, deren Gefahren mich schon zweimal hatten straucheln lassen. Aber dieser Schwur, ich gestehe es offen, er ward nicht geleistet von einem Mann, der überhaupt noch physische oder moralische Kraft besaß; ich war ein Wrack; das alte Uebel, das mich bereits früher in Paris an den Rand des Grabes gebracht; es brach mit größerer Vehemenz in mir aus; ich fühlte mich kaum stark genug, die Hand meines Kindes zu ergreifen, ja meine eigene Hand war nicht einmal kräftig genug, um den

Bettelstab zu führen ... Da trat ein alter Freund, derselbe, der später Hedwig's Lehrer ward, zu mir in meiner Hülfs- und Hoffnungslosigkeit. Er, der stets die größten Hoffnungen auf mein Talent gesetzt, verzichtete mit Thränen in den Augen auf diese Hoffnungen; er bot mir seine Unterstützung an und als ich ihm mein Herz ausschüttete, als ich ihm gestand, daß ich nur zu gut fühle, wie mein Arm nicht mehr die Kraft habe, meine Kunst zu üben, mein Kopf zu leidend sei, um meine Kunst zu *denken*, als ich ihn beschwor, mir ein Asyl zu suchen, in welchem ich, fern von der Welt, ungesehen, unbeachtet mein armes Kind erziehen und mein Leben beschließen könne, da war auch er mit Hülfe bereit und er verschaffte mir dieses Asyl auf dem Gute einer Dame, die mich seit Jahren mit Wohlthaten überhäuft und diese später auch auf unsre Hedwig übertrug ... Dies, Julie,« schloß Naumann das Haupt senkend, »ist der kurze Abriß meines traurigen, verscherzten, vergeudeten Daseins, das so reich, so glücklich hätte sein können, wenn ich es verstanden hätte, wenn nicht der Dämon der Unruhe, der Planlosigkeit, der Zerfahrenheit mich immer wieder gepackt und auf Irrwege gelenkt, sobald ich wirklich ein ernsthaftes Ziel in's Auge gefaßt hatte. Ich war eine jener zum Elend prädestinirten Künstler-Naturen, die keine der Bedingungen des Glückes in sich tragen, die das bürgerliche Leben, die Freuden der Häuslichkeit nie verstehen, nie würdigen lernen und wenn sie wirklich einmal am Himmel der Kunst geleuchtet, dieses Himmels unwürdig herabfallen und verschwinden – Niemand weiß, was aus

ihnen geworden. Verzeih mir, Julie, daß ich an Dir das Verbrechen beging, Dein Leben an eine Natur zu fesseln, die Dich nothwendig unglücklich machen mußte. Meines einzige Entschuldigung ist meine Liebe zu Dir; ich *mußte* Dich damals besitzen; daß ich Dich mir nicht zu *erhalten* vermochte, daß ich Dich verließ, Julie, Du findest die Lösung dieses widernatürlichen Räthsels in den Bekenntnissen, die ich hier in Gegenwart unsres Kindes als Anklage gegen mich selbst abgelegt; denn Hedwig, die niemals ihre Mutter gekannt, soll wissen, daß nicht diese Mutter, sondern ich, ich selbst die Schuld unsrer Trennung zu tragen habe; Hedwig sollte in diesem feierlichen Augenblick unsres Wiedersehens, in dem Augenblick, wo sie ihre Mutter fand, von mir die Antwort auf manche stumme Frage erhalten, die ich in dem Auge des theuren Kindes sooft gelesen!«

Als Naumann schwieg, warf sich Hedwig an seine Brust und umklammerte ihn mit Herzlichkeit.

»Mein Vater, mein theurer Vater!« rief sie übergücklich. »Führe nicht länger diese Sprache in einer Stunde wo ich es mir zum ersten Male sagen darf: Du hast eine Mutter! Du hast eine Freundin, die Dich verstehen, die Dich lieben wird!«

Und aus Naumann's Armen warf sich das Mädchen in die der Mutter, als wolle *sie* das Band sein, das diese Beiden auf's Innigste wieder vereinen solle.

Gerhard, der so lange stummer und gerührten Zeuge dieser Scene gewesen, sah, was Hedwig in ihrer Herzensfreude nicht bemerkt hatte, daß Naumann, tief ergriffen

von der Gewalt dieses Augenblicks nicht mehr im Stande war sich aufrecht zu erhalten. Als Naumann und Julie noch einen Händedruck gewechselt, zum ersten Male seit lange sich versöhnt, an einander geschlossen hatten, führte er den ersteren zu einem Sessel, überließ ihn Juliens Sorgfalt und trat dann zu Hedwig.

»Mein Fräulein,« begann er mit gutmüthigem Lächeln, »ich habe mich mit stillem Schmerz Ihrer Zurückweisung gefügt, als ich in der Eigenschaft Ihres Kindheitsgespielen mich Ihnen wieder zu nähern suchte. Vielleicht, ja sehr wahrscheinlich hatten Sie Recht, als Sie den Gerhard, der ich noch vor acht Tagen war, von Ihrer Schwelle wiesen, denn ich gestehe selbst, dieser junge Mann hatte nichts als Thorheiten und übermüthiges Zeug in seinem Kopf. Der Gerhard, welcher heute vor Ihnen steht, ist ein ganz anderer, ein plötzlich vernünftig, ganz entsetzlich vernünftig gewordener Mensch, der mit seiner Uniform auch sein altes Wesen abgelegt hat. Mit der Aufrichtigkeit, welche diesem neuen Gerhard geziemt, gestehe ich Ihnen allerdings, daß ich keine Ahnung davon hatte, welche theure Person ich hieher führte, als mir der Auftrag wurde, die Frau Baronin hieher zu geleiten; nichts destoweniger zwingt mich jetzt ein Eigennutz, den ich früher niemals gekannt, von Ihnen, Fräulein Hedwig, ein ganz geringes Maß von Dankbarkeit für meinen Dienst zu begehren, und dieses besteht darin, daß Sie mich hinfort nicht wieder von sich weisen, daß Sie mir jetzt, wo Sie unter dem Schutze Ihrer Eltern stehen, gestatten, zuweilen diese Schwelle zu betreten und Ihnen zeigen zu dürfen, mit

welcher Anhänglichkeit mein Herz noch für meine einstige kleine Spielgefährtin schlägt. Ich gestehe Ihnen auch, Fräulein Hedwig, daß ich mich jetzt entsetzlich verwaist fühle; seit ich mit einer Welt gebrochen, die für mich keinerlei Interesse mehr bietet, ist es mir noch nicht gelungen, mich in eine andre Welt hinein zu finden; ich lebe wie eine Fledermaus in der Dämmerung, und dürft' ich hoffen, daß Sie mir Glauben schenken, so würde ich das offne Bekenntniß wagen: gerade der stete Gedanke an *Sie* war es, der mir jene Welt herz- und gemüthlosen Leichtsinns zum Ekel machte, der mich aus einer Sphäre hinaus jagte, die ich thöricht genug war, bisher als mein Lebenselement zu betrachten. Ihnen also, Fräulein Hedwig, unsrem Wiedersehen hab' ich es zu danken, daß ich ein vernünftiger Mensch geworden, daß gerade der Augenblick im Leben, der den höchsten Ernst, die höchste Besonnenheit und Reife des Verstandes von mir fordert, mich in einer Verfassung gefunden, in welcher ich wenigstens einiges Vertrauen gegen mich selbst hegen darf. Compensiren wir daher den Dank, Fräulein Hedwig, den wir gegenseitig von einander zu fordern haben, durch die Erneuerung des Freundschaftsbandes, das einst in harmloseren Zeiten uns so glücklich machte, und *können* Sie . . . «

Gerhard hatte des Mädchens Hand ergriffen. Hedwig fühlte einen heißen Druck der seinigen bei den letzten Worten, der ihr das Blut in die Wangen trieb. Sich aus ihrer momentanen Befangenheit losreißend und fühlend, daß es nothwendig, durch ihre Laune einigen Humor in

den Ernst der Situation zu bringen, riß sie sich ohne eine Antwort von Gerhard los und sprang zu ihrem Vater.

»Väterchen!« rief sie vor ihm und der neben ihm sitzenden Mutter niederknieend, deren Hände sich fest umschlungen hielten, während ihre Blicke sprachen, was ihr Mund verschwieg, »denk' Dir, Väterchen, Herr von Dörenberg erzählt mir soeben, er sei ein ernster, vernünftiger Mann geworden! Soll ich ihm glauben oder nicht?«

In diesem Augenblick drang Rose's matte Stimme aus dem Kabinet. Hedwig hörte, daß die Kranke ihren Namen rief.

»Gott verzeih mir, ich habe über meinem Glück ganz die arme Freundin vergessen!«

Mit diesen Worten drückte Hedwig einen Kuß auf die Hand der Mutter, bat sie durch einen Blick um Verzeihung dafür, daß eine heilige Pflicht sie von ihrer Seite rufe und wollte eben auf den Fußspitzen in's Kabinett eilen, als eine Person ohne anzupochen in die Thür trat, deren Anblick Hedwig erschrecken ließ.

Es war ein massiv gebauter Mann in Arbeiterkleidung, der biedre Herr Fromm, der mit vom Alkohol geröthetem Gesicht sich präsentirte.

Keiner der Anwesenden bemerkte, wie Rahel diese Gelegenheit benutzte, um hinter Fromm's breiter Gestalt zur Thür hinaus zu schlüpfen. Die Arme hatte bisher von Allen unbeachtet dagestanden; als sie aber sah, wie Gerhard zu Hedwig trat, wie er ihre Hand erfaßte und in der seinigen drückte, wie sein Auge mit unverkennbarer Innigkeit auf dem blonden Mädchen ruhte, da füllten sich

die schwarzen Augen Rahel's mit Thränen; sie wandte sich ab, schlich tiefer in den Hintergrund und benutzte endlich die Gelegenheit, ungesehen das Zimmer zu verlassen, dessen Boden ihr unter den Füßen glühte. Kaum wissend, *wie* sie auf die Straße kam, den Blick zu Boden gesenkt, das Herz voll Gram, floh sie, ohne sich selbst bewußt zu sein, wohin; sie sah auch nicht die beiden Männer, die scheu und vorsichtig zurückblickend von der andern Seite auf dasselbe Haus zuschritten, welches sie eben verlassen.

»Entschuldigen Sie, Mamsell,« begann Fromm inzwischen die Mütze vom Kopfe ziehend und sich an Hedwig wendend, »man sagt mir, ich solle zu meiner Tochter kommen, weil sie krank sei. Ich bin hier doch recht?«

Kein schreienderer Mißton hätte in die friedliche Stimmung sich mischen können, als die rohe Stimme dieses Arbeiters. Hedwig trat scheu vor ihm zurück, als sie ihn wieder erkannte.

»Ah, Sie sind es!« antwortete sie beklommen. »Ja, die arme Rose hat viel nach Ihnen gefragt, Herr Fromm; es steht sehr schlimm mit ihr; treten Sie nur leise auf und um des Himmels willen, sein Sie sanft und gütig gegen sie!«

»Na, ich hab' ihr doch nie was zu Leide gethan?« war die barsche Antwort Fromm's, während er Hedwig's Wink folgte und ihr nach in das Kabinet trat.

Ein matter Freudenschrei verrieth, was die unglückliche Rose empfand, als sie ihres Vaters ansichtig ward.

»Er ist's! Mein Vater, mein guter, theurer Vater!« rief die Kranke, während sie sich mühselig aufrichtete und ein Lächeln der Verklärung über das schon von der Hand des Todes gestempelte, ganz abgezehrte Antlitz flog. Ueberglücklich streckte sie ihm die magern Hände entgegen, an welchen die Narben der Arbeit während der Krankheit verschwunden waren, ergriff seinen Arm, zog ihn zu sich auf den Bettrand und bedeckte seine derbe, schwielige Hand mit Küssen.

Fromm ließ das anfangs geschehen, man sah's aber, wie lästig ihm diese Beweise der Kindesliebe waren. Mit innerer Empörung blickte Hedwig ihn an, während er verlegen zu Boden schaute.

»O mein guter Vater!« rief die Kranke, »wenn Du wüßtest, wie ich mich Tag und Nacht gesehnt habe, Dich noch einmal zu sehen! Wie danke ich dem Himmel, daß er mir noch diese Freude gönnte! ... Nicht wahr, mein Vater, Du zürnst Deiner armen Rose nicht? Es ist ja nicht meine Schuld, daß ich so unthätig hier liege, daß ich nicht arbeiten, Dir nicht behülflich sein kann! Wenn Du wüßtest, wie sehr es mich immer schmerzte, so müßig hier zu liegen! ... Aber wenn ich wieder das Bett verlasse, Vater, dann sollst Du sehen, wie ich Alles nachholen werde! Bis nach Mitternacht will ich arbeiten ... Für Dich, Vater, glaube mir, nur für Dich ... Aber ...«

Ein tiefer Seufzer erstickte ihre Stimme, ohnmächtig sank sie auf das Kissen zurück, während ihre Hand sich krampfhaft, an die des Vaters klammerte.

»Ich fürchte, Vater ... ich fürchte ... es ist zu spät,« hauchte sie todesmatt. »Es ist gewiß vorbei, ich fühle es!« setzte sie noch leiser hinzu, während die andre Hand nach dem Herzen fuhr, das schon zu brechen drohte. »Meine letzten Kräfte schwinden, mein Herz thut so weh, der Schmerz hier in der Brust ... Oh ...!«

Rose schloß das Auge; Fromm empfand einen heftigen Druck ihrer Haut, der Schmerz durchzuckte das arme Wesen der Art, daß sich ihr Körper hob und dann wieder mit einem Aechzen zurück sank.

Fromm saß da, wie eine massive Bildsäule, ohne sein Auge vom Boden loszureißen, während sein Kind sich im Todeskampfe wand.

Hedwig, welche das Beisammensein von Vater und Kind nicht hatte stören wollen und glücklich in dem Gedanken war, daß Rose's einziger heißer Wunsch noch in Erfüllung gegangen, trat eben in das Zimmer zurück, als sich abermals die Thür öffnete und zwei neue Gestalten herein traten. Es schien, als solle das sonst so stille Gemach heute der Sammelpunkt der seltsamsten Erscheinungen werden.

Ein Laut der Ueberraschung entfuhr zugleich Naumann's und Juliens Munde, denn der erstere erkannte den alten Salomon, die andre sah in der hinter diesem eintretenden hohen und gebückten Gestalt den unglücklichen Vater, den sie nach dem flüchtigen Wiederfinden in dem Polizei-Gewahrsam nicht mehr gesehen hatte.

Während Julie vom Sessel aufsprang und dem Vater entgegen eilte, stand der alte Salomon einen Augenblick

unschlüssig da, bis er Naumann erkannte und sah wie dieser sich bemühte, sich im Sessel aufzurichten, aber betroffen wieder zurück sank, als er Julie in einen Freudenruf ausbrechen hörte:

»Mein Vater! Mein armer, unglücklicher Vater! ... Friedrich,« setzte sie hinzu, indem sie sich halb zu Naumann zurück wandte, »was ich Dir mitzutheilen noch nicht vermochte, Du siehst es hier lebendig vor Dir, meinen wieder gefundenen Vater, den ich seit meiner Kindheit vermißte!«

Naumann warf einen scharfen, forschenden Blick auf den Baron von Grimmer; ihm war's, als erinnerten ihn die verwitterten Züge dieses Mannes an ein Antlitz, das er vor Jahren oft und gern gesehen, und doch wußte er sich mit seinem Gedächtniß nicht abzufinden. Mit einem flehenden Blick bat er den in seiner Nähe stehenden Gerhard, ihm beim Aufstehen behülflich zu sein.

Salomon, als er das Zimmer überschaut, war zur Thür zurückgekehrt und verschloß diese vorsichtig, nachdem er einen besorgten Blick auf den Hausflur geworfen. Dann näherte er sich Julie, die sich eben ihrer Freude über das Wiedersehen des Vaters hingeben wollte.

»Vorsicht!« flüsterte er ihr zu. »Sie sehen, ich habe gehalten mein Wort und Ihren Vater gefunden. Er ist dem Polizeigefängniß entflohen, als man ihn bringen wollte in die Untersuchungshaft. Man verfolgt ihn sicherlich; ich fand ihn bei einem meiner Agenten, als ich suchte meine Tochter, ich hab' ihn heimlich in einem Wagen gebracht

hieher, wo man ihn nicht wird finden, wenn wir sind auf der Hut!«

Erschreckt wandte sich Julie zum Vater zurück, als eben der alte Fromm aus dem Kabinet trat. Sein Blick fiel auf Grimmer, während er den Ausgang suchte.

»Mein verschwundener Schlafkamerad!« brummte er vor, sich hin und schnell überlegend, daß hier etwas zu erobern sei, da er seinen Kameraden in so anständiger Gesellschaft fand, trat er zu ihm.

»Freut mich, Euch wieder zu sehen!« sagte er, indem er Grimmer die breite Hand auf die Schulter legte. »Ihr solltet aber jetzt was für mich thun, da ich Euch doch so bereitwillig ein Obdach gegeben! Meine Tochter ist eben da drüben gestorben und ich weiß nicht, woher ich die Begräbnißkosten nehmen soll!«

Fromm sprach dies so laut und mit so derber Stimme, daß Alle im Zimmer über die Herzlosigkeit, mit welcher dieser Unmensch von dem Verscheiden dieses Kindes sprach, ein Schauer überlief. Hedwig stieß einen Schreckenslaut aus und eilte in's Kabinet.

»Rose todt! Unmöglich!« rief sie, im Kabinet verschwindend.

Gerhard, obgleich dem inneren Zusammenhange und der Bedeutung aller der Scenen, deren Zeuge er hier ward, ziemlich fremd, fühlte doch die schreiende Dissonanz, welche das Erscheinen dieses Menschen hier verursachte, er sah, wie peinlich dieser Mensch allen Anwesenden war.

»Hier, lieber Freund,« sagte er, ihm ein Goldstück reichend. »Wir kennen uns bereits! Ihr habt mir kürzlich einen Dienst geleistet, für den ich noch in Eurer Schuld bin. Geht! Wir sehen uns vielleicht noch einmal wieder!«

Fromm's rothes Gesicht leuchtete, als sein Auge auf das Goldstück fiel. Ohne ein Wort zu sagen, mit einer plumpen Verbeugung entfernte er sich, um das Geld sogleich in's Wirthshaus zu tragen und im nächsten Augenblick seines armen Kindes zu vergessen.

Wir übergehen hier das Wiedererkennen zwischen Grimmer und Naumann, die sich in jener kleinen Residenz kannten, in welcher der damalige junge Virtuose Friedrich Sieghardt begegnete. Der Anblick des letzteren war für den unnatürlichen Vater, der damals sein eignes Kind verleugnen konnte; ein Stich in's Herz und der finstere Ausdruck, der für einige Momente verschwunden war, trat wieder auf sein Antlitz zurück.

Der Anblick Hedwig's, die mit Thränen in den Augen in's Zimmer zurückgekehrt war, das so warme Familienbild, welches sich dem mit der ganzen bürgerlichen Gesellschaft zerfallenen Grimmer hier darbot, war allerdings geeignet gewesen, die Kruste zu erweichen, die sich um sein von Haß und Menschenfeindlichkeit erfülltes Herz gelegt, aber die Zeit war für ihn gekommen, wo die Ueberzeugung, daß seine körperliche Unfähigkeit, sein Alter ihm nicht mehr gestattete, seinen Leidenschaften zu fröhnen, ihn in einer Verbitterung, einer Verbissenheit erhielt, die es ihm unmöglich machte, ein

Zeuge fremden Glück zu sein. Wer ein ganzes Leben hindurch im Kriege mit der Gesellschaft, auf der Flucht vor den Pflichten gelebt, welche die Natur uns als heiligste Bande auferlegt, wer mit der schnödesten Herzlosigkeit selbst diejenigen verleugnet, die er an sein Dasein gekettet, denen er selbst das Dasein gegeben, wird selbst in der Liebe, in den Wohlthaten derer, gegen welche er gefehlt, nur etwas Feindliches erblicken und nie bereit sein, feurige Kohlen, auf seinem Haupte sammeln zu lassen. Auch die Rührung, in welche ihn das unerwartete Wiederfinden seiner Tochter versetzte, war deshalb nur eine augenblickliche Aufwallung, die sich bald wieder mit Gewissensbissen verband, und in der mahnenden, vorwurfsvollen Stimme, die er in sich selbst hörte, sah er nur einen neuen Feind, der sich ihm gegenüber stellte. Grimmer war unfähig geworden zu *empfinden*, die unveräußerlichsten Instincte des Menschen waren in ihm längst erstickt, er *glaubte* nicht mehr daran, daß es Jemand mit ihm wohl meinen könne, und der warme Hauch der Versöhnung, der Liebe und Herzlichkeit, welcher ihn hier im Zimmer anwehte, vergiftete ihm die Atmosphäre. Dahinzu kam noch das Bewußtsein der persönlichen Unsicherheit, der Gedanke, daß er jeden Augenblick als entsprungener Verbrecher hier ergriffen und wieder in das Gefängniß zurück geschleppt werden könne, nachdem es ihm, wie schon oft, auch diesmal wieder gelungen, die Wachsamkeit seiner Kerkermeister zu täuschen.

Vergeblich waren daher die liebevollen Worte Juliens, deren ganzes Wesen heute eine Harmonie zeigte, welche

ihr sonst fremd war; vergeblich war der Händedruck Naumann's, als dieser in ihm einen alten Freund begrüßte; Grimmer zuckte zusammen, als Hedwig, nachdem sie gehört, wer der Mann sei, der ihr vor Kurzem solche Furcht eingeflößt, zu ihm trat und ihm die Hand küßte. Grimmer's Blick war unstät und scheu; er vermied die Blicke seiner Angehörigen und heftete das Auge bald mißtrauisch auf Gerhard, der als stummer Zeuge dieser seltsamen Familienscene in der Fensternische lehnte und keine Ahnung davon hatte, daß dieser herabgekommene Mann sein Oheim sei, bald auf die Thür, als fürchte er, daß diese sich öffnen werde; bald wieder streifte dies Auge fragend und unzufrieden den alten Salomon, der sich schweigend in eine Ecke zurückgezogen, sich dort auf einen Stuhl niedergelassen und mit den Händen auf den Knien hin und her rutschend, in wichtige Gedanken versunken zu sein schien.

Endlich erhob auch Salomon den Kopf wieder; er warf aus seinen Luchsaugen einen Blick über die Gruppe, erhob sich und trat zu Naumann.

»Lieber Herr Naumann,« begann er, es ist wohl nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß ich mein Wort zur Hälfte schon habe gehalten. Ich sagte Ihnen, ich wolle Sie machen glücklich, und wenn Sie haben bewahrt getreu was Ihnen meine Tochter hat übergeben in meinem Auftrag, so will ich auch *vollenden*, was ich habe übernommen . . . Sie haben mir gezürnt, Herr Naumann, weil Sie sind getreten früher einmal in Geschäftsverbindung mit mir. Ich

bin es gewohnt, daß diejenigen, denen ich habe geleistet meine Dienste, weil sie mich brauchten, mich verunglimpfen, mir nachsagen, ich sei ein Blutsauger, und nicht bedenken, daß ich doch stets nur wieder verlange von ihnen mein eignes Herzblut, das ich ihnen habe gegeben, weil ich hatte Vertrauen zu ihnen. Niemand ist bisher gewesen, der da hat gesagt: der arme Salomon, er giebt an Schurken und an ehrliche Leute und weil er nicht will werden ruinirt von den Schurken, läßt er sich zahlen von den Ehrlichen! . . . Lassen wir das, Herr Naumann,« fuhr er fort, als dieser ihn unterbrechen wollte, »ich weiß ja, was Sie wollen sagen! Sie sollen erfahren durch mich von einem großen Schurken, der mich hat betrogen um große Summen, mir hat gedroht, als ich haben wollte mein Geld, weil er ist geworden ein großer Herr, und endlich ausgeführt hat einen Streich gegen mich, der ihm aber nicht ist gelungen. Sie werden erfahren, wie der arme Salomon straft die Niederträchtigkeit eines Bösewichts und wie er verfährt gegen ehrliche Menschen. Sie werden dann rufen: ich beneide den armen Mann nicht, weil er muß ringen und kämpfen um sein Eigenthum. das er anvertraut Guten und Schlechten, weil er nicht Jedem sehen kann in sein Herz! . . . Jetzt hab' ich zu sprechen mit Ihnen insgeheim, Herr Naumann, mit Ihnen und dem Herrn von Grimmer! Der Herr von Dörenberg (hier warf er Gerhard einen freundlichen, wohlwollenden Blick zu) wird inzwischen unterhalten die Damen, bis Sie kommen zurück!«

Naumann erhob sich, von Salomon unterstützt, Grimmet; sah in der Aufforderung Salomon's eine willkommene Gelegenheit, einer Situation zu entrinnen, deren Peinlichkeit ihm bereits unerträglich geworden. In dem verödeten Herzen dieses Mannes gab es keine Saite mehr, die zu irgend einem Accorde gepaßt hätte; das innige Aneinanderschließen der Seinigen, die Freude über das Wiedersehen, welche aus Aller Augen glänzte, ihre Zufriedenheit mit dem Schicksal verbitterte ihn nur noch mehr, ließ ihn nur um so empfindlicher fühlen, daß er zu jeder Theilnahme an fremder Freude, fremdem Schmerz unfähig geworden. Selbst in den liebevollen Blicken der Seinigen las er nur stummen Vorwurf, jede Annäherung derselben erschreckte ihn und wenn er sein trotz Salomon's Opfern so reduziertes Kostüm betrachtete, so schämte er sich dessen, ohne gleichwohl das Bedürfniß nach einem besseren zu fühlen, denn dieses correspondirte mit seinem Innern, war gewissermaßen ein treuer Reflex desselben.

Mit ängstlicher Bereitwilligkeit nahm er daher Salomon's Wink auf und erhob sich. Vergebens suchte Julie einen Blick von ihm zu erhaschen, und mit Befremden folgte ihm Hedwig's Auge. Das eingeschüchterte Mädchen mußte sich gestehen, daß sie jetzt eine fast noch größere Furcht vor diesem Manne empfand als an dem Abend wo sie ihn zum ersten Male in so trauriger Umgebung sah; sie wagte nicht, dies der Mutter zu gestehen,

sie lehnte traurig das blonde Köpfchen auf Juliens Schulter, währen diese dem Vater nachschauend regungslos dasaß.

»Mutter,« flüsterte Hedwig, »wenn Du wüßtest, wie es mich schmerzt, die arme Rose verloren zu haben! Sie war mir eine so treue Freundin, die Unglückliche Dulderin! Aber in demselben Augenblick, wo ich ihren Verlust beklage, danke ich dem Himmel, daß er mich nicht allein ließ und mir in *Dir* einen so kostbaren Ersatz gab . . . Ach, Mutter, wie will ich Dich lieben, wie will ich nachholen, was mir die Vorsehung so lange versagte! . . . Nicht wahr, auch *Du* kannst mich lieben, Du *willst* mich lieben? Ich will Dir gehorsam sein, will Dir Freude bereiten, aber Du mußt nachsichtig sein mit meinen Ungezogenheiten! Frag, nur den Herrn von Dörenberg, meinen Spielkameraden; er weiß am besten, was für ein ausgelassenes Kind ich bin! Wir haben einst das ganze Dorf auf den Kopf gestellt, aber Herr von Dörenberg betheuerte mir vorhin, er sei vernünftig geworden und ich will es fortab auch sein! . . .«

Während Hedwig's letzten Worten war Gerhard leise hervor getreten. Hedwig's Antlitz ruhte noch auf der Schulter der Mutter, die liebevoll den Arm um ihren Nacken legte, Gerhard ergriff Hedwig's Hand und drückte einen Kuß auf dieselbe. Verwundert schaute Hedwig auf, mit noch größerer Verwunderung sah sie Gerhard vor sich.

»Ich irrte mich Mutter,« sagte sie lächelnd und in einer Anwendung ihrer ungeborenen Lustigkeit. »Herr von

Dörenberg ist noch ebenso unverständig, wie er sonst gewesen. Aber, das schadet nichts, es soll *mich* nicht hindern, vernünftig zu werden!«

XVIII. DIE ABRECHNUNG.

Zwei Tage waren seitdem verstrichen, während welcher Gerhard und Hedwig gemeinschaftlich mit den nöthigen Vorbereitungen zur Bestattung der armen Rose sich beschäftigten. Gerhard hatte es sich von Hedwig als eine besondere Vergünstigung erbeten, ihrer unglücklichen Freundin ein Begräbniß bereiten zu dürfen, würdig des edlen Herzens, das in kindlicher Liebe sich für einen unwürdigen Vater geopfert. Hedwig ihrerseits sah hierin einen Charakterzug, der ihrem sonst so windbeutlichen Kindheitsgespielen zur höchsten Ehre gereichte, und während Beide wetteiferten, die Leiche und den Sarg mit Blumen zu schmücken, schlang sich zwischen ihnen ein zartes Band nach dem andren.

Wenn Gerhard sobald sie plaudernd bei einander saßen, die Erinnerung an tausend lustige und übermüthige Streiche, welche Beide als Kinder in Zehneck verübt, in Hedwig wach rief, ward es ihm so leicht, dem harmlosen und freudebedürftigen Herzen des Mädchens sich zu nähern, und wenn er am Sarge der armen Rose mit empfand, was Hedwig bewegte, wenn er sich ihr leise näherte und bald sogar die Kühnheit hatte, die Thräne hinweg zu küssen, welche zuweilen über Hedwig's Wange perlte, so stellte sich die letztere zwar anfangs sehr entrüstet, aber wie konnte sie einem jungen Manne zürnen der in

der That, seit sie ihn näher kennen lernte, das edelste Herz, die aufrichtigste Theilnahme für fremden Schmerz an den Tag legte.

Auch der Vater und Julie schienen die Annäherung zwischen Beiden sehr gern zu sehen. Die letztere hatte Gerhard noch an demselben Abend über das enge, verwandtschaftliche Verhältniß aufgeklärt, welches den Namen Grimmer mit dem Hause Dörenberg verband. Seit Gerhard das Recht hatte, Hedwig sein Cousinchen zu nennen, setzte er auch zuweilen eine sehe ernste Miene auf, sprach von wichtigen Plänen, welche sich in seinem Kopfe wälzten seit er zum Herrn und Besitzer der großen Dörenbergschen Güter geworden, und erklärte, sobald, er in Zehneck der traurigen Pflicht genügt, seine Wohlthäterin zur Erde bestattet zu haben, werde er mit großen Ideen heraustreten.

An demselben Vormittage, an welchem Gerhard, ohne seinen Oheim wieder gesehen zu haben (denn vor seinem Anblick empfand er jetzt ein unüberwindliches Grauen), die Stadt verließ, um seiner Wohlthäterin die letzte Ehre zu erweisen und der Beisetzung der Leiche in der Familiengruft beizuwohnen, an demselben Morgen folgten Hedwig, Julie und Naumann der sterblichen Hülle der armen Rose an das Grab. Niemand hatte den unnatürlichen Vater des braven Mädchens wieder gesehen und für Hedwig war es wahrhaft beruhigend, als der rohe, lasterhafte Mensch nicht noch einmal in ihrer Wohnung erschien.

Auch Salomon hatte sich seit jenem Tage nicht mehr blicken lassen. Er hatte mit Naumann und Grimmer lange insgeheim gesprochen, hatte von Naumann das Packet zurückgefordert, welches Rahel ihm ausgehändigt, hatte dann mit Grimmer das Haus verlassen und sich nicht wieder gemeldet.

Als Julie gestern den Versuch gemacht hatte, Rahel zu sehen und ihr den Dank für die Theilnahme zu sagen, von welcher Gerhard so anerkennend gesprochen, hatte sie Salomon's Haus geschlossen gefunden; Niemand hatte ihr geöffnet, wie laut sie auch an der heiseren Schelle gezogen.

Naumann seinerseits schien während dieser Tage sehr zerstreut; er war einsylbig, schüttelte oft den Kopf, als quälten ihn unruhige Gedanken, sprach zum ersten Male zu Julie wieder von ihrer verstorbenen Mutter und zwar in Aeüßerungen, welche diese nicht verstand, und schloß sich dann stundenlang in sein Zimmer ein, während Julie das Gemach ihrer Tochter Hedwig theilte und in der Gesellschaft dieses heitern Wesens von Neuem wieder auflebte.

Sami Salomon, in welchem seit der Schmach der Haus-suchung, welche ihm angethan worden, eine ganze Hölle kochte, war inzwischen nicht so unthätig gewesen, wie es den Anschein hatte. Eines ganzen Tages bedurfte er, um mit Hinzuziehung seines Agenten seine Geschäftsbücher abzuschließen, diesem einzelne Geschäfte, die noch laufend waren, zur Abwicklung zu übergeben, eine Bilanz

zu ziehen, dann sein Comptoir zu schließen und für immer den Geschäften Valet zu sagen.

Er sprach am Abend kaum ein Wort mit Rahel, die leichenblaß und in sich gekehrt dasaß; erst kurz vor der Stunde, um welche sie die Ruhe zu suchen pflegten, setzte er sich zu ihr, nahm ihre Hand und blickte ihr mit väterlichem Wohlwollen in das bleiche Antlitz.

»Rahel, mein Kind,« sagte er feierlich. »Ich sehe, Du bist angegriffen, Du leidest unter der Schande, die man hat zugefügt dem ehrlichen Hause Deines Vaters. Wir werden verlassen alle Beide dieses Haus, wo mich Alles erinnern würde an die Schmach, die mir hier ist widerfahren. Du bist jetzt zwanzig Jahre alt, Rahel; ich hätte schon lange müssen besorgt sein dafür, daß Du Dir gründest Deinen eigenen Herd. Schon seit einem Jahr hat mir Aron gemacht die besten Vorschläge, mir genannt die bravsten und reichsten Schwiegersöhne, aber ich habe mich nicht können entschließen, fortzugeben mein einziges Kind und allein und verlassen zu sein. Ich habe gethan sehr Unrecht, Rahel; ich sehe es ein und habe Aron gegeben die Vollmacht zu suchen einen Schwiegersohn, der meiner Rahel ist würdig. Morgen sollst Du erfahren mehr, Rahel! Jetzt geh' zu Bett, mein Kind, und verlaß Dich auf Deinen Vater, der Alles wird ordnen zum Besten!«

Rahel war noch bleicher geworden als vorher; ein Zittern schüttelte ihren ganzen Körper; sie wollte antworten, wollte den Vater beschwören, sie nicht unglücklich zu machen, aber die Zunge versagte ihr den Dienst und

fast war es ihr eine Wohlthat, als der Vater sich ebenso ernst und feierlich erhob, einen Kuß auf die bleiche Stirn des Mädchens drückte, ohne ihre Angst zu bemerken, und sich dann in sein Schlafgemach begab.

Am andern Morgen verließ Salomon zeitig das Haus und vergaß seiner Tochter den Morgengruß zu bringen. Rahel weinte den ganzen Tag hindurch; der Gedanke, an einen Mann verhandelt zu werden, den sie nicht lieben könne, war ihr fürchterlich. Sagte sie sich auch selbst, daß sie ihre stille und unerwiederte Liebe ersticken müsse, ein Gefühl, eine Leidenschaft dieser Art ist nicht so leicht zu bewältigen, und das Herz des armen Mädchens pochte so heftig und rastlos, daß ihr zuweilen der Athem versagte.

Wie sollte sie dem Vater entgentreten, wenn dieser zurückkehrte? Konnte sie ihn zum Mitwisser ihrer unglücklichen Liebe machen? Nimmermehr! Alles was ihr blieb, war die Bitte, sie nicht an einen Mann zu verkaufen, den sie nicht lieben könne, sie noch an der Seite des Vaters zu lassen.

Aber Salomon blieb aus und erst spät am Abend kehrte er mit vor innerer Aufregung gespannten Zügen heim, aß und trank nichts und suchte nach wenigen an seine Tochter gerichteten Worten sein Schlafgemach.

Zu Rahel's eigner Unruhe kam jetzt noch der Gedanke, was den Vater in eine Stimmung versetzen könne, in welcher sie ihn nie gesehen, mochte er auch die wichtigsten Geschäfte auf Händen haben.

Als Salomon in seinem kleinen Schlafgemach allein war, setzte er sich auf den Bettrand, bedeckte das kahle Haupt mit dem schwarzen Käppchen und fuhr dann nach seiner Gewohnheit mit den Händen über die Knie.

»Es ist jetzt Alles geschehen,« murmelte er vor sich hin. »Der stolze Mann, der schamlose Betrüger ist dem Richter überantwortet. Ist dem weltlichen Richter die Anklage, welche dieses Actenstück des alten Wagner enthält, nicht genügend, um einen einflußreichen Schurken an den Galgen zu bringen, so wird doch die Welt davon erfahren, *sie* wird ihn richten und seine hohe Stellung wird verloren sein. Ich aber werde dann vor ihn hintreten, wenn er aus dieser Stellung gestürzt ist, werde ihm die Wechsel halten vor Augen, die ich heimlich habe angekauft, und werde fordern von ihm die Bezahlung. Und wenn er diese Bezahlung nicht kann leisten, werde ich ihn in den Schuldthurm bringen lassen, vor dem ihn Niemand mehr wird retten, wenn er nicht mehr ist der vornehme und einflußreiche Kammerherr, vor dem Alle haben gezogen den Hut ... Ich hatte auch übergeben den unglücklichen Grimmer sicheren Leuten, die ihn sollten festhalten, damit er könne aussagen vor Gericht, wie ihm, als er auf seinen Irrfahrten von der Polizei verfolgt, sich nach Schloß Zehneck geflüchtet und in der Bodenkammer des alten Wagner acht Tage lang heimlich ein Obdach gefunden, der alte Diener selbst gebeichtet, was er damals gesehen hat in jener Nacht, als geschah die Schandthat im blauen Zimmer von Zehneck; ich wollte auch *ihn* noch machen vernünftig und

glücklich, weil ja auch er ruinirt ist worden durch diesen Schurken, als er den alten Baron überredete, die arme Tochter zu enterben; ich habe es gemeint sehr gut mit ihm, aber er ist uns wieder entsprungen und es ist unmöglich, ihn zu finden. Glücklicherweise hat er mir gebeichtet und auf Zehneck habe ich auch erfahren, wie die alte Baronin das Actenstück kürzlich in dem vermauerten Zimmer fand, als der Verwalter des Schlosses die Wand einschlagen ließ, weil die Dienerschaft im Schlosse behauptete, gerade so wie es sonst aus dem Boden des Schlosses in der Nacht immer habe gepoltert, so geschehe es seit Jahren in den vermauerten Zimmern der Comtesse Camilla. Der alte Wagner hat dem liederlichen Grimmer selbst gesagt, er habe das Actenstück heimlich in das Zimmer gebracht, indem er sich Nachts die Wand geöffnet und ebenso heimlich wieder die Lücke geschlossen habe. Der alte Wagner hat nicht werden wollen zum Verräther, um der Familie nicht die Schande zu machen; er hat aufgezeichnet Alles, was er während der Lebzeiten des alten Barons als sein Diener miterlebt, und hat auch die Familien-Chronik und das Tagebuch des alten Barons bei dessen Tode bei Seite gebracht, damit es nicht komme in die Hände der Söhne, die niemals gezeigt haben irgend welche Pietät für den Vater. Er hat Alles bei Seite geschafft, der alte Wagner, namentlich das große Tagebuch des alten Barons, worin der alte hypochondrische Mann das Bekenntniß abgelegt, daß er in demselben Zimmer, in welchem der Brudermord geschah, einst seinen besten Freund im Zweikampf erstochen und daß er

heimlich mit dem alten Wagner die Leiche des Unglücklichen Nachts auf den Boden geschafft, bis man sie in der nächsten Nacht im Parke verscharrt. Niemand hat erfahren die That, der Geist des ermordeten Freundes aber ging seitdem um auf dem Schloßboden und der alte Wagner behauptete, jedesmal wenn etwas Ungewöhnliches geschehe in der Familie, höre man es poltern unter dem Dach. Gras ist gewachsen über der Leiche des unglücklichen Freundes und Gras ist gewachsen über der Leiche des ermordeten Bruders, aber der alte Salomon lebt und wird den Brudermörder vor's Gericht ziehen . . . Die alte Baronin, der Wagner auf seinem Sterbebette gebeichtet, hat auch nicht wollen ziehen zur Verantwortung den Mörder ihres Gatten, um nicht Schande auf den Namen ihres Hauses zu bringen, ja sie hat nicht einmal gewagt, das Actenstück aus dem vermauerten Zimmer hervor zu holen, weil ihr graute vor demselben; erst der Zufall hat es bei Zeiten noch an's Tageslicht gebracht, und ist keiner der Familie, der es unternimmt, den Schurken, den Mörder der Gerechtigkeit zu überliefern, der alte Salomon hat den Muth, mit ihm abzurechnen, weil er ihn hat betrogen um enorme Summen, die er hat geliehen von mir und mir nie wieder bezahlt mit der Drohung, mich als Wucherer zu bringen in das Zuchthaus. Damals hab' ich's mir lassen gefallen, ich habe geweint vor Wuth, denn ich war leichtsinnig genug gewesen, mich in seine Hände zu geben; heute ruft der alte Salomon: Auge um Auge! Zahn um Zahn! Er kann mir nichts mehr beweisen, ich aber kann ihm beweisen, daß er ein Brudermörder!

Und an demselben Tage, wo ich den Schurken im Gefängniß weiß oder wo ich sehe, daß die Welt mit Fingern auf ihn zeigt, will ich seinem Neffen zurückgeben seine Schuldscheine und sagen: Herr Baron, der arme Salomon hat einst große Summen an Einen Ihres Namens verloren, aber der arme Salomon ist trotzdem jetzt der *reiche* Salomon. Nehmen Sie zurück Ihre Scheine, Herr Baron, und zahlen Sie mir nicht *mehr* als Sie haben erhalten von mir, nicht mehr als was ist recht und billig!«

Ein zufriedenes Lächeln strich über Salomon's Züge. Die ganze Wuth, die seit langen Jahren in ihm gegen den Kammerherrn kochte, fand jetzt Befriedigung in einem Gedanken, den er durch die Zähne flüsterte:

»Heute Abend . . . Diesen Augenblick sitzt der Staatsanwalt schon an seinem Pult und liest die Geschichte des Brudermordes, wie sie aufgezeichnet hat der alte Wagner, und morgen früh will ich gehen zu ihm und erzählen ihm, was heute hat gelesen der Staatsanwalt und was dazu sagen wird die Welt und der Richter! Und von ihm will ich gehen zu dem jungen Baron und zu ihm sprechen: Herr Baron, Ihr Vater und die Brüder Ihres Vaters haben auf Anstiften des Kammerherrn die Mutter des unglücklichen Weibes, das schutzlos in der Welt umher gerirt wie die Mutter selbst, um ihr Erbtheil gebracht. Namann's unglückliches Weib hat einen Anspruch auf das große Vermögen, das jetzt gefallen ist in Ihre Hände; geben Sie den Armen von Ihrem Ueberfluß und sein Sie großmüthig gegen die Unglücklichen, wie es Salomon gegen *Sie* ist, da Sie doch glücklich sind! . . . Und wenn all

das ist geschehen, will ich such für das Glück und die Zukunft meiner armen Rahel sorgen, die allein sitzt und sich grämt, und ihr einen Gatten suchen, mit dem sie auch soll glücklich sein, wenn der alte Salomon legt zur Ruhe sein Haupt, das jetzt ist müde genug und der Sorgen viel zu viel hat tragen müssen . . . «

Am nächsten Morgen erschien François mit allen Zeichen des Erstaunens auf seinem dummen Antlitz vor dem Kammerherrn, als dieser eben seine Toilette beendet und seine Equipage bereits vor der Thür stand. Der Kammerherr wußte stets, wenn er diese Miene seines Dieners sah, daß irgend ein unliebsamer Besuch da sei, über welchen François hinsichts des Abweisens oder Anmeldens im ist Zweifel war. Hochmüthig verdrossen blickte er dem Diener entgegen.

»Gnädigster Herr Kammerherr,« begann François, »es ist ein Mensch draußen, der sich durchaus nicht fortweisen lassen, will. Ein Mensch, der . . . «

Gleichgültig blickte der Kammerherr in den Spiegel zurück, um François ausreden zu lassen, denn dieser kannte alle Diejenigen, welche mit Geldforderungen kamen, er hatte in Betreff derselben die gemessensten Befehle, es konnte sich also diesmal nur um eine Person handeln, die überhaupt lästig war.

François aber redete nicht weiter, er stockte verlegen und blickte in noch größerer Verlegenheit zurück, als

er zu seinem Schreck im Vorzimmer Schritte und ein trocknes Hüsteln vernahm. Indeß sich schnell entschließend machte er Kehrt zur Thür und erreichte dieselbe eben als Sami Salomon in seinen schwarzen Sonntagskleidern, die er nur ausnahmsweise anlegte, bereits auf der Schwelle des Zimmers stand.

»Sie werden mich *nicht* weisen ab, Herr Kammerdiener, wenn ich habe dringend zu sprechen mit dem Herrn Kammerherrn!« begann Salomon mit bewegter Stimme, aber doch in einem Ton, welcher bewies, daß er nicht die Absicht, hatte, das eroberte Feld so leicht wieder aufzugeben. »Sie haben nicht gewollt melden den alten Salomon dem gnädigen Herrn Kammerherrn, mit dem ich doch habe zu sprechen über die allerwichtigsten Dinge! . . . Sie werden mir erlauben, Herr Baron, setzte er sich halb zu diesem wendend, ohne ihn jedoch anzublicken, hinzu, »Sie werden mir erlauben, daß ich ausruhe meine Glieder, die so erschöpft sind von dem weiten Weg, und ein wenig Athem schöpfen, bis Sie haben die Gnade hinaus zu schicken den Diener, der eben ist gewesen so naseweis gegen mich!«

Mit diesen Worten ließ sich Salomon zum Entsetzen des Kammerherrn in einem der Fauteuils nieder, in welchen bis dahin nur Personen von der höchsten Distinction gesessen, beugte sich auf seinen Krückstock, wiegte gedankenschwer sein kahles Haupt und nickte dabei einige Male vor sich hin.

Der Kammerherr hatte Mühe seine Fassung zu bewahren. Nur zu gut wußte er, wie feindselige Gesinnungen

dieser Mann gegen ihn hegte, seit derselbe wie wir Salomon wiederholt klagen hörten, von ihm um ein bedeutendes Darlehn geschneilt, worden war; er wußte, daß Salomon nur deshalb ihn bisher nicht angegriffen hatte weil er seinen Einfluß fürchtete und weil er wahrscheinlich einsah, daß er sich in seinem früheren Geschäftsverkehr mit ihm aus Habsucht Blößen gegeben, welche von den Gerichten sehr leicht benutzt werden konnten. Nie hätte der Kammerherr diesem Menschen die Frechheit zugetraut, wieder in seine Wohnung einzudringen, seit er den alten Juden einmal zur Thür hatte hinaus werfen lassen, seit er ihm mit einer Denunziation gedroht, die auf Salomon lange eine einschüchternde Wirkung geübt. Jahre waren seitdem verflossen, ohne daß der Kammerherr irgend welche Anfechtung von Salomon erlitten hatte; er mußte daher annehmen, daß der alte Wucherer sich gänzlich zufrieden gegeben habe; wenn derselbe aber jetzt mit solcher Kühnheit wieder vor ihm in seiner Wohnung zu erscheinen wagte, so mußte er sich eines Schutzes bewußt sein, welcher den Kammerherrn erzittern machte.

Starr und schweigend blickte der Letztere den Juden jetzt an. Sein Antlitz verrieth freilich nicht, was in ihm vorging, desto mehr aber seine Sprachlosigkeit, das weit geöffnete Auge, der ängstliche Blick, mit welchem er Salomon fixirte.

Da saß der Jude, der bisher vor ihm gezittert, mit einer Ruhe, einer Sicherheit vor ihm die das Schlimmste

verhieß. Und dieses Schlimmste – der Kammerherr wagte es kaum zu denken! War nicht Salomon heimlich in der Wohnung seines Neffen gewesen? War nicht jenes verhängnißvolle Actenstück seitdem verschwunden, jenes Actenstück, nach welchem auch die Behörde, wie ihm schon am selben Abend unter der Hand mitgeteilt worden, vergeblich in Salomon's Hause gesucht?

Salomon mußte im Besitze dieser Papiere sein. Auch Gerhard hatte sich seit jenem Abend nicht mehr bei ihm sehen lassen; so oft der Kammerherr auch seinen Neffen in dessen Wohnung gesucht, es war ihm unmöglich gewesen, seiner habhaft zu werden . . . Wie, wenn nun Gerhard mit dem Juden unter einer Decke spielte? . . .

Auch daß Salomon vor Kurzem in dem Schlosse Zehneck seinen Besuch gemacht, hatte der Kammerherr durch seine Kundschafter erfahren, und ebenso verdrießlich war ihm die von dort gekommene Nachricht gewesen, daß die ›gnädige Tante‹ kurz vor ihrem Tode die Bestimmung getroffen, Gerhard solle unverzüglich mündig erklärt werden und die Verwaltung der Güter selbst übernehmen.

Daß Salomon und Gerhard in Beziehung zu einander standen, wußte er, das hatte er durch François erst vor einigen Tagen wieder erfahren, das bewies der Besuch des Juden bei seinem Neffen, das endlich hatte Gerhard selbst nie geleugnet. Alles Das wäre aber nicht im Stande gewesen, die verderblichen Pläne, welche der Oheim gegen Gerhard verfolgte, über den Haufen zu werfen,

denn wenn Gerhard das enorme Vermögen selbst verwaltete, so war hundert gegen eins zu wetten, daß er seinem Oheim schon in den nächsten Monaten hinlänglich Gelegenheit gab, auf Bestellung einer Vormundschaft für den jungen Verschwender zu bringen und bei seinem großen Einfluß mußte die Wahl dieses Curators auf *ihn* fallen, die Verwaltung des ganzen Vermögens ging dann also auf ihn über und in dieser fand er dann unfehlbar die Mittel, seine eignen Vermögensverhältnisse wieder aufzurichten. Des Kammerherrn Unglück lag nun aber darin, daß ihm von allen Seiten während der letzten acht Tage die merkwürdigsten Mittheilungen über die gänzliche Umwandlung gemacht wurden, die mit dem jungen Manne vorgegangen sein sollte. Man sah Gerhard nicht mehr in den Kreisen der jungen Lebemänner und Verschwender, er sollte, wie man behauptete, mit ganz obskuren Leuten Umgang pflegen, und gerade er sollte es gewesen sein, der, wie ihm hinterbracht worden, die Caution für die Abenteurerin deponirt hatte, welche auf sein, des Kammerherrn, Betreiben verhaftet worden! Ohne Zweifel waren das Maßnahmen und Schritte von Seiten des jungen Mannes, die der Kammerherr als feindliche zu betrachten Ursach zu haben glaubte. Und was endlich noch zu all Diesem hinzu kam, war die Nachricht, daß der Abenteurer, der Baron von Grimmer, auf dessen Spur ihn Julie durch ihre unvorsichtigen Aeußerungen gelenkt und dem er ebenfalls die Polizei auf die Fersen gehetzt

hatte, gleich nach seiner Verhaftung wiederum entsprungen und trotz allen Nachforschungen nicht aufzufinden war.

Alles hatte sich mithin plötzlich gegen den Kammerherrn verschworen und zwar der Art, daß er, der seit Jahren sich wie ein irdischer Gott erschienen, zum ersten Male empfand, wie schwach die thönernen Füße, auf welchen er als Götze stand.

Zum ersten Male seit langen, langen Jahren war in ihm eine Art von Gewissensregung lebendig geworden. Anfangs, als dieses Gewissen sich zum ersten Male regte, war es ihm, als sei vor eben diesen langen, langen Jahren etwas geschehen, was die Welt ein Verbrechen nenne. Dann, wenn das Gewissen immer wieder laut wurde, war es ihm, stehe er selbst in einer gewissen Verbindung mit diesem Verbrechen, und endlich als es immer lauter in ihm sprach, ward ihm diese Stimme so verständlich, daß er sich gestehen mußte, er *selbst* sei dieser Verbrecher gewesen.

Mit einem hochmüthigen Lächeln suchte er zuerst diese Stimme zur Ruhe zu verweisen; er, der vornehme, der hochstehende, einflußreiche Mann, wie sollte er zu einem Verbrechen kommen! Es war unerhört, wie er sich auf solchen Gedanken ertappte, auf Gedanken so kläglicher Natur! Er überredete sich selbst, daß er in irgend einer Zeitung einen Vorfall gelesen haben müsse, wie er in seiner Erinnerung auftauchte; gewiß mußte ihm irgend

eine öffentliche Gerichtsverhandlung in einem Tageblatte vor Augen gekommen sein, die ihm seine sonst so unerschütterliche Ruhe und Zuversicht raubte.

Aber allmählig nahm diese Gerichtsverhandlung in seiner Phantasie immer größeren Umfang an. Er glaubte auch etwas von einem entsetzlichen Urtheil gelesen zu haben, ja er erinnerte sich des Strafgerichts so genau, daß . . . der Kammerherr schauderte und sich zu überreden suchte, seine Verdauung müsse nicht mehr die normale sein, nur Indigestionen könnten dem Kopfe so alberne Phantasmagorien zuführen, er müsse mit dem Arzte, sprechen und sich mehr körperliche Bewegung verschaffen, um sich vor so unheimlicher geistiger Bewegung zu sichern.

Diese Phantasmagorien hatten nun aber um dieselbe Zeit so verheerend in ihm Platz gegriffen, seit das bewußte Actenstück verschwunden war; sie tauchten zum ersten Male in bedenklicher Weise und zwar in dem Grade, daß sie ihm den Schlaf raubten, in der Nacht auf, als er den vergeblichen Besuch in Gerhard's Wohnung gemacht und von dem Besuche Salomon's in der Wohnung seines Neffen gehört hatte. Seitdem griffen sie in dem sonst so ruhigen und heiteren Gemüthe des Kammerherrn zerstörend um sich wie eine Feuersbrunst; die Nachrichten, welche der Kammerherr täglich bekam, das Ausbleiben seines Neffen, das Erscheinen Salomon's in dem Schlosse Zehneck bei der gnädigen Tante, die Befreiung der beiden Abenteurer, die Fruchtlosigkeit der Haussuchung, alles Dies goß noch Oel in die Feuersbrunst und so kam es

denn, daß der Kammerherr an dem Vormittage, an welchem Salomon in seine Wohnung eindrang, sich wiederum sehr mißgestimmt nach einer schlaflosen Nacht erheben hatte und ein Gespenst zu sehen glaubte, als er den gefürchteten Juden auf seiner Schwelle erblickte.

Wie heftig sein Stolz sich empörte, wie gedemüthigt seine aristokratische Autorität auch durch das Eindringen dieses ihm so verhaßten Menschen war, die Furcht des Kammerherrn vor Salomon war noch größer. Er wollte sprechen, wollte ihm durch seine gewohnte Frechheit imponiren, aber ein Gefühl der höchsten Angst schnürte ihm die Kehle zu; seine Hände bebten, während er sich in seiner Verlegenheit die Cravatte zurecht zu rücken suchte, sein Herz, das sonst so ruhig und unanfechtbar, pochte laut, er fühlte eine Schwäche und Unsicherheit in seinen Gliedern, so daß er sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

François stand noch immer an der Thür, des Winkes gewärtig, um den frechen Eindringling hinaus zu spediren, sah aber mit heimlichem Triumph die Fassungslosigkeit seines Gebieters.

Endlich erinnerte sich auch dieser des Lakaien. Salomon's Worte ließen auf Eröffnung schließen, die kein fremdes Ohr hören durfte. Der Kammerherr hob daher mit Mühe den Arm und winkte ihm zu gehen.

Zaudernd, aber ein noch dummeres Gesicht aufsetzend, entfernte sich François aus dem Zimmer, nicht ohne auf Salomon noch einen forschenden Blick geworfen zu haben.

Dieser blickte François nach, wandte dann sein Gesicht in's Zimmer zurück und streifte dabei mit eurem boshaf-ten Lächeln die Gestalt des Kammerherrn.

»War's mir doch, als müßte ich mich fürchten, Herr Baron, zu betreten so ganz allein Ihre Wohnung, aus der Sie mich schon einmal haben werfen lassen hinaus!« begann Salomon langsam und im Tone einer salbungsvollen Vorrede. »Aber ich habe mich gefragt: *Warum* sollst Du Dich fürchten vor dem gnädigen Herr Baron, der es damals gar nicht gemeint hat so böse! Wird doch der gnädige Herr einsehen, daß Du kommst zu ihm diesmal in der allerbesten Absicht; wird er doch einsehen, daß es besser ist, dem alten und hinfälligen Salomon entgegen zu kommen, ihm anzubieten einen Stuhl und zu ihm zu sagen: lieber Herr Salomon, ich habe es gar nicht gemeint so böse, als ich Ihnen drohte mit den Gerichten, anstatt Ihnen zu zahlen die Summe von funfzehntausend Thalern ohne die Zinsen! Wird er doch gewiß sprechen zu Dir *heute*: lieber Herr Salomon, ich bin von Herzen gern bereit Ihnen zu zahlen, was ich Ihnen schuldig bin und die Zinsen dazu, denn damals hatte ich *Sie* in der Hand, heute haben Sie *mich* in der Hand und wenn Sie wollen, bin ich ein verlornen Mann! ... Wußt' ich's doch, daß der Herr Baron so würde zu mir sagen! ... Nicht wahr, Herr Baron, so sagten Sie eben zu mir, oder sollt' ich mich haben geirrt, so wäre ich betrogen auch um die zehntausend Thaler Wechsel, die ich habe gekauft von Aron und Andern, die auch demnächst fällig werden und die ich

habe gehalten für gute sichere Papiere, so sicher wie die *andern Papiere*, die ich habe gehabt in meinen Händen!«

Der Kammerherr, als er hörte, daß Salomon trotz der traurigen Erfahrung, die er schon einmal in Geldsachen mit ihm gemacht, dennoch die von ihm ausgestellten Wechsel in seine Hände gebracht habe, als er ihn mit so scharfem Accent auf *andere Papiere* anspielen hörte, die er in Händen *gehabt*; habe, die also wahrscheinlich von ihm schon in *andere* Hände übergegangen waren – der Kammerherr war kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, er schwankte zu dem nahen Fenster und stützte sich hier auf die Brüstung, das Auge nach dem Zimmer gekehrt und mit Entsetzen in dem Antlitz Salomon's lesend.

Dieser schwieg; es schien, als erwarte er, auf das Aeußerste gefaßt, die Antwort seines Todfeindes, mit dem er seine Rechnung zu schließen hieher gekommen war. Salomon hatte keine Geschäfte mehr; das letzte derselben abzuwickeln war er eben im Begriff, er hatte also Muße genug, und die Freude an der Angst seines ihm so sicheren Opfers bildete ja eigentlich den Hauptinhalt dieses letzten Geschäftes. Wie auch sein Opfer jetzt sich winden mochte, entgehen konnte es ihm nicht; die persönliche Furcht vor dem Kammerherrn vor seiner Heftigkeit und möglichen Gewaltmaßregeln kannte er nicht mehr; die Wechsel des Barons welche er aufgekauft, waren in Aron's Hand, die verhängnißvollen Papiere in den Händen des Staatsanwalts. Aron glaubte seinen Gegner genugsam zu kennen und richtig zu beurtheilen, wenn

er annahm daß derselbe zum Aeüßersten fähig, wenn er noch einen Ausgang sah, daß er aber vernichtet zusammen brechen werde, sobald ihm jede Rettung abgeschnitten. In seinen Augen war der Baron von Dörenberg ein leichtsinniger Poltron, der es nicht verschmähte, zu den niedrigsten, zu den schändlichsten Mitteln seine Zuflucht zu nehmen (und das bewies sein an dem Bruder begangenes Verbrechen), um seiner Eitelkeit zu genügen und der Welt zu imponiren, der aber feig um Gnade flehen werde, sobald er die strafende Hand des Gerichtes über sich ausgestreckt sehe. Darauf hin war Salomon's Plan berechnet; er, der, wie wir ihn häufig klagen hörten von der Welt so oft gemißbraucht worden, weil er sich stets auf die gefährlichsten Operationen eingelassen hatte, um Reichthum zu sammeln; er, der so oft schon einen großen Gewinn in Händen zu haben geglaubt und plötzlich durch die Niederträchtigkeit dessen, dem er in seiner Habsucht vertraut, um den ganzen Gewinn betrogen worden; er, der, indem er so Vielen vertrauen mußte, natürlich sehr oft getäuscht worden; er hatte neben dem Reichthum auch zugleich Menschenkenntniß gesammelt und da er den Kammerherrn Jahre lang insgeheim beobachtet, ihn immer in der Hoffnung auf eine endliche Vergeltung heimlich im Auge behalten, er glaubte, sich in dem die Charakter dieses Mannes nicht mehr irren zu können. Ist's doch so leicht, *den* zu erkennen und richtig zu beurtheilen, der die uns offen gezeigt, wer und was er ist!

Der Kammerherr in seiner sorgfältigen Promenadentoilette, die trotz der inneren Unruhe, deren Opfer er seit acht Tagen schon war, von ihm nicht im geringsten vernachlässigt worden, stand Minuten lang da wie ein Bild des Jammers. Alle die schrecklichen Träume, welche ihn beunruhigt, erschienen verwirklicht in der Person des Juden vor ihm, den er so lange bemitleidet, verachtet wie einen Wurm, den er in seiner Größe jeden Augenblick zertreten könne. Wie oft hatte er vor sich hingelacht, wenn er sich erinnerte, wie er den schlaunen Juden einmal überlistet und ihn um eine bedeutende Summe betrogen, wie er die Habsucht desselben damals der Art auf die Probe gestellt, daß es in des Kammerherrn Hand lag, Salomon in das Zuchthaus zu bringen; und jetzt . . .

Das Antlitz des Barons begann sich plötzlich wieder beleben; der Unglückliche sah sich in derselben Enge, in welcher selbst eine Maus sich zur Wehre setzt. Noch einmal leuchtete sein Stolz auf, noch einmal bäumte sich in ihm die alte Zuversicht, die ihm bisher über das Schlimmste hinweggeholfen.

Langsam richtete er sich in der Fensterbrüstung auf, sein Antlitz suchte die alte, selbstbewußte Miene wieder anzunehmen; war er nicht der Kammerherr von Dörenberg, von dem ein Wink genügte, um eine so elende Creatur wie diesen Juden zu vernichten? War es nicht eben seine Stellung in der Welt, die ihn mit all den gewagten (er dachte nicht: gemeinen) Streichen, welche er schon verübt, bisher so unangreifbar gemacht? Hatte er

nicht alle seine Gegner, so oft sie ihm die Zähne zu weisen versucht, zu nichte gemacht, und dieser Wurm, der so gekrümmt und scheinbar demüthig ihm gegenüber zu erscheinen wagte, dieser Wurm glaubte es mit ihm aufnehmen zu können? Während Salomon wieder vor sich hinblickte, warf der Kammerherr ihm einen Blick zu, in welchem Haß und Verachtung leuchteten; ein höhnisches Lächeln glitt über seine bis dahin ängstlich gespannten Züge. Er trat an den Tisch und, setzte mit fester Hand die kleine silberne Schelle in Bewegung. Salomon that, als bemerke er dies nicht; regungslos saß er da. Der Diener trat ein und blieb erwartungsvoll an der Schwelle stehen.

»François!« sagte der Kammerherr, indem er so viel Sicherheit in seinen Ton legte, wie ihm seine Aufregung eben gestattete. »Geh' auf der Stelle zum Polizeirath Halter! . . . Ich lasse ihn bitten, mir eiligst seinen Besuch, zu schenken!«

Mit einer stummen Verbeugung und einem schadenfrohen Blick auf Salomon trat der Diener ab.

»Machen sich der Herr Baron nicht so viel unnöthige Mühe!« sagte Salomon ohne aufzublicken. »Wird doch der Herr Polizeirath hier sein sehr bald ohne Ihre Aufforderung, um zu machen seine Aufwartung dem allmächtigen Kammerherrn von Dörenberg im Auftrage des noch allmächtigeren Herrn Staatsanwalts, der so neugierig ist, von dem Herrn Kammerherrn über eine alte, ganz alte Geschichte Aufklärung zu verlangen, die passirt ist vor vielen, vielen Jahren im blauen Zimmer des Schlosses Zehneck. Incommodiren sich daher der Herr Baron

ja nicht, und sollte man hier halten eine Haussuchung in der vornehmen Wohnung des Herrn Barons, wie man sie gehalten hat in dem simplen Hause des alten Salomon, was kann sie haben Gefährliches, da die Geschichte schon ist so lange her und keine Spur mehr von Dem ist, was ausgesagt hat der alte Wagner, der einen Brudermörder hat hinausschlüpfen gesehen aus dem Schlafgemach des unglücklichen Rittmeisters von Dörenberg in derselben Nacht, um dieselbe Stunde, als man ihn fand schwimmend in seinem Blute.«

Salomon's Ohr lauschte aufmerksam auf jede Bewegung des Kammerherrn, während er sprach. Ein leises Geräusch reichte deshalb hin, ihn zu unterbrechen.

Mit einem schlaun Seitenblick blinzelte er zu dem Kammerherrn hinüber; er sah, wie dieser sich krampfhaft an die Fensterbrüstung klammerte und das Auge starr, mit verzerrten Gesichtszügen, auf den Boden heftete.

Die Wirkung seiner Worte machte ihn nur noch rachedürstiger. Mit eiserner Ruhe, ohne die geringste Bewegung und in demselben gleichgültigen Tone fuhr er fort:

»Der Herr Baron haben unmöglich etwas zu fürchten von den Behörden; die Gerechtigkeit ist blind und wird nicht sehen und finden die Missethaten eines Mannes, der so hoch steht in der Welt. Der Herr Baron brauchen nur einen Wink zu geben und man verhaftet die unschuldige Tochter Ihrer Schwester, der armen Comtesse Camilla, die hat untergehen müssen in Mangel und Elend. Der Herr Baron brauchen nur zu winken und man schleppt

den Gatten der Comtesse in's Gefängniß, um dessen willen die arme Comtesse ist enterbt worden, damit der Herr Kammerherr ihr Vermögen konnte vergeuden. Der Herr Baron brauchen nur zu wünschen, so eilt die Polizei in das Haus des armen Salomon und durchsucht alle Ecken nach Papieren, die inzwischen schon gewandert sind in die Hände des Staatsanwalts und die man deshalb nicht hat finden können, um sie in des Herrn Baron Hände zu geben. Des alten Wagners Zeugniß hat aus dem Grabe heraus gesprochen, der Gatte der unglücklichen Comtesse hat das Zeugniß eines fürchterlichen Verbrechens auch aus dem Munde des braven alten Dieners gehört und ist auf freien Füßen, um dieses Zeugniß vor dem Richter zu wiederholen . . . Keiner hat gehabt den Muth aufzutreten als Kläger gegen den vornehmen Kammerherrn! Die Wittve des Gemordeten hat ihr Leben hingeschleppt, trauernd um den entsetzlichen Tod ihres Gatten und ahnend, *wer* der Mörder sei, aber selbst als sie das Zeugniß des alten Wagner kannte, wollte sie nicht auftreten gegen den Mörder. Des unglückliche Baron Grimmer wollte nicht auftreten als Kläger, weil die Gerichte ihn selbst suchten und weil er nicht den Muth hatte. Der junge Herr Gerhard von Dörenberg hat die Anklage nicht gewagt, seit er von dem Verbrechen hörte, nur Einer . . . Einer wagte es: der alte Salomon, der mit dieser Anklage hat abgeschlossen seine Rechnung mit einem Schurken, den er verachtete, den er haßte seit Jahren und den er sich geschworen hat zu liefern in die Hände der Gerechtigkeit, daß alle Welt zeigen sollte mit Fingern auf den

Brudermörder, daß er ausgestoßen werde von der ganzen Gesellschaft, daß er . . . «

Ein dumpfes Geräusch unterbrach Salomon wiederum; diesmal war es so heftig, daß er mitten in den süßen, ihm so schmeichelnden Gedanken endlich befriedigter Rache auffuhr und zum Fenster blickte.

Dort lag der Kammerherr auf dem Teppich ausgestreckt und sich in heftigen Convulsionen windend.

Eben erhob sich Salomon, fast betäubt durch diese Wirkung seiner Rede; eben trat er furchtsam näher, als der am Boden liegende Unglückliche einen lauten Schrei ausstieß und die Glieder von sich streckte.

Behutsam schlich Salomon näher, ohne jede Anwendung von Mitleid, denn der Haß dieses Mannes war zu incarnirt, als daß irgend ein andres Gefühl in ihm hätte Platz greifen können.

Schweigend, auf seinen Stock gelehnt, das runzliche, bleiche Gesicht vorgebeugt, blieb Salomon stehen. Sekunden, Minuten lang verharrte er unbeweglich in dieser Stellung, den Unglücklichen scharf beobachtend.

Endlich, als dieser kein Glied mehr rührte, als er keinen Laut von sich gab, trat Salomon in derselben vorsichtigen, gebeugten Haltung einige Schritte näher. Er mißtraute dem Kammerherrn in dem Grade, daß er hier eine Finte witterte, und näherte sich ihm, wie man sich einem wilden Thiere nähert.

»Gott Abraham's!« murmelte Salomon endlich vor sich, hin. »Er ist todt! Er ist entlaufen dem Gericht, ich

werde ihn nicht sehen auf der Armsünderbank, und alle meine schönen Träume werden sein vergebens! . . . Er ist todt . . . todt!« wiederholte er mit zitternden Lippen, indem er sich über das Antlitz des Daliegenden beugte, auf welchem die Schminke wenig Veränderung zugelassen hatte. . . . »Todt ist er!« seufzte er nochmals, indem er es wagte, in das offene, verglaste Auge des Kammerherrn zu blicken, und verzweifelnd über diese entsetzliche Wahrheit, die ihn in der That um seinen ganzen Triumph betrog, sank er in kurzer Entfernung auf die Knie.

In dem Kammerherrn hatten die fürchterlichen Worte des Juden eine jähe, vernichtende Wirkung hervorgebracht. Schon seit acht Tagen hatten wüste Träume seine Nächte beunruhigt, Schreckensbilder ihn auf Schritt und Tritt verfolgt; das Erscheinen Salomon's hatte alle diese Träume verkörpert und diese Schreckensbilder standen in fürchterlicher Plastik vor ihm. Als nun Salomon mit so entsetzlicher Ruhe ihm auseinandersetzte, daß Alles was er gefürchtet, die schlimmste Wahrheit sei, als Salomon ihm eröffnete, daß die Papiere bereits in den Händen des Staatsanwalts, da überkam ihn eine Todesangst, das Blut drängte in ihm zum Gehirn, es ward schwarz vor seinen Augen, ein Schmerz von der Schnelle des Blitzes durchzuckte ihn und leblos, vom Schläge getroffen, sank er zu Boden.

Salomon war in der That um sein Opfer betrogen. Er, der so lange mit größter Geduld auf den Tag der Vergeltung gewartet, hatte jetzt, da sein Opfer ihm nicht mehr entgehen konnte, so wenig Mäßigung, daß er sich selbst

um seinen Triumph brachte. Er war der Meinung gewesen, es bedürfe bei einer Natur wie der des Kammerherrn ungewöhnlich starker Dosen, weil er nicht wußte, wie heftig die Angst schon während der letzten Wochen an dieser Natur gerüttelt.

Jetzt kniete er da, betrogen nicht nur um das, was eben der ursprüngliche Grund seines Hasses gewesen, betrogen um die Wechselsummen, die er aufgekauft, um den Kammerherrn in's Schuldgefängniß bringen zu lassen, falls wirklich von den weltlichen Gerichten sein Verbrechen nicht durch das Zeugniß eines Todten als constatirt betrachtet wurde, betrogen auch um die Hoffnung, die Welt mit Fingern auf einen Mann weisen zu sehen, der wenigstens in dem dringenden *Verdachte* des scheußlichsten Verbrechens, des Brudermordes stand.

»Gott meiner Väter!« murmelte Salomon mit gebeugtem Haupte, ganz entmuthigt vor sich hin, »soll denn nicht hienieden gestraft werden, was hienieden ist gefrevelt; ich übergebe ihn droben *Deinem* Gericht!«

Muthlos ließ er das Kinn auf die Hände sinken, während diese sich auf den Stock lehnten; ihm war's, als sei ihm plötzlich das Leben um seinen ganzen Inhalt betrogen. Kein Frösteln wehte ihn an, während sein Auge auf der Leiche haftete. Stunden lang hätte er sich noch weiden können am Anblick des ihm entrissenen Opfers.

Plötzlich jedoch störte ihn ein Geräusch im Vorzimmer; er blickte langsam auf und sah François mit verstörtem Gesicht hereinstürmen, aber zurückprallen vor dem Schauspiel, das sich ihm hier darbot.

Sprachlos stand der Diener da, während Salomon's Auge mit seltsamem, ihm unverständlichem Ausdruck auf ihm ruhte.

»Er ist todt . . . todt!« erklang Salomon's Stimme mit sonderbarer Feierlichkeit. »Er ist der Gerechtigkeit entronnen, aber nicht seinem Richter! Er steht jetzt Auge in Auge droben, seinem Bruder gegenüber, den er ermordet um des elenden Geldes willen, und wenn die Häscher kommen, die er bei Lebzeiten Andern auf die Fersen zu hetzen verstand, wenn sie kommen, die Du eben rufen solltest, so werden sie finden nur die Leiche des Brudermörders und wieder fortgehen mit leeren Händen! . . . Thu jetzt Deine letzte Schuldigkeit gegen Deinen Herrn, den Du hast betrogen, wie er hat betrogen Andre!« setzte Salomon mit großer Ruhe hinzu, indem er sich erhob, während François noch immer sprachlos dastand.

»Ich war zu schnell, ich war zu durstig!« murmelte Salomon vor sich hin, indem er zum Sessel zurückschlich und den neben demselben stehenden Hut ergriff. »Ich will ihm seine Wechsel mit in den Sarg legen und dann nicht mehr denken an ihn, denn wie er mich immer betrogen, so hat er mich auch jetzt betrogen im letzten Augenblick! . . . Ich hätte bedenken sollen, mit *wem* ich zu thun hatte; ich hätte nicht sein sollen so unbesonnen zu vergessen, daß er war der Kammerherr von Dörenberg, der zu finden wußte immer einen Ausweg, und wär's auch den Weg in die Hölle!«

Ohne einen Blick zurück oder auf den noch immer und sprachlosen Diener schlich Salomon gesenkten Hauptes

zur Thür hinaus, betrogen um die schönste Hoffnung, die seit Jahren der Inhalt seines Lebens, Denkens und Sinnens gewesen ...

Erst als Salomon bereits die Straße gewonnen, erholte sich François von seinem Schreck; noch immer aber starrte er mit Grauen die Leiche seines Gebieters an.

Nicht Theilnahme war's, was in ihm vorging, nur der jähe Schreck über diesen Anblick. Ihm, dem größten Schelme, der jemals in einer Livrée gesteckt, war das Schicksal seines Herrn sehr gleichgültig; er war nie mit sich einig gewesen, wer von ihnen Beiden der größte Schurke sei, daß es aber mit einer so stolzen Existenz ein so überraschendes und trauriges Ende nehmen könne, das machte ihn stutzig.

»Er ist todt! sagte der alte Jude eben,« murmelte François endlich vor sich hin. »Todt im Handumwenden! ... Was hier vorgegangen, mag ein Anderer errathen, daß aber nicht Alles in Ordnung war, bewies mir die trockne Antwort, die mir der sonst so kriechende Polizeirath soeben gab und die frechen Mienen der Unterbeamten, die sonst den Kammerherrn wie einen zweiten Herrgott betrachteten. Schon seit acht Tagen ist etwas in ihm vorgegangen, was ich vergebens zu belauschen suchte und sein ewiges Fragen nach dem jungen Baron, der uns ganz bei Seite liegen ließ, muß auch seine eigne Bewandtniß gehabt haben ... Jetzt freilich wird Alles an den Tag kommen und mit den Uebrigen werde auch ich erfahren, was vorgefallen, denn der Jude muß auch verrückt geworden sein, da er von Brudermord faselte ... Einstweilen

ist er todt! Und ich? . . . Wäre ich nicht François, d. h. ein gescheidter Junge, der in dieser Schule was gelernt, ich würde jetzt verzweifelt dastehen und nicht wissen, unter wessen Tisch ich morgen meine Füße strecken soll. Glücklicherweise hab' ich mein Schäfchen in's Trockne gebracht; ich kann die Livrée ausziehen wenn ich will, und es wird wohl am besten sein, wenn ich das so bald als möglich thue. *Hier* ist's nicht geheuer; zu holen ist hier auch nichts mehr, ich werde also den Kutscher, den Koch und das übrige Personal zusammen rufen, ihnen erklären, wie ich den gnädigen Herrn hier in Gegenwart des Juden leblos am Boden gefunden, dann mein Bündel schnüren und meines Weges gehen. Ich habe nicht Lust, hier noch den Leidtragenden zu spielen und mir einen Trauerflor anzulegen; mögen die Andern ihn begraben helfen; ich gehe, mich um meine eignen Angelegenheiten zu kümmern!«

François, ein ebenso herzloses Geschöpf wie es sein Gebieter gewesen, trat in das Vorzimmer zurück, rief die Dienerschaft zusammen, erklärte ihnen was geschehen und eine Stunde darauf verließ er mit einem Bündel unter dem Arm das Haus, denn François hatte schon seit längerer Zeit ein eignes Absteigequartier, von welchem aus er seine kleinen Geld- und andre Geschäfte betrieb und wo er die Stunden seiner Muße verbrachte, um ungestört raffiniren und verwerthen zu können, was er im Dienste seines Herrn für sich eroberte.

Auf der Straße begegnete ihm Jean, Gerhard's Diener, bekanntlich sein Freund und Zögling. Jean wollte

vor Schreck in die Erde sinken, als ihm François mit der gleichgültigsten Miene von der Welt erzählte, der Kammerherr sei urplötzlich, wie man vermuthe, an einem Gehirnschlage gestorben.

»Du siehst jetzt die Nutzenanwendung der schönen Lehren, die ich Dir stets gegeben,« sagte François zu Jean. »Ich bin jetzt ein gemachter Mann und sollten meine Speculationen glücken, so kannst Du in *meinen* Dienst treten, sobald es Dir bei Deinem jungen Baron nicht mehr gefällt.«

Mit einer herablassenden Handbewegung entfernte sich François und ließ den erstaunten Collegen dastehen.

»Die gnädige Tante ist todt, der gnädige Onkel ist todt,« murmelte Jean vor sich hin, »mein junger Herr ist nach Zehneck gereist, vermuthlich um die großen Güter in Besitz zu nehmen ... Jean,« setzte er pffiffig hinzu, während ein Schimmer der Erleuchtung über sein dummes Bauerngesicht flog, »wenn Du jetzt gescheidt bist, so hast Du Gelegenheit, Dein Schäfchen ebenso in's Trockne zu bringen wie dieser François, der mir, während er selbst noch in der Livrée steckt, schon einen Dienst bei sich anzubieten wagt ... Wie lange war also François im Dienste des Kammerherrn? Fünf Jahre, sagte er, so dünkt mich! Und in diesen fünf Jahren gelang es ihm, als treuer Diener seines Herrn sich ein Vermögen zu schaffen! ... «

Jean ging, um desgleichen zu thun.

XIX. SCHLUSZ.

Als Gerhard wenige Tage später zurückkehrte, empfing ihn ein entsetzliches Gerücht, das bereits die ganze Stadt erfüllte und das, wie er sich schnell überzeugete, nicht mehr Gerücht, sondern eine auf's Traurigste bestätigte Wirklichkeit war.

Was Jean ihm nur anzudeuten wagte, erfuhr er in der ersten Stunde seiner Anwesenheit: Sein Oheim war einem Schlagfluß erlegen, sein jäher Tod hatte ihn vor einer fürchterlichen Anklage gerettet, alle Welt sprach mit Abscheu von dem Todten, dem Mörder seines eignen Bruders; die Zeitungen hatten sich der Sache bemächtigt und in entstellter Weise den Inhalt der verhängnißvollen Chronik veröffentlicht, welche der Staatsanwaltschaft übergeben worden. Alles, was man dem Todten Schlechtes nachsagen konnte, ward aus der Vergessenheit hervorgezogen, Schmach und Fluch häufte sich auf den Sarg des Todten, der in aller Stille am Abend vor Gerhard's Ankunft zum Friedhof hinausgeschafft worden.

Der Hof, die aristokratischen Kreise der Stadt, in welchen der Kammerherr brillirt hatte, verleugneten ein Andenken, keine Zunge nannte seinen Namen und der arme Gerhard mußte selbst die Schande entgelten, welche auf dem seinigen haftete.

Von dem Zusammenhang des alten Salomon mit dem Kammerherrn erzählte man die wunderbarsten Dinge. Man wollte wissen, daß Salomon es gewesen, der dem letzteren den Tod geschworen, und der Umstand, daß

Salomon bei der schrecklichen Katastrophe in des Kammerherrn Wohnung anwesend war, vereint mit den Aeußerungen, welche der Diener François vor der Behörde gemacht, ließen dies sehr glaublich erscheinen.

Niemand sah indeß den alten Salomon. Er hatte mit seiner Tochter das Haus verlassen und sich in einer Vorstadt eine Wohnung gemiethet, und als die Behörden von ihm erfahren wollten, was dem urplötzlichen Tode des Kammerherrns, der nach ärztlichem Bericht am Schlagfluß gestorben, voran, gegangen sei, verweigerte er unter dem Vorgeben einer Krankheit einstweilen jede Auskunft.

Gerhard seinerseits mied die Oeffentlichkeit und wagte es kaum sich in der Straße zu zeigen.

Gleich nach seiner Ankunft eilte er nach Hedwig's Wohnung und fand hier die Familie im innigsten Zusammenleben.

Hedwig erröthete heftig, als sie ihn in der Thüre erscheinen sah. Julie eilte ihm mit Herzlichkeit entgegen, während Naumann ein Zeitungsblatt in die Tasche steckte, in welchem er eben einen langen Bericht über den Tod des Kammerherrn und das Verbrechen gelesen, dessen er beschuldigt worden. Anfangs verlegen, dann aber um so aufrichtiger streckte er dem jungen Manne die Hand entgegen.

»Es ist Entsetzliches hier vorgegangen,« sagte Gerhard, während er zerstreut Hedwig's Hand in der seinigen behielt. »Ich komme zu Ihnen, Herr Naumann, um mich über die Details dieses grauenhaften Vorfalls unterrichten zu lassen, denn ich wage es nicht, fremden Leuten

unter das Auge zu treten, seit der Name meiner Familie
...«

»Herr Baron,« unterbrach ihn Naumann, »danken wir Gott, der die Sache so günstig gewendet, indem er einen Mann der irdischen Gerechtigkeit entzog, der dieser so lange gespottet. Hätte ich eine Ahnung von all diesem gehabt, vielleicht hätte es in meiner Macht gelegen, diese entsetzliche Anklage unmöglich zu machen, denn ich selbst hatte diese Anklage in meiner Hand, ohne ihren Inhalt zu kennen. So viel mir aus Allem hervorgeht, ist es Salomon gewesen, der gegen den Verstorbenen einen Act der teuflischsten Rache übte. Die halben Worte, welche er gegen mich geäußert, sind mir erst jetzt klar geworden und jetzt erst weiß ich, daß er mit kaum glaublicher Ruhe und Sicherheit an dem Untergange Ihres Oheims arbeitete ... Auch jetzt wieder macht mich Salomon zum Träger vielleicht ebenso verhängnißvoller Papiere; er sandte mir gestern durch seine Tochter ein an Sie gerichtetes Couvert, das mir in den Händen glühte, weil ich seinen Inhalt fürchtete. Nehmen Sie es, Herr Baron. Ich hoffe, es enthält nichts Böses, denn er achtet und schätzt Sie, wie ich von ihm selbst hörte. Nehmen Sie, ich hebe eine unüberwindliche Angst vor Allem, was Salomon mir anvertraut!«

Damit reichte er Gerhard ein dickes Couvert. Dieser öffnete dasselbe und fand darin alle die Schuldscheine, welche er Salomon so leichtsinnig unterschrieben. Beigefügt waren einige Zeilen Salomon's Hand, diese lauteten:

»Herr Baron! Ich halte mein Versprechen. Sie empfangen hier die Schuldscheine zurück; sie repräsentiren ein Kapital von dreimalhunderttausend Thalern. Sie sind mir den dritten Theil dieser Summe schuldig und über diese erwarte ich einen andern Schuldschein. Er soll die Mitgift meiner Tochter sein, deren Hochzeit in einigen Monaten stattfinden wird.

»Zürnen Sie nicht dem alten Salomon, der oft aus Vorsicht anders handeln muß als es ihm sein Herz dictirt.«

Schweigend reichte Gerhard die Papiere Naumann hinüber, der sie flüchtig durchlas und den Kopf schüttelte.

»Er ist nicht schlecht, ich sagte es ja,« sprach Naumann, »aber ein Räthsel bleibt mir dieser Mensch und nur in seinem Haß gegen Ihren Oheim finde ich den Schlüssel hiezu.«

Naumann mußte jetzt Gerhard Alles erzählen, was er über den Tod seines Oheims und dessen Verhältniß zu Salomon erfahren; zur Ergänzung desselben zog er das Zeitungsblatt, hervor, welches er vorhin versteckt, und reichte es Gerhard.

Während dieser las, verrieth sein Antlitz zur Genüge was in ihm vorging. Tief danieder geschlagen gab er Naumann das Blatt zurück.

»Vielleicht trägt mein unseliger Leichtsinn die größte Schuld an all diesem!« seufzte er vor sich hinblickend. »Gedankenlos in die Welt hinein lebend, verlachte ich die Zumuthung meiner seligen Tante, jene Chronik zu lesen,

welche mir der Inbegriff der höchsten Langeweile erschienen, denn ich hatte keine Ahnung von ihrem blutigen Inhalt, noch weniger aber eine Ahnung von der Bedeutung, welche jenes Heft erhalten sollte. Jetzt erst begreife ich das hohe Gewicht, welches Ihre Gattin auf diese Chronik legte, jetzt erst verstehe ich das ängstliche Interesse, welches mein unglücklicher Oheim an dieselbe heftete, jetzt erst wird mir auch der ungewöhnliche abendliche Besuch erklärlich, welchen Salomon meiner Wohnung abstatte! Hätte die Vorsehung mir damals nur den Gedanken eingegeben, einmal einen einzigen Brief der Tante zu Ende zu lesen, es wäre dieser entsetzliche Vorfall vermieden worden, denn auch die Tante wünschte keine Vergeltung und der ganze Zweck ihres Briefes war sicherlich die Absicht, mich vor einem Manne zu warnen, der ihr gefährlich erschien, mich ihm zu entfremden, indem sie mir enthüllte, wessen dieser Mann fähig gewesen ... Doch Alles, was vor einigen Wochen noch abzuwenden war, ist jetzt entsetzliche Thatsache. Auf meinen Namen ist ein Schandfleck geheftet, der unverlöschlich und wie ich auch den Tod meiner armen Wohlthäterin beklage, ich danke dem Himmel, daß sie diese Schmach nicht mehr erlebte; ich danke ihm, daß er mich einem Strudel entzog, in dem ich untergegangen wäre, wenn nicht rechtzeitig die Vernunft bei mir einkehrte ... Daß ich es offen gestehe,« fuhr er fort, indem er sich Hedwig zuwandte, »dieser kleine Engel war es, der mich zum ersten Male einen vernünftigen Gedanken fassen ließ, indem ich mir

sagte: Du liebst dieses Mädchen, diesen reizenden kleinen Kobold, aber sie wird Dich nie wieder lieben können, wenn Du derselbe Windbeutel bleibst, der Du bisher warst: Ich begann also zum ersten Male zu philosophiren, über Mittel nachzudenken, wie ich mich Hedwig nähern könne, das sie mich so herb abgespeist hatte. Mitten in diesem Nachdenken traf mich die Katastrophe, in welcher mein Oheim als ein wenn auch spätes Opfer der Vergeltung fiel. Ob er es ehrlich mit mir gemeint, ob er nicht wirklich geheime Pläne verfolgte, indem er sich bemühte, mich immer mehr in meinen Leichtsinn hinein zu stoßen, ich lasse dies dahin gestellt; Eins aber zu erfahren ist für mich jetzt eine Lebensbedingung!« setzte er hinzu, indem er sich erhob und vor Hedwig hintrat, deren Antlitz sich bis zur Stirn färbte. »Ich muß wissen, ob Hedwig mich ein wenig lieben kann, ob ich ihr jetzt verständig und zuverlässig genug erscheine, ob sie meinen Worten *jetzt* Glauben schenkt, wenn ich ihr Angesichts ihrer Eltern sage: ich liebe sie wie meinen Abgott, wie meinen rettenden Engel, und wenn dieser Engel mich abermals zurückweist, so bin ich im Stande, meinen Verstand wieder zu verlieren und einen Rückfall in meinen Leichtsinn zu erleben, der mich rettungslos verloren machen würde . . . Hedwig,« rief er, vor ihr sich auf die Knie werfend und ihre beiden Hände erfassend, »willst Du mein werden, willst Du mit mir, mit Deinem Vater, Deiner Mutter nach Zehneck zurückkehren, willst Du mir helfen, in das verödete Schloß wieder Leben, Freude und Glück hineinzutragen, die so lange aus demselben verbannt waren?

... Hedwig, willst Du mein Weib sein und mit mir dahin zurückkehren, wo wir Beide als Kinder so glücklich waren?«

Hedwig schwieg. Sie blickte den jungen Mann mit hochroth gefärbtem Gesichte, mit einem schalkhaften Lächeln an. Dieser aber sah, daß zwei Freudenthränen in den blauen Augen des Mädchens sich sammelten, er sah, wie sie über ihre Wangen rollten und fing sie mit seinen Lippen auf.

Ehe Hedwig noch zu antworten vermocht, hatte er sie umarmt, preßte sie an sich, schwang sie in seinen Armen jubelnd im Zimmer herum und ehe Hedwig noch zu sich selbst kam, hatte Gerhard sie mit sich zu den Füßen des Vaters gerissen, der überglücklich auf das Pärchen herabblickte und Beiden segnend, die Hände auf das Haupt legte.

»Salomon! Ehrlicher, braver Salomon, wie dank' ich Dir!« murmelte Naumann, »Du versprachst mich wieder glücklich zu machen und was Du mir einst auch angethan, Du hast es tausendfältig wieder gut gemacht!«



Acht Wochen waren seit jenem Tage verschwunden. Gerhard hatte nach geschehener Mündigkeitserklärung die Güter seiner Tante angetreten und wohnte mit seiner schönen, von Glück und Stolz strahlenden Gattin auf dem Schlosse Zehneck, das Gerhard durch einige Dutzend Arbeiter, die er dorthin voraus geschickt, gänzlich

umgewandelt hatte und in welchem jetzt eine Freude herrschte, wie sie das ehrwürdige Gebäude niemals gesehen.

Der Herbst hatte eben noch einige warme Tage gebracht, aus den Rabatten, mit welchen Gerhard den Schloßhof hatte zieren lassen, blühte der köstlichste Georginenflor und im Parke bemalte die Hand des Herbstes die Blätter mit den buntesten Farben.

Naumann saß mit Julie auf dem nach dem Parke zu liegenden Altan des Schlosses; Beide plauderten von alten Zeiten und zuweilen ergriff der erstere die Hand Juliens und drückte sie sie herzlich in der seinigen. Gerhard und Hedwig waren im Dorfe, um ihre täglichen kleinen Besuche in den Hütten zu machen und zu helfen und zu raten, wo sie konnten. Von dieser Promenade zurückkehrend fing Gerhard die Briefmappe auf, welche der Bote jeden Mittag aus der Stadt zu holen pflegte, und eilte mit Hedwig in den großen Saal des oberen Stockwerks, vor welchem der Altan lag und in welchem wir auch dasselbe große Oelgemälde Naumann's aufgehängt finden, das sonst umflort in dem Schlafcabinet Julien's seine Stelle hatte.

Mit heiterem Gruß dem Vater und der Mutter um den Hals fallend betrat Hedwig den Altan, während Gerhard auf demselben Platz nahm, um die Briefe und Zeitungen aus der Mappe zu ziehen.

Gleichgültig durchflog sein Auge das Zeitungsblatt, bis es auf einer besonders interessanten Stelle ruhte.

»Eine Neuigkeit!« rief er plötzlich, jedoch mit allen Zeichen des Mitleids. Unter den Vermischten Nachrichten lese ich hier Folgendes: »Gestern, Morgen verschied hier einer der im Geschäftsverkehr bekannte Männer, Sami Salomon, nachdem er am Tage vorher seine einzige Tochter mit einem der geachtetsten Kaufleute unserer Stadt vermählt. Er hinterläßt ein Vermögen, das man auf eine halbe Million zu schätzen berechtigt ist.«

Während die Uebrigen noch mit dem Eindruck beschäftigt waren, welchen die Nachricht in ihnen hervorgebracht, wurzelte Gerhard's Auge auf einer andern Stelle unter denselben vermischten Nachrichten. Diese lautete: »Vor einigen Tagen fand man Flusse den Leichnam eines Mannes, welchem unsre Sicherheitsbehörde vergeblich nachgespürt, seit er dem Polizeigewahrsam auf unbegreifliche Weise entsprungen. Es ist die Leiche des einst sehr berühmten falschen Spielers und Abenteurers, des Baron von Grimmer, der mehr als dreißig Jahre hindurch in der Welt umher zigeunerte, wiederholt verfolgt, ergriffen und entsprungen, stets unter fremdem Namen von Neuem zu täuschen wußte und immer wieder mit freilich allmählig schwindendem Glück sein abenteuerliches Schnapphahngewerbe fortsetzte, bis er endlich selbst diesem ruhelosen Dasein ein Ziel setzte und wahrscheinlich aus gänzlichem Mangel an Lebensunterhalt den Tod in den Wellen suchte.«

Schweigend steckte Gerhard das Zeitungsblatt in die Tasche, um den Seinigen eine traurige Nachricht zu ersparen.